SPRACHE

Von PAUL KRETSCHMER

I. ALLGEMEINES

1. Philologie und Sprachwissenschaft

Philologie und Sprachwissenschaft sind heute, so nahe sie sich auch nach dem Gegenstand ihrer Forschung stehen, zwei verschiedene Lehrfächer. Denn die Abgrenzung wissenschaftlicher Arbeitsgebiete ist in erster Linie nicht durch die Verschiedenheit der Gegenstände, nicht durch theoretische Erwägungen bedingt — vom theoretischen Standpunkt betrachtet ist ja überhaupt alles Abgrenzen vom Übel, weil es, wie man es auch vornehmen mag, die natürlichen Zusammenhänge der Dinge zerreißt und leicht zu einseitigen Urteilen führt — vielmehr sind es praktische Rücksichten, die zu einer Teilung der wissenschaftlichen Arbeit zwingen, die Unmöglichkeit für den einzelnen Forscher, mehrere große Gebiete der Wissenschaft zugleich zu beherrschen, die dafür nötigen Kenntnisse und Begabungen zu vereinigen und die Erfahrung und Übung sich anzueignen, die für die Handhabung jeder Methode erforderlich ist. Philologe und Sprachforscher haben es zwar beide mit der Sprache zu tun, aber jener mit der individuellen Sprachbetätigung, wie sie sich in literarischen Texten äußert, dieser mit der generellen Sprechtätigkeit, mit den Normen und Gesetzen, von denen sie beherrscht wird. So ist der Philologe zur Vertiefung in sprachliche Individualitäten, der Sprachforscher zur Ausbreitung über viele Sprachen, zur Vergleichung verschiedener Idiome genötigt. In der Tat war es die vergleichende Methode, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zur Begründung der Sprachwissenschaft als eines besonderen Lehrfaches geführt hat; doch hat dies zugleich eine bedauerliche Entfremdung zwischen ihr und der klassischen Philologie zur Folge gehabt. Daß die Philologie den Forderungen, die die neue Wissenschaft stellte, selbst nicht gleich nachkommen konnte und mochte, ist begreiflich, weniger aber, daß sie sich auch grundsätzlich ablehnend gegen die neue Methode verhielt und bei ihren veralteten sprachwissenschaftlichen Anschauungen stehen blieb, was nun wieder die bedauerliche Folge hatte, daß auch der Sprachforscher die Fühlung mit der Philologie verlor und berechtigten philologischen Forderungen nicht genügte. Gegenwärtig ist jedoch die Erkenntnis zum Durchbruch gekommen, daß beide Wissenschaften danach trachten müssen, den für sie unerläßlichen Zusammenhang miteinander wiederzugewinnen. Denn die Philologie kann zur Erklärung sprachlicher Texte der Hilfe der Grammatik nicht entbehren, und die Sprachforschung ihrerseits bedarf wie jede Wissenschaft, die ihr Material aus literarischen Quellen schöpft, zum richtigen Verständnis und zur kritischen Beurteilung der sprachlichen Überlieferung die Dienste der Philologie. Die Altertumskunde aber, die selbst keine Disziplin ist, sondern eine Zusammenfassung ver-

schiedener Lehrfächer zu dem gemeinsamen Zweck, die antike Kultur als ein Ganzes zu erfassen — sie ist der Boden, auf dem sich auch die Sprachforschung mit der Philologie zusammenfindet, um die Sprache in ihrem unlöslichen Zusammenhange mit den übrigen Kulturfaktoren zu würdigen. |

Der Aufgabe, das Zusammenwirken von Sprachwissenschaft und klassischer Philologie zu fördern, dient die Glotta, Zeitschrift für griechische und lateinische Sprache, 1907 begründet von PKretschmer und FrSkutsch, seit dem 5. Band (1914) herausgegeben von PKretschmer und WKroll. Die jedem Band beigefügten Literaturberichte zur griech. und latein. Grammatik unterrichten ständig über die neuen Fortschritte auf diesem Gebiet. Außerdem gibt das Indogermanische Jahrbuch Iff. (Straßburg 1914ff.) bibliographische Übersichten über die sprachwissenschaftliche Literatur seit 1913. — In der folgenden Darstellung halte ich es für zweckmäßig, weniger die philologische als die dem Philologen nicht so vertraute rein linguistische Seite des sprachwissenschaftlichen Betriebes hervorzuheben.

2. Methoden und Quellen der Sprachwissenschaft

Es ist wohl eine selbstverständliche Forderung, daß, wer sich mit sprachlichen Überlieferungen beschäftigt, vom Wesen der Sprache und von der Natur der sprachlichen Vorgänge eine richtige Vorstellung besitzen muß. Von Seiten der Sprachwissenschaft kann nicht genug betont werden, daß dies und nicht die vergleichende Methode die wichtigste Voraussetzung für alle sprachlichen Studien bildet. — Jede Methodenlehre hat neben ihrer positiven Aufgabe auch die negative, auf die verschiedenen Fehlerquellen hinzuweisen, vor den Irrwegen zu warnen, die der Unkundige einzuschlagen geneigt sein könnte. Es ist das Kennzeichen des Dilettanten, daß er immer von neuem die Fehler begeht, die von der Wissenschaft längst als solche erkannt und überwunden worden sind. Die Sprachstudien haben lange namentlich darunter gelitten, daß sie zu anderen als rein linguistischen Zwecken und von ihnen fremden Gesichtspunkten aus betrieben worden sind; sie haben bis zum Anfange des 19. Jahrh. hauptsächlich unter der Herrschaft der Philologie und der Philosophie gestanden.

Der philologische Betrieb des Sprachstudiums geht von den alexandrinischen Grammatikern aus. Sie haben die παιδικὴ γραμματική, d.h. den Elementarunterricht, die ἐπιστήμη τοῦ γράψαι καὶ ἀναγνῶναι (Aristot. Top. VI 5. 142b 31), die außer dem Lesen und Schreiben auch die Interpretation der klassischen Literatur, namentlich des Epos in sich schloß, auf eine wissenschaftliche Stufe erhoben. Diese wissenschaftliche (ἐντελὴς) γραμματική, von den Römern mit litteratura übersetzt, war also von Hause aus nicht Sprachwissenschaft, sondern Philologie. Die Philologie aber verwendet das Sprachstudium zunächst nur als Mittel zum Zweck, nämlich als Hilfsmittel für die Interpretation literarischer Texte, und da folglich fast nur die Schriftsprache für sie in Betracht kommt, so macht sie diese ausschließlich oder doch vorwiegend zum Gegenstand ihres Studiums. Der philologische Betrachter der Sprache ist daher geneigt, seine Anschauungen über deren Wesen an der Schriftsprache zu bilden und, da ihm die geschriebenen Texte sichtbar entgegentreten, die Sprache für etwas Gegenständliches, Dingliches und selbständig Lebendes zu halten. Wo es sich um Laute und Lautwandel handelt, sprach die ältere Grammatik oft von Buchstaben und Buchstabenvertauschung und dachte kaum daran, daß die Schriftzeichen nichts als Symbole für Vorgänge, nämlich für die Artikulation von Lauten sind. — Die einseitige Berücksichtigung der geschriebenen Sprache führt ferner leicht zu einer Unterschätzung und Verkennung der gesprochenen, d.h. der Sprache im eigentlichen Sinne. Mit ihrer Bezeichnung als Vulgärsprache wird gern der Begriff des Gemeinen,

Pöbelhaften und der einer Entstellung der 'richtigen' und 'gebildeten' Sprache verbunden. Wie wenig diese Anschauung geschichtlich berechtigt ist, ergibt sich z. B. aus der Erwägung, daß eine so elegante Sprache wie die französische nur die moderne Stufe des sog. Vulgärlateins darstellt. Es gehört nun einmal zur Eigentümlichkeit der gesprochenen Sprache, daß sie — aus welchen Gründen auch immer — fast beständig sich verändert, während die Schriftsprache im Gegenteil einen vorzugsweise konservativen | Charakter hat. Da aber die letztere als Organ aller höheren Kulturtätigkeit dient, häufig auch von den gebildeten Ständen als Umgangssprache gebraucht wird, so erlangt sie leicht eine kanonische Geltung, sie wird zum Maßstab des Sprachrichtigen, und die sich fortentwickelnde gesprochene Sprache, die vorwiegend von den weniger gebildeten Bevölkerungsschichten gehandhabt wird, mit ihren mannigfachen dialektischen Schattierungen wird als ungebildet, plebejisch, bäurisch gebrandmarkt, ihre Veränderungen als Entstellungen, als Sprachfehler betrachtet. Man kann also zwar diese Anschauung aus der geschichtlichen Entwicklung der Dinge verstehen, aber der objektiv urteilende Historiker darf sie sich nicht selbst zu eigen machen.

Da die antiken Sprachen uns nur durch die schriftliche Überlieferung zugänglich sind, so konnte eine richtigere Erkenntnis des Wesens sprachlicher Vorgänge nur von dem Studium der lebenden Sprachen und Mundarten ausgehen. Die germanische und romanische Sprachwissenschaft gingen uns da naturgemäß voran. Nur an den der Erfahrung unmittelbar zugänglichen Erscheinungen der Gegenwart können wir lernen, wie die Vorgänge der Vergangenheit zu beurteilen sind.

Ungefähr ebenso alt wie die philologische Grammatik ist die Beschäftigung der Philosophie mit der Sprache. Ihr kam es vor allem auf die Frage an: wie verhält sich das Sprechen zum Denken, das Wort zum Begriff? Von Platons Kratylos an bis zur 'philosophischen Grammatik' des 18. Jahrh. ist es dieses Problem, das die Philosophie an den Sprachstudien hauptsächlich interessierte. Indem sie das Sprechen als ein lautes Denken auffaßte, verfiel sie in den Fehler, die sprachlichen Erscheinungen aus den logischen Kategorien abzuleiten und die Grammatik gänzlich der Logik unterzuordnen. Namentlich die Syntax, mit der sich diese philosophische Grammatik vorzugsweise beschäftigte, hat unter der Verwechslung des Sprachlichen mit dem Logischen gelitten. Es ist nun einmal Tatsache, daß die große Masse der Sprechenden nicht mit der logischen Schärfe eines Philosophen denkt, so daß Lichtenberg sogar den Satz aufstellen konnte: unsere ganze Philosophie ist Berichtigung des Sprachgebrauchs. Nicht die Logik, die die Gesetze des richtigen Denkens sucht, sondern nur die Psychologie, die alle Erscheinungen des Seelenlebens objektiv beobachtet, kann den sprachlichen Tatsachen gerecht werden.

Die psychologische Betrachtung der Sprache muß sich aber von der logischen nicht nur dadurch unterscheiden, daß sie die sprachlich zum Ausdruck kommenden Vorstellungen und Vorstellungsverknüpfungen objektiv ohne Rücksicht auf ihre logische Richtigkeit untersucht, sondern sie muß auch die übrigen Arten seelischer Vorgänge, Gefühls- und Willensleben in ihren Kreis ziehen. Dies ist bisher noch zu wenig geschehen. Daß Gefühle, Stimmungen und Affekte in der Wortgeschichte, in der Syntax, auch in der Lautgeschichte eine Rolle spielen, darf nicht übersehen werden.

Der Einfluß dieser Grundfunktionen des Bewußtseins äußert sich freilich in sehr verschiedener Weise. Auf lautlichem Gebiet zeigt er sich in der dichterischen Sprache im Metrum und Reim, ferner in der Lautmalerei (z. B. Il. Ψ 116), in der Vermeidung häßlicher Laute wie des s (Lasos' scherzhaft gemeinte ἄσιγμος ᾠδή Athen. X 455 c., Dionys. Hal. de compos. verb. 14 p. 55 Us.); in der antiken Kunstprosa in der Alliteration, der Vermeidung

des Hiats und in der Satzrhythmik, hauptsächlich den sog. Klauseln, den rhythmischen Satzschlüssen, die in neuerer Zeit den Gegenstand so vieler eindringender Untersuchungen gebildet haben. Auf syntaktischem Gebiet z. B. in der Satzbetonung und der Wahl der Satzform (ironische, „rhetorische" Fragen u. dgl.). Ferner weckt jedes Wort durch seine Bedeutung nicht nur Vorstellungen, sondern auch Gefühlstöne in uns, die freilich von sehr verschiedener Stärke sind. Neben ausgeprägten „Verstandeswörtern", wie den Fachausdrücken, liegen die ziemlich begriffsleeren „Gefühlswörter", z. B. Kose- und Schmeichelwörter (χρυσίον 'Goldchen', ocelle mi) und andererseits Schimpfwörter und zwischen beiden Klassen in unzähligen Abstufungen die übrigen bald mehr, bald weniger lust- oder unlustbetonten Wörter.

Den Einfluß der mannigfachen seelischen Grundmotive des Sprechens auf die Satzgestaltung betont nachdrücklich KBrugmann, Verschiedenheiten der Satzgestaltung nach Maßgabe der seelischen Grundfunktionen in den indogermanischen Sprachen. Berichte der Sächs. Ges. 70 (1918), 6. Heft. — Vorzugsweise auf dem Gebiet der Wortgeschichte handelt nach dem Vorgang anderer (vgl. JvanGinneken, Idg. Jahrb. IV 57) HSperber Über den Affekt als Ursache der Sprachveränderung, Halle 1914, und in den Studien zur Bedeutungsentwicklung der Präposition 'über', Uppsala 1915. Vgl. unten den Abschnitt Bedeutungslehre.

Es hat lange gedauert, ehe der Sprache eine Betrachtung zuteil wurde, die auf psychologischer Grundlage ruhend und von Vorurteilen unbeeinflußt ihr wahres Wesen zu würdigen verstand. Auch die Begründung der vergleichenden Sprachwissenschaft durch FrBopp und der historischen Grammatik durch JGrimm, die der Sprachforschung eine solche Fülle neuen Materials zuführte, brachte in theoretischer Beziehung zunächst keine großen Fortschritte. Im Gegenteil, in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. entwickelte sich eine Anschauung von der Natur der Sprache, die der richtigen Erkenntnis wieder für lange Zeit den Weg verbaute, die Auffassung der Sprache als eines lebendigen Organismus, als eines 'organischen | Naturkörpers', der mit Lebenskraft ausgestattet sich entwickelt, wächst, eine Blüteperiode erlebt, um dann nach und nach wieder zu verfallen und abzusterben. Von Haus aus war diese Auffassung natürlich nur bildlich gemeint, und in diesem Sinne wird noch heute gern vom 'Leben der Sprache' oder etwa von der 'Lebensgeschichte eines Wortes' gesprochen. Aber wie gefährlich solche rhetorischen Ausdrucksweisen dem Denken werden können, hat sich in diesem Falle besonders deutlich gezeigt. Man vergaß fast gänzlich, daß man es hier mit einem Bilde zu tun hatte, man teilte die Geschichte jeder Sprache in eine vorhistorische Periode aufsteigender Entwicklung und eine historische Periode des Verfalls ein, man ließ die Sprachen wie Lebewesen sich fortpflanzen und sprach folgerichtig von einem Stammbaum der Dialekte, von Tochtersprachen und Schwestersprachen — und alle diese Bilder verhüllten den einfachen realen Sachverhalt, den man sich nicht deutlich machte.

Man sollte meinen, es brauche nicht besonders gesagt zu werden, daß Sprache kein Ding ist, das außerhalb des Menschen selbständig existiert, und doch hat diese Vorstellung alle frühere Sprachbetrachtung beherrscht. Schuld daran war zum Teil der abstrakte, nicht ganz leicht zu definierende Begriff Sprache. Stellen wir zunächst die leichter zu beantwortende Vorfrage: was ist Sprechen? so ist von vornherein klar, daß es sich da um einen Vorgang, um eine Tätigkeit des Menschen handelt, nicht aber um eine Sache. Sprechen heißt durch Bewegungen der Artikulationsorgane Laute oder Lautfolgen hervorbringen, die den Ausdruck innerer Vorgänge, seelischer Erlebnisse bilden: man hat die Sprechtätigkeit daher kurz als eine Ausdrucksbewegung bezeichnet. Sie hat demnach zugleich ein physisches und psychisches Element, gehört also zu den psychophysischen Lebensäußerungen. Ihr besonderer Charakter wird aber noch durch eine andere Eigenschaft bestimmt, sie ist traditionell, die Ausdrucksmittel sind überliefert und bleiben sich innerhalb gewisser Grenzen gleich. Diese Eigenschaft hat die Sprechtätigkeit mit den Sitten oder

Gebräuchen gemein. Neben dem Sprechvorgang im engeren Sinne kommt also noch ein zweiter seelischer Vorgang in Betracht, der jenem notwendig voraufgeht und zugrunde liegt, die Erinnerung an frühere Sprechtätigkeit, die Kenntnis also der überlieferten Ausdrucksmittel.

Während Sprechen einen realen, sichtbaren und hörbaren Vorgang, ein geschichtliches Faktum darstellt, ist Sprache eine bloße Abstraktion: es ist die Sprechsitte, die Summe aller aus den unzähligen Sprechvorgängen abstrahierten Sprechregeln, oder was auf dasselbe hinausläuft, die Gesamtheit der lautlichen Ausdrucksmittel. Man ersieht hieraus, inwiefern es ungenau und irreführend ist, beispielsweise die französische Sprache als Tochter der lateinischen oder als aus der lateinischen entstanden zu bezeichnen. Wenigstens darf man sich nur dann so ausdrücken (ganz ohne Bilder kommen wir ja beim Reden nicht aus), wenn man sich des bildlichen Charakters dieser Wendungen voll bewußt ist und sich den wirklichen Vorgang klar gemacht hat.

Die Sprechtätigkeit besteht, wie schon bemerkt, in psychischen und physischen Vorgängen; theoretisch wäre also die Sprachforschung Natur- und Geisteswissenschaft zugleich. Die seelischen Vorgänge spielen jedoch die größere Rolle und bilden den eigentlichen Gegenstand der Sprachwissenschaft, während sie aus Gründen der Arbeitsteilung die Erforschung der rein physischen Vorgänge der mit naturwissenschaftlicher Methode arbeitenden Lautphysiologie überläßt. Auch hier zeigt sich eben wieder, daß alle Einteilungen der Wissenschaft in Disziplinen in erster Linie | eine praktische Bedeutung, nicht eine theoretische haben. Nach dem Gesagten muß also die Methode der Sprachforschung im allgemeinen eine psychologische sein.

Aus der Literatur über die Prinzipien der Sprachwissenschaft hebe ich hervor GvdGabelentz, Die Sprachwissenschaft, [2]Lpz. 1901. HPaul, Prinzipien der Sprachgeschichte, [4]Halle 1909. VPorzezinski, Einleitung in die Sprachwissenschaft, übersetzt von EBoehme, Lpz. 1910, PhWegener, Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens, Halle 1885. HOertel, Lectures on the Study of Language, New-York 1901 WilhWundt, Völkerpsychologie, I. Bd. Die Sprache, [2]Lpz. 1904. JvanGinneken, Principes de Linguistique psychologique, Par. 1907, enthält vieles Anregende, ist aber nicht gerade zur Einführung geeignet. FdeSaussure, Cours de linguistique générale, Genf 1916 (vergriffen, neue Auflage in Vorbereitung). KvEttmayers Vademecum für Studierende der roman. Philologie, Heidelb. 1919, ist zwar für Romanisten bestimmt, aber auch für andere Philologen sehr lehrreich.

Aus der besonderen Eigenart aber der Sprechtätigkeit als einer streng traditionell, d. h. beständig in Erinnerung und Nachahmung älterer Vorbilder geübten, ergibt sich, daß das historische und genetische Verhältnis der sprachlichen Vorgänge zueinander durch eine Vergleichung der Sprechakte ermittelt werden muß. Das vergleichende Verfahren ist keine Besonderheit der Sprachforschung: es wird in allen wissenschaftlichen Disziplinen geübt, denn es besteht ja nur in dem Sammeln und Konfrontieren aller in Betracht kommenden Tatsachen sowie den daraus sich ergebenden Folgerungen. Das Verfahren des Philologen, der, um den ursprünglichen Wortlaut eines Textes zu ermitteln, verschiedene Abschriften desselben miteinander vergleicht, ist von der Sprachvergleichung grundsätzlich nicht verschieden. Auch die dialektischen Formen eines Wortes, die wir miteinander vergleichen, z. B. att. ion. ϲελήνη, dor. ϲελάνᾱ, aiol. ϲελάννᾱ, sind Kopien eines verlorengegangenen Originals, das wir aus den Kopien zu rekonstruieren suchen.

Das vergleichende Verfahren ist denn auch schon früh in der Sprachwissenschaft geübt worden. Nicht nur stellten die griechischen Grammatiker die Wortformen der griechischen Mundarten miteinander in Parallele, sondern auch die Vergleichung von Griechisch und Lateinisch wurde seit der Zeit, wo die lateinische Sprache nach dem

Muster der griechischen grammatisch behandelt wurde, in ziemlich großem Umfange betrieben, wie z. B. das V. Buch von Varros De lingua latina und das Lexikon des Festus bezeugen. Allein der geringe Umfang der Sprachkenntnisse verhinderte die antike und noch die ganze mittelalterliche Grammatik, die vergleichende Methode in fruchtbringender Ausdehnung zu üben. Sie gewann eine epochemachende Bedeutung erst, als mit der Erschließung Indiens die alte Sprache der indischen Literatur, das Sanskrit, in Europa genauer bekannt wurde. Diese Entdeckung läßt sich etwa mit der Auffindung einer sehr alten, dem originalen Text besonders nahe stehenden Handschrift vergleichen. Die Übereinstimmung des Sanskrit mit dem Griechischen, Lateinischen und einer Reihe anderer europäischer Sprachen, Keltisch, Germanisch, Slawisch, Litauisch, ferner Iranisch und Armenisch, erwies sich als eine so weitgehende, daß diese Sprachen als Dialekte einer einzigen Sprache erkannt wurden, oder, wie man gewöhnlich es ausdrückt, als Schwestersprachen, die einer Muttersprache, der indogermanischen Ursprache, entstammen. Richtiger würde man sie als verschieden alte Kopien eines verloren gegangenen Originals bezeichnen.

Die Entdeckung der indogermanischen Sprachverwandtschaft erweiterte unsere Kenntnis der Sprachgeschichte um eine ganze Epoche; denn sie gestattet uns in eine vorgeschichtliche Urzeit zurückzublicken, in der die meisten europäischen und einige vorderasiatischen Idiome nur eine einzige Sprache bildeten, und die ganze Urgeschichte jeder dieser Einzelsprachen der Erforschung zugänglich zu machen. Was einseitig vom Standpunkt der griechischen oder lateinischen Grammatik betrachtet unverständlich bleibt, z. B. der Vokalunterschied von εἶμι: ἴμεν, φεύγω: φυγεῖν, τείνω: τατός, das Verhältnis von ἔχω: σχεῖν, ἕπομαι: σπέσθαι oder etwa die Flexion von lat. sum wird durch die Vergleichung mit den verwandten Sprachen als Residuum prähistorischer Vorgänge enthüllt. Der Aufschluß, den die von FrBopp in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. begründete vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft für die älteste Geschichte des Griechischen und Lateinischen gewonnen hat, ist so bedeutend, daß er die Grammatik dieser wie aller indogermanischen Sprachen auf eine völlig neue Grundlage gestellt hat. Durch die Vergleichung lassen sich die Grundformen, d. h. die prähistorischen Vorstufen fast aller überlieferten sprachlichen Formen ermitteln und dadurch deren Geschichte um ein sehr beträchtliches Stück rückwärts verfolgen. Wir schließen beispielsweise aus der Gleichung ἀγροῖο = skr. *ájrasya,* daß jenes aus *ἀγρόσι̯ο entstanden ist, aus dem Vergleich von ἀγροί, lat. *agri* mit osk. *Núvlanús,* skr. *ájrās,* got. *wulfōs* 'die Wölfe', daß ἀγροί und *agri* ein älteres **agrōs* abgelöst haben, aus der Vergleichung von ἀγροῖσι mit skr. *ájreṣu,* daß die griechische Form aus **agroisu* umgeformt ist. Altpreuß. *lauxnos* 'Gestirne' neben lat. *lūna*, praenest. *losna* lehrt uns, daß *lūna* aus **loucsnā* entstanden ist; got. *sauil* = att. ἥλιος, ion. ἠέλιος ergibt die Grundform *σᾱϝέλιος usw.

Es versteht sich, daß die Vergleichung mit den Dialekten derselben Sprache beginnen muß. Schon die Heranziehung des Oskischen und Umbrischen allein ist für das Lateinische lehrreich, und dasselbe gilt von den dorischen Mundarten, dem Aiolischen usw. gegenüber dem Attischen. So lernen wir aus jenen Dialekten, in welchen Fällen η im Ionischen und Attischen auf älteres ᾱ zurückgeht und wo es altes *ē* vertritt, oder aus dem Oskischen, wo intervokalisches *r* im Lateinischen aus *s* hervorgegangen und wo es ursprünglich ist.

Auf der anderen Seite darf das vergleichende Verfahren nicht übertrieben werden. Man kann den Grundsatz aufstellen, daß jede Sprache zunächst aus sich selbst erklärt werden muß und erst, wo dieses Verfahren versagt, die verwandten Sprachen heranzuziehen sind. Wohin die Nichtbeachtung dieses Grundsatzes führt, zeigt z. B.

die früher beliebte Ableitung von lat. *prōlēs* aus **prozdēs* = got. *frasts* 'Kind' (aus **prostis*), während der Vergleich mit *subolēs, indolēs, adolēsco* keinen Zweifel darüber läßt, daß *prōlēs* aus **pro-olēs* entstanden ist und zu *alo* gehört. Die so einleuchtende Erklärung von *vīpera* aus **vīviparā* 'lebendige Junge gebärend' — durch diese Fortpflanzungsart unterscheiden sich ja gerade die Vipern von den eierlegenden anderen Schlangen — sollte nicht zugunsten einer Vergleichung mit got. *biwaibjan* 'umwinden' und anderen außeritalischen Verben aufgegeben werden.

Als Einführung in die vergleichende Grammatik zu empfehlen ist AMeillets Einführung in die vergleichende Grammatik der indogerm. Sprachen, deutsch von WPrintz, Lpz. 1909, ferner JosSchrijnen, Einführung in das Studium der indog. Sprachwiss. m. bes. Berücks. d. klass. u. germ. Sprachen, übers. von WalthFischer, Heidelb. 1921; auch GHatzidakis' Ἀκαδημεϊκὰ ἀναγνώϲμοτα εἰϲ τὴν Ἑλληνικήν, Λατινικὴν καὶ μικρὸν εἰϲ τὴν Ἰνδικὴν γραμματικήν, Athen 1902–1904. Zur vorläufigen Orientierung dient KBrugmanns Kurze vergleich. Gramm. der indog. Sprachen, Straßb. 1904, im wesentlichen ein Auszug aus dem Hauptwerk, dem Grundriß der vergleich. Grammatik der indog. Sprachen, [1]Straßb. 1886–1900, [2]1897–1913.

Chronologie der sprachlichen Vorgänge. Bei dem Charakter der Sprachtätigkeit als einer traditionellen ist die historische Betrachtung der Sprache von vornherein gegeben. Eine Chronologie der sprachlichen Vorgänge ist dafür notwendige Voraussetzung; sie ist jedoch nur in einer gewissen Beschränkung möglich. Erstens läßt sich öfter das zeitliche Verhältnis verschiedener Sprachveränderungen zu einander bestimmen, also eine innere Chronologie herstellen. Z. B. kann man im Griechischen folgende Reihe aufstellen: 1. Angleichung von ϲ an folgende Nasale und Liquiden (ϲελᾱ́νᾱ aus *ϲελάϲνᾱ). 2. Ion. att. Wandel von ᾱ in η (ϲελήνη). 3. Schwund von Nasal vor ϲ mit Ersatzdehnung des vorhergehenden Vokals (πᾶϲα aus πάνϲα); Schwund | von F (att. κόρη aus *κόρFη aus *κόρFᾱ); Kontraktionen (ἆθλον aus ἄεθλον, νικᾷϲ aus νικάειϲ). Oder etwa im Lateinischen ist der Umlaut von *e* zu *o* älter als der Wandel von *dv* zu *b*, wie die inschriftlich überlieferten Formen *dvenos* : *dvonos* : *bonus* lehren. Solche Anhaltspunkte gibt es aber natürlich nur in beschränktem Maße.

Was die äußere Chronologie der Sprachvorgänge betrifft, so ist hier fast immer nur eine ungefähre Datierung erreichbar. Denn die sprachlichen Veränderungen gehen in der Regel so langsam und allmählich und zugleich so unbewußt oder unmerklich vor sich, daß ihr genauer Anfangspunkt nicht zu bestimmen ist. Eine Ausnahme machen gewisse Vorgänge der Wortgeschichte, wie neue Wortbildungen, Erfindungen technischer Ausdrücke u. dgl., die sich zuweilen zeitlich verhältnismäßig genau fixieren lassen. Der wichtigste Anhaltspunkt für die Datierung einer Erscheinung ist ihr erstes Auftreten in einem datierten Text, wofür namentlich Papyri und Inschriften in Betracht kommen. Natürlich fällt aber das erste schriftliche Auftreten einer Erscheinung nicht mit ihrer Entstehung zusammen, sondern folgt ihr in einem mehr oder weniger langen Intervall nach. Zuweilen helfen uns auch bestimmte zeitliche Angaben in der Literatur wie die Bemerkung Ciceros (Ep. ad fam. IX 21, 2), daß der Diktator L. Papirius Crassus (338 v. Chr.) primum Papisius est vocari desitus, und die der Digesten I 2, 2, 36 vom Censor Appius Claudius Caecus, daß er R litteram invenit, ut pro Valesiis Valerii essent etc. — Vorliterarische Vorgänge lassen sich sehr viel schwerer datieren, eben nur wenn sich zufällig chronologische Anhaltspunkte bieten. So ergibt sich für die lateinischen Vokolschwächungen in Mittelsilben, die durch die vorhistorische Betonung der ersten Wortsilbe hervorgerufen sind, ein terminus post quem aus *Massilia* = Μαϲϲαλία, *Agrigentum* = Ἀκράγαϲ, *Tarentum* = Τάραϲ, ferner zahlreichen Lehnwörtern aus dem Griechischen, deren

Aufnahme nach der Gründung griechischer Kolonien in Italien fällt, wie *talentum* = τάλαντον, *māchina* = μαχανᾱ́ usw.

Sprachgeschichte. Das Ideal sprachgeschichtlicher Darstellung ist noch nicht gefunden oder wenigstens nicht realisiert. Man unterscheidet gewöhnlich eine innere und eine äußere Sprachgeschichte und versteht unter jener eine nach rein sprachlichen Gesichtspunkten angeordnete Darstellung, unter dieser die Entwicklung einer Sprache im Zusammenhang mit den Schicksalen ihrer Träger. Denn da die Sprache kein selbständig existierendes Ding ist, sondern eine Lebensäußerung menschlicher Individuen, so ist sie auch vom Leben und den Lebensbedingungen des Menschen abhängig. Die ganze nationale und politische Geschichte der Völker steht mit ihrer sprachlichen Entwicklung in beständiger Wechselwirkung. Auch die dialektische Differenzierung ist von den besonderen geschichtlichen Umständen, unter denen sie sich vollzieht, wie der Schichtung der Volksstämme, den Verkehrsverhältnissen, der sozialen Gliederung eines Volkes so abhängig, daß dieses vielumstrittene Problem durch eine einzelne Theorie nicht gelöst werden kann: diese kann höchstens einen der verschiedenen Wege angeben, auf denen Dialekte zu entstehen pflegen. Dasselbe gilt von der Entstehung mündlicher Gemeinsprachen, wie dem Vulgärlatein in den Provinzen des römischen Reichs und der mündlichen Κοινή, die sich in der hellenistischen Zeit zur Grundlage der neugriechischen Volkssprache entwickelte, während die Schöpfung einer gemeinschaftlichen Schriftsprache eng mit der ganzen Geschichte der Literatur, oft auch mit den Kanzleiverhältnissen zusammenhängt.

Es ist klar, daß die Darstellung der inneren Sprachgeschichte die äußeren Schicksale der Sprache nicht unberücksichtigt lassen darf, umgekehrt aber auch | diese eigentlich von den innersprachlichen Prozessen nicht getrennt werden können. Eine Verschmelzung beider Betrachtungsweisen wäre also das anzustrebende Ideal. Die heute fast einzig übliche zusammenfassende Darstellung der Entwicklung einer Sprache, das grammatische Handbuch, beschränkt sich gänzlich auf die innere Sprachgeschichte, behandelt diese aber nach rein technischen Gesichtspunkten. Eine wahrhaft geschichtliche Darstellung muß die sprachlichen Erscheinungen als Ausdruck seelischer Vorgänge würdigen und auch die innere Sprachgeschichte auf der Geschichte der geistigen und materiellen Kultur aufbauen.

Die Grammatik. Die Form unserer heutigen Grammatik ist das Produkt einer langen historischen Entwicklung. Ihr Urbild, von den heutigen Grammatiken freilich noch sehr verschieden, ist die Τέχνη γραμματική des Aristarcheers Dionysios Thrax. Grammatik bedeutete damals, wie schon bemerkt, noch Kunde der γράμματα im wörtlichen Sinne, also soviel als Philologie und wird daher auch von Dionysios als ἐμπειρία τῶν παρὰ ποιηταῖς τε καὶ συγγραφεῦσιν ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ λεγομένων definiert. Dementsprechend rechnet Dionysios zur Grammatik auch Kapitel, die mit einer Sprachdarstellung nichts zu tun haben (I² 36): 1. Lesen mit richtiger Aussprache (ἀνάγνωσις ἐντριβὴς κατὰ προσῳδίαν). 2. Erklärung (ἐξήγησις) der Texte nach den in ihnen vorkommenden Tropen. 3. Wort- und Sacherklärung. 4. Etymologie (ἐτυμολογίας εὕρεσις). 5. ἀναλογίας ἐκλογισμός, d. h. die Paradigmen (κανόνες) der Flexion. 6. Kritik (κρίσις ποιημάτων). Man sieht, diese Grammatik ist noch durchaus Philologie, die die Sprache nur unter dem Gesichtswinkel der Textinterpretation betrachtet, und diesen Charakter behielt die Grammatik auch in der Folgezeit zunächst bei. So teilte Asklepiades von Myrlea sie in die drei Abschnitte τεχνικόν, ἱστορικόν, γραμματικόν (Sext. Emp. adv. math. I 252). Cicero findet in grammaticis poetarum pertractatio, historiarum cognitio, verborum interpretatio, pronuntiandi quidam sonus vereinigt (De orat. I 42 § 182), und Quintilian I 4 zerlegt die

Grammatik in zwei Hauptteile, I. recte loquendi scientia oder methodice und II. enarratio auctorum oder historice (vgl. I 9, 2). Schließlich wird der philologische Teil ganz aufgegeben, und die Grammatik ist nur noch eine Sprachlehre, die mehr in der Kunst, richtig zu sprechen, unterweisen, als die sprachlichen Tatsachen darstellen soll. Die grammatischen Werke, die das ganze Mittelalter hindurch maßgebend blieben, Priscians Institutiones grammaticae und Donatus' Ars grammatica, beschäftigen sich ausschließlich mit der Sprache.

In diesen Grammatiken war der Stoff nicht nach Hauptteilen gegliedert, sondern es wurde nacheinander de voce, de syllaba usw., dann über die einzelnen Redeteile, zuletzt — wenigstens bei Priscian — über die Syntax (constructio) gehandelt; die Redeteile werden am ausführlichsten erörtert (bei Priscian in 14 Büchern von 18) und bilden nach dem Grammatiker Pompeius (GL. V 96) den eigentlichen Gegenstand einer Grammatik. Das Mittelalter dagegen gruppierte den Stoff in vier Hauptabschnitte, die z. B. in der berühmtesten mittelalterlichen Grammatik, dem Doctrinale des Alexander de Villa Dei (1199), Orthographia, Etymologia, Dyasintastica und Prosodia betitelt sind: unter Etymologia ist hier etwa Formenlehre oder Wortbildungslehre verstanden (ähnlich wird dieser Ausdruck noch heute im Englischen und Russischen verwendet), unter Dyasintastica (entstellt aus De syntaxi) die Syntax, während Orthographia und Prosodia Laut- und Akzentlehre umfassen. Diese Einteilung wird wenig verändert bis ins 18. Jahrh. festgehalten, wo sie z. B. die oft aufgelegte Lateinische Grammatik des JGVoß noch aufweist.

Die moderne wissenschaftliche Grammatik hat diese Anlage zunächst nur insofern geändert, als sie an die Stelle orthographischer, orthoepischer und prosodischer Bemerkungen einen ersten Hauptteil, die Lautlehre, setzt und ihr als zweiten Teil die Formenlehre, als dritten die Syntax folgen läßt. Da aber die Ent|wicklung der indogermanischen Sprachwissenschaft eine Bevorzugung der Lautlehre und eine Zurücksetzung der Syntax mit sich brachte, so wurde die letztere vielfach von der 'Grammatik' ganz ausgeschlossen, und diese beschränkte sich daher (z. B. GMeyers Griechische Grammatik, Lpz. 1886 u. a.) auf Laut- und Formenlehre. Letzterer Teil wieder wurde in Wort- oder Stammbildungslehre (die aber auch in manchen Grammatiken übergangen oder kurz abgetan wurde) und Flexionslehre zerlegt.

Diese vom Standpunkte einer Systematik gewiß sehr anfechtbare Anlage der Grammatik hat JRies in seiner Monographie Was ist Syntax?, Marb. 1894, einer einschneidenden Kritik unterzogen. Formenlehre und Syntax sind keine Gegensätze, da auch die Syntax mit der Form, nämlich von Wortgefügen, zu tun hat, sondern das Korrelat von Syntax ist Wortlehre. Laut — Wort — Wortgefüge sind nach Ries die 'Helden' der drei Teile der Grammatik Lautlehre, Wortlehre, Syntax und bilden eine aufsteigende Reihe, in der sich Wort zu Laut wie Wortgefüge zu Wort verhält. In der Wortlehre aber ist nicht nur die Form der Worte, sondern auch ihre Bedeutung zu behandeln, daher auch die Bedeutung der Flexionsformen, der Kasus und Tempora, die man sonst immer der Syntax zugewiesen hat. So bedeutend die Verbesserungen sind, die Ries' System in sich schließt, und so verdienstlich seine Anregungen überhaupt, kann man doch auch seine Disposition des grammatischen Stoffes nicht als völlig logisch anerkennen. Zunächst hat er nicht beachtet, daß zwischen Lautlehre und allen übrigen Teilen der Grammatik ein scharfer Unterschied besteht. Die Lautlehre betrachtet die Sprache lediglich nach der lautmechanischen Seite ohne Rücksicht auf einen für die Sprache wesentlichen Faktor, die Bedeutung. Freilich hat Rozwadowski behauptet, daß auch der Laut eine Bedeutung habe, d. h. Exponent eines psychophysischen Vorganges sei; das ist auch insofern

richtig, als jeder Laut im Hörenden wie im Sprechenden einen Gefühlston anschlägt, und eben auf dieser Eigenschaft der Laute beruhen Metrum, Reim, Alliteration in der Sprache der Poesie sowie die Rücksicht auf den Wohlklang (z. B. Vermeidung des Hiatus, rhythmischer Satzschluß) in der rhetorischen Prosa. Aber Vorstellungen und Begriffe — und daran denken wir bei dem Worte 'Bedeutung' zuerst — sind mit den einzelnen Lauten nicht verbunden.

Der zweite Hauptteil aber der Grammatik, der der Lautlehre gegenübersteht, läßt sich überhaupt nicht in theoretisch unanfechtbarer Weise einteilen, sondern die Anordnung des Stoffes muß hauptsächlich nach den Gesichtspunkten praktischer Zweckmäßigkeit vorgenommen werden. Denn zwischen den verschiedenen sprachlichen Gebilden, die den Gegenstand dieses grammatischen Teiles bilden, läßt sich keine scharfe Grenze ziehen. Man mag immerhin die Einteilung in Wortlehre und Syntax als die verhältnismäßig beste anerkennen, aber theoretisch ist die Grenze zwischen Wort und Wortgefüge fließend, weil Wortgefüge im Laufe der historischen Entwicklung zu Wörtern verschmelzen: vgl. lat. *Iuppiter* = Ζεῦ πάτερ, *mālo* aus *magis volo*, *propterea*, gr. Διόσκουροι aus Διὸς κοῦροι, χρῆν aus χρὴ ἦν, ὅτι aus ὅ τι, ngr. θὰ γράψω aus θέλω (ἵ)να γράψω, ital. *amero* aus *amare habeo*, franz. *dans* aus *de intus* usw. Alle Komposita haben den Übergang vom Wortgefüge zum Wort vollzogen, und die Grenze zwischen Simplex und Kompositum ist auch wieder eine fließende. Die Flexionslehre wird meist in die Wortlehre gezogen, aber die Bedeutung der Flexionsformen ist großenteils Gegenstand der Syntax, da sie nur im Satze zur Geltung kommt. |

Die Wortlehre ist es üblich in Wortbildungs- und Flexionslehre einzuteilen. Dabei wird der wichtigste Teil des Wortes, das radikale Element oder die sogenannte Wurzel, ganz übergangen. Allein auch Wurzel- und Wortbildungslehre würden das Wesen des Wortes nicht erschöpfen, denn das aus Wurzel und Suffix zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzene Wort hat doch eben auch seine Schicksale, die weder in die Wurzel- noch in die Suffixlehre gehören, sondern Gegenstand einer Wortgeschichte wären. Der Stoff, der in der Wurzellehre und der Wortgeschichte zu behandeln wäre, wird jetzt, wenigstens zum Teil, in der altüberkommenen 'Etymologie' behandelt, diese selbst aber von der Grammatik ausgeschlossen. Theoretisch ist dies nicht zu rechtfertigen, denn die Grammatik will doch eine Darstellung von der Sprache geben und dürfte daher ein so wichtiges sprachliches Element nicht ignorieren: eine Wortlehre müßte doch auch das Wort im eigentlichsten Sinne behandeln. Das Fehlen der Etymologie im grammatischen Handbuch beruht lediglich auf einem äußeren Grunde: sie ist so umfangreich, daß sie den Rahmen der Grammatik sprengen würde.

So sehen wir auch in der Anlage der wissenschaftlichen Grammatik praktische Rücksichten beständig die theoretischen Erwägungen durchbrechen. Es ist auch nicht angezeigt, ein für alle Sprachen und Zeiten gültiges Schema der Grammatik aufzustellen. Die Anordnung des Stoffes darf hier wie in anderen geschichtlichen Darstellungen dem Schriftsteller überlassen werden, woraus freilich noch nicht folgt, daß jede beliebige Anordnung auch zweckmäßig ist.

Eine von der üblichen gänzlich abweichende Disposition des Stoffes in der historischen Grammatik schlägt ERichter vor: Die Rolle der Semantik in der histor. Grammatik, Germanisch-Romanische Monatsschrift II (1910) 231ff.

Quellen der griechischen und lateinischen Sprachgeschichte

A. **Direkte Quellen** sind die Schriften der antiken Grammatiker und die gelegentlichen Zeugnisse der übrigen Literatur über sprachliche Erscheinungen. Es versteht

sich, daß auf diese wie alle historischen Zeugnisse durchgehends 'Quellenkritik' anzuwenden ist. Von sprachwissenschaftlicher Seite ist diese wesentlich philologische Arbeit bisher nicht eben intensiv betrieben worden, und der mangelnde Kontakt zwischen Philologie und Linguistik hat es bisher verhindert, daß die Philologen sich im Interesse der Sprachwissenschaft dieser Literaturgattung eifriger annahmen. Wir brauchen eine ausführliche und eindringende Geschichte der antiken Grammatik. HSteinthals Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen u. Römern, [2]Berl. 1890, fast die einzige zusammenfassende Darstellung dieser Art, ist mehr vom Standpunkt des Sprachphilosophen als des Philologen geschrieben und außerdem sehr unvollständig; die römische Grammatik ist, dem Titel zum Trotz, nur oberflächlich gestreift. Die verschiedenen Richtungen und Lehren der antiken Sprachwissenschaft müssen festgestellt und dadurch die Zurückführung einzelner Angaben auf ihre Quellen sowie ihre Wertabschätzung ermöglicht werden.

Von älteren Werken seien außer dem HSteinthalschen die von CALobeck, KLehrs, LLersch, KEASchmidt, GFSchömann, Lehre von den Redeteilen, Berl. 1862, LJeep, Zur Geschichte der Lehre von den Redeteilen bei den latein. Grammatikern, Lpz. 1893, genannt, aus der modernen Literatur die wertvolle Studie von RReitzenstein, M. Terentius Varro und Johannes Mauropus von Euchaita, Lpz. 1901, und Gudemans Artikel Grammatik in der RE. hervorgehoben. Über Die Anfänge der Philologie bei den Griechen spricht HDiels, NJahrb. XXV (1910) 1 ff. Die Anfangsgründe der röm. Grammatik behandelte OskFroehde, Lpz. 1892, die etymologischen Studien der griechischen und römischen Grammatiker (vorläufig bis Varro) FredMuller, De veterum, imprimis Ro|manorum studiis etymologicis. I. Utrecht 1910. Die Ausgaben antiker Grammatiker, wie die Grammatici Graeci, HKeils Grammatici Latini, AugLentz' große Rekonstruktion des Herodian, GUhligs Dionysius Thrax, kann ich hier natürlich nicht alle aufzählen. Nur auf die erst jüngst erschienene sehr nützliche Sammlung der Grammaticae Romanae fragmenta von HFunaioli, I. Bd. Lpz. 1907, sei besonders hingewiesen.

Eine besondere Gattung der grammatischen Literatur bilden die Lexika. Während die Reste der sonstigen grammatischen Tätigkeit der Alten weit zerstreut sind und mühseliger Sammlung bedürfen, liegt uns die antike Lexikographie größtenteils in einigen wenigen Werken, hauptsächlich dem Lexikon des Hesychios, den Etymologika, den kleineren Lexika der Attizisten und auf römischer Seite im Wörterbuch des Festus und seines Epitomators Paulus Diaconus, kondensiert oder, wenn man will, in verdünntem Auszug vor. Da diese Werke ungemein reich an sprachlich wertvollen Angaben sind, so ist ihre ausgiebige Benutzung von Seiten der Sprachforscher begreiflich. Die schwierige Arbeit, alle diese lexikalischen Notizen auf ihre letzten Quellen zurückzuführen und auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen, wird dabei freilich meist unterlassen, weil auch hier der Philologe dem Linguisten nicht genügend an die Hand geht. Zu den genannten Lexika kommen die zahllosen lateinischen Glossensammlungen, darunter die fälschlich dem Philoxenus und Cyrill zugeschriebenen Glossare sowie die Glossen des Placidus, ferner die griechisch-lateinischen Glossare, die namentlich für die jüngere Latinität und Gräzität reichen Gewinn abwerfen.

In neuerer Zeit hat sich RReitzenstein am meisten um die Geschichte der griechischen Lexikographie verdient gemacht. Orientierend sind sein älterer Aufsatz: Die Überarbeitung des Lexikons des Hesychios im RhMus. XLIII (1888) 444 ff. und der Artikel Etymologika in RE. Sein Hauptwerk Geschichte der griech. Etymologika, Lpz. 1897, hat unsere Kenntnisse auf diesem Gebiete bedeutend gefördert. LCohns Skizze in Müller Hdb., Münch. 1900, wird jeder selbst finden. Die lateinische Glossographie ist von ihrem besten Kenner GGoetz in RE. unter Glossographie behandelt. — Die kleineren Reste griechischer Lexikographie werden in einem Bande der Grammatici Graeci gesammelt werden. Die lateinischen Glossen faßt das von Goetz herausgegebene Corpus glossariorum latinorum zusammen. Das lexikalische Sammelwerk des Nonius Marcellus, die Compendiosa doctrina, hat WLindsay neu herausgegeben, Lpz. 1903.

B. Unsere wichtigsten Sprachquellen sind aber natürlich die aus dem Altertum hinterlassenen Texte selbst. Ihr Wert für die Grammatik steht zuweilen in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer literarischen Bedeutung. Da uns die einheitliche Schriftsprache genügend bekannt ist, so bietet gerade die weniger korrekte Sprache der niedersten Literatur durch ihre die Eigenarten der Volkssprache verratenden Abweichungen dem Sprachforscher ein erhöhtes Interesse; sachlich wie literarisch wertlose Traktate, die früher von der Philologie ziemlich vernachlässigt wurden, liefern oft der Grammatik ein wertvolles Material und erfahren daher jetzt eine andere Würdigung. Daß Inschriften und Papyri zu unseren wichtigsten Sprachquellen gehören und die vulgärsten Inschriften, wie die griechischen Vaseninschriften, die pompeianischen Wandinschriften, die griechischen und lateinischen Fluchsprüche oft gerade die interessantesten grammatischen Aufschlüsse geben, bedarf zwar keines besonderen Hinweises, wohl aber, daß die grammatische Ausbeutung hier mit dem beständigen und schnellen Zuwachs nicht gleichen Schritt hält. Alle die verborgeneren Quellen sprachlichen Wissens sind noch nicht erschöpft: im allgemeinen arbeiten die Sprachvergleicher im engeren Sinne zuviel mit demselben überkommenen Material und daher auch an denselben Problemen. — Daß der Sprachforscher auch mit den Fortschritten der Textkritik in Fühlung bleiben muß, ist ebenso selbstverständlich, als es leider nicht immer der Fall ist. Die Schuld liegt aber auch | hier nicht bloß auf seiner Seite. Wenn Philologen z. B. in dem Simonidesfragment 58 PLG. aus den Handschriften πύυρ statt des früher gelesenen πύϊρ feststellen, so sollten sie soviel Interesse und Verständnis für die Grammatik haben, um auf die sprachwissenschaftliche Bedeutung dieser Lesung die Linguisten aufmerksam zu machen, die nicht alle in philologischen Zeitschriften und Monographien vergrabenen textkritischen Notizen aufstöbern können.

C. Nicht vergessen sei eine dritte Quelle sprachlicher Belehrung, die heutigen Fortsetzungen der antiken Sprachen, Neugriechisch und die romanischen Idiome. Ihr Wert besteht darin, daß sie die unvollständige schriftliche Überlieferung der Sprache ergänzen, lehren, was an ihr wirklich lebendig und volkstümlich war, und daß sie uns die Endpunkte zeigen, zu denen die im Altertum anhebenden Entwicklungen führten. Von Wichtigkeit sind sie naturgemäß hauptsächlich für die jüngsten Sprachstufen, Κοινή und Vulgärlatein; aber man hat z. B. auch mit Hilfe des Tsakonischen unsere Kenntnis des altlakonischen Dialektes (ιου nach Dentalen für υ), und mittels der italienischen Mundarten die des Oskischen (*f* in it. *manfano* u. a.) zu bereichern gewußt.

G. Hatzidakis, Περὶ τῆς ἑνότητος τῆς Ἑλληνικῆς γλώσσης (Ἐπετηρὶς τοῦ Ἐθν. Πανεπιστημίου, Athen 1909, S. 47–151) hat zur Kennzeichnung der Einheitlichkeit der griech. Sprache vom Altertum bis zur Gegenwart untersucht, wie viele von den homerischen Wörtern und denen des Neuen Testaments sich bis heute erhalten haben. Er fand, daß von den 6840 homer. Wörtern mehr als die Hälfte, nämlich 3455, schon in der Zeit der attischen Prosa ungebräuchlich war, von dem Rest aber, d. h. von 3385, sich etwa ein Drittel = 1165 bis heute erhalten hat. Von den etwa 4900 Wörtern des N. T. werden 2230, also beinahe die Hälfte, noch jetzt gebraucht, von den übrigen die meisten, 2220, noch verstanden; nur gegen 400 sind heute unverständlich. Vgl. ferner Glotta XI (1921) 230 ff.

II. DIE HAUPTKAPITEL DER GRAMMATIK

Die folgenden methodologischen Erörterungen können in keiner Beziehung erschöpfend sein; sie sollen zur Einführung in den modernen Betrieb der griechischen und lateinischen Grammatik dienen und ihn an einer Auswahl von Fällen veranschaulichen.

GHatzidakis, Ἀκαδημεικὰ ἀναγνώςματα εἰς τὴν Ἑλληνικήν, Λατινικὴν καὶ μικρὸν εἰς τὴν Ἰνδικὴν γραμματικήν, Athen 1902–4, führt in die Grammatik beider klassischen Sprachen ein.

GMeyer, Griech. Gramm., [3]Lpz. 1896 — ohne Akzent- und Wortbildungslehre.

KBrugmann, Griech. Gramm., [4] bearb. von AThumb, Münch. 1913.

RKühner, Ausführliche Grammatik der griech. Sprache, [3]1. Teil besorgt von FBlaß, Hann. 1890–92. II. Teil (Satzlehre) besorgt von BGerth, Hann. 1898–1904. Veraltet (besonders die Lautlehre), aber wegen des Materials brauchbar.

AJannaris, An Historical Greek Grammar, chiefly of the Attic Dialect as written and spoken from classical antiquity down to the present time, Lond. 1897, nur für die jüngere Gräzität zu brauchen.

HHirt, Handbuch der griech. Laut- und Formenlehre, [2]Heidelb. 1912.

FSommer, Sprachgeschichtliche Erläuterungen für den griech. Unterricht, Lpz. 1917.

WMLindsay, Die latein. Sprache, übersetzt von HNohl, Lpz. 1897.

FrStolz und JHSchmalz, Latein. Gramm., [4]Münch. 1910.

FrStolz, GLandgraf, HBlase, JGolling u. a., Historische Grammatik der latein. Sprache (im Erscheinen seit 1894 [Lpz.]).

FSommer, Handbuch der latein. Laut- und Formenlehre, [2]Heidelb. 1914.

MNiedermann, Historische Lautlehre des Latein, [2]Heidelb. 1911. AErnout, Historische Formenlehre, übers. von HMeltzer, Heidelb. 1913 (Idg. Bibl. II. Abteil. I. V. Bd.).

Die Geschichte der griechischen und lateinischen Sprachwissenschaft ist von AThumb (Griech.), AWalde (Ital.) und KvEttmayer (Vulgärlat.) dargestellt in der von WStreitberg herausgegebenen Geschichte der indogerm. Sprachwissenschaft II 1 (Straßb. 1916).

1. Lautlehre

Auf keinem Gebiete der Grammatik hat die heutige Sprachwissenschaft so tief eingreifende, revolutionäre Änderungen vollzogen wie auf dem der Lautlehre; hier hat sie ihre größten Triumphe gefeiert. Die tyrannische Willkür oder die Hilflosigkeit, mit der die Früheren dem scheinbaren Chaos der Lautverhältnisse gegenüberstanden, ist einer grundsätzlichen Sicherheit und Exaktheit gewichen, wie sie eigentlich noch auf keinem anderen Gebiete der Geschichtswissenschaften erzielt ist. Und diese Umwälzung reichte in ihren Wirkungen weit über die Grenzen der Lautlehre hinaus. Die ganze Formenlehre und die Etymologie sind von ihr aus auf eine neue Grundlage gestellt und reformiert worden. Vielerlei ist zusammengekommen, um | diese Entwicklung herbeizuführen. Die im Anfang des 19. Jahrh. begründete historische und vergleichende Grammatik lieferte der Lautgeschichte ein so umfangreiches Material, daß schon die rein empirische Beobachtung dadurch eine festere Grundlage erhielt und die strenge Regelmäßigkeit des Lautwandels deutlicher hervortrat. Die Einführung der von der Naturwissenschaft ausgebildeten Lautphysiologie in die Grammatik und die Untersuchung lebender Mundarten verschaffte dann den Sprachforschern eine tiefere Einsicht in das Wesen der Laute und eine genauere Kenntnis ihrer Artikulation. Der lebhafte Streit endlich, der sich um das Dogma von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze entspann und auch heute noch nicht ganz ausgetragen ist, führte zu einer weiteren Klärung unserer Anschauungen von der Natur des Lautwandels.

Lautphysiologie. Die genaue physiologische Bestimmung der Laute ist für den Grammatiker — wiewohl ihm die naturwissenschaftliche Methode, mit der sie zu operieren hat, nicht sehr nahe liegt — kein bloßes opus superfluentiae, sondern ein unerläßliches Erfordernis. Ohne die Lautphysiologie steht er ganz unter der Herrschaft des Buchstabens. Die Schriftzeichen deuten nur sehr unvollkommen die verschiedenen Artikulationsakte an; ein Buchstabe deckt eine ganze Gruppe verwandter Laute. Mit *e* z. B. wird eine lange Skala von Vokalen, die zwischen *a* und *i* liegen, bezeichnet, mit *r* eine ganze Sippe sehr verschiedenartig artikulierter Laute. Die

schwächeren Übergangslaute zwischen den am stärksten hervortretenden Lauten werden in der Schrift meist ignoriert (z. B. der *w*-Laut, der im Griechischen zwischen υ und folgendem Vokal gesprochen wurde), die mannigfachen Abstufungen der Tonhöhe und Tonstärke gar nicht oder nur zum kleinsten Teil schriftlich ausgedrückt usw. Da der regelmäßige Lautwandel auf der Addition zahlreicher unmerklich kleiner Lautverschiebungen beruht, so kann er ohne genauere Lautanalyse überhaupt nicht verstanden werden.

Bei den Alten haben sich ursprünglich weniger die Sprachforscher als die Musiker, Metriker und Rhetoriker mit der physiologischen Untersuchung der Laute abgegeben, Aristoteles in der Poetik, Dionysios von Halikarnaß in seiner Stilistik (περὶ cυνθέcεως ὀνομάτων), Aristides Quintilianus in seiner Musiklehre, Terentianus Maurus und Marius Victorinus in ihren Metriken. In der Neuzeit wurde die Lautphysiologie zunächst nur von Physikern und Ärzten betrieben, und erst, als ihre große Wichtigkeit für das Studium lebender Mundarten erkannt worden, auch in die Linguistik eingeführt. Den Physiker geht mehr die akustische Seite des Phänomens, der eigentümliche Klang der Laute, an, den Physiologen dagegen die genetische Seite, die Hervorbringung der Laute durch Bewegungen der Artikulationsorgane. Für den Sprachforscher sind beide Betrachtungsweisen ziemlich gleich wichtig. Für das Sprechen hat allerdings die Bildung der Laute die unmittelbarste Bedeutung. Aber das Hören spielt in der Sprachentwicklung eine kaum geringere Rolle und wirkt auch auf das Sprechen zurück. Denn die Sprachübertragung geht auf dem Wege des Gehörs vor sich, das Kind, das sprechen lernt, kann die Bewegungen der Artikulationsorgane außer denen der Lippen nicht wahrnehmen, es ahmt selbständig den gehörten Klang nach. Man hat längst beobachtet, daß dieselben oder ähnlich klingende Laute auf verschiedene Weise gebildet werden können. Die uvularen *r*-Laute entstehen ganz anders als die alveolaren *r*, jene durch Bewegung des Zäpfchens, diese durch Vibrieren der Zungenspitze an den Alveolen der Zähne; sie klingen freilich auch nicht gleich, werden aber doch meist als verwandt empfunden und lösen sich sprachgeschichtlich ab. | In der Sprachwissenschaft wird die akustische Betrachtungsweise gegen die genetische meist zurückgesetzt, obwohl sprachpsychologisch die Resultate der Lautbildung, die Klänge, ebenso wichtig sind wie die Artikulationsakte. Wenn die übliche Systematik der Sprachlaute von Dentalen und Palatalen redet, so erhält man den Eindruck, das Wesentliche ihrer Bildung sei bei ersteren durch die Zähne, bei letzteren durch den Gaumen bedingt. Aber wenn man mit zurückgebogener Zungenspitze am Gaumen einen Verschlußlaut bildet, so entsteht ein Laut von *t*-artigem Klange, ein sogenannter Cerebral (wie in sizil. *cavaḍḍu* aus *cavallo*). Daraus ersieht man, daß der *t*-Klang nicht durch die Zähne, sondern durch die Zungenspitze, den Zungensaum (Corona) oder die Vorderzunge überhaupt, der *k*-Klang aber nicht durch den Gaumen, sondern durch den mittleren und hinteren Zungenrücken (Dorsum) verursacht ist. Nicht die harten und festen Mundteile, sondern die weichen und beweglichen, die leichter in Schwingungen geraten, Zunge und Lippen geben den Lauten ihren charakteristischen Klang, und man würde daher richtiger von Koronalen und Dorsalen statt von Dentalen und Palatalen reden. Ebenso ist wohl der Klang der Nasale zum Teil durch das Mitschwingen der beweglichen Nasenflügel, nicht nur durch die Resonanz der festen Nasenhöhle bedingt.

Unsere phonetische Terminologie ist teilweise noch die antike lateinische, und wir dürfen diese traditionellen Ausdrücke getrost beibehalten, wenn sie auch ihrem ursprünglichen Sinn nach nicht mehr zutreffen. So bezeichnen wir die stimmhaften

und stimmlosen Verschlußlaute als Mediae und Tenues, die lateinischen Übersetzungen von μέcα und ψιλά, welche griechischen Originalausdrücke sich jedoch auf die Aspiration bezogen; ψιλά bedeutet unaspirierte Laute, μέcα mittlere, d. h. mittelstark aspirierte im Gegensatz zu den δαcέα, den eigentlichen Aspiraten.

Zur Einführung in die Lautphysiologie zu empfehlen sind außer dem grundlegenden älteren Werke von EBrücke, Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute, [2]Wien 1876, das gerade das Griechische und Lateinische besonders berücksichtigt, ESievers, Grundzüge der Phonetik, [5]Lpz. 1901, OJespersen, Lehrbuch der Phonetik, Lpz. 1904, und LSütterlin, Die Lehre von der Lautbildung, [2]Lpz. 1916. Die akustische Betrachtungsweise ist in den Vordergrund gerückt in OBremers Deutscher Phonetik, Lpz. 1893.

Aussprache. Das Kapitel von der Aussprache, das die praktischen Grammatiken zu eröffnen pflegt, ist in den meisten wissenschaftlichen Sprachdarstellungen weggelassen, und dies aus guten Gründen. Was wir Aussprache nennen, ist das Verhältnis der Laute zu den Schriftzeichen. Da sich aber die Laute verändern, während die Schriftzeichen beibehalten zu werden pflegen, so ist dieses Verhältnis beständigen Wandlungen unterworfen. Der griechische Buchstabe Φ wurde zur Zeit seiner Erfindung als $p + h$ gesprochen; als aber die Aspirata in die Spirans *f* übergegangen war, wurde das alte Zeichen dennoch beibehalten, jetzt also als *f* ausgesprochen. In einer historischen Grammatik fällt demnach die Lehre von der Aussprache mit der Geschichte der Lautveränderungen zusammen und gehört daher in die Lautlehre.

Die übliche Fragestellung, ob die Erasmische oder die neugriechische Aussprache des Altgriechischen die richtige sei, ist vom wissenschaftlichen Standpunkt aus verkehrt. Die heutigen Griechen, bei denen beinahe jeder Bauer diese Frage mit leidenschaftlichem Eifer erörtert, sehen sie auch hauptsächlich von einem andern Standpunkte an, vom nationalen. Ihnen gilt es, durch die Sprache ihre legitime Abkunft von den alten Hellenen zu erweisen. Abgesehen natürlich von so sachkundigen Gelehrten wie Hatzidakis. Die Frage, wann die neugriechische | Aussprache eingetreten ist, muß für jeden Laut besonders gestellt werden. ει ist mit ι schon in vorchristlicher Zeit zusammengefallen, aber υ wurde noch im frühen Mittelalter von ι geschieden. Das Neue Testament wird sicherlich viel richtiger neugriechisch als Erasmisch gelesen, aber für Sophokles oder gar für die homerischen Epen ist dasselbe nicht zutreffend. Dennoch tun die heutigen Griechen recht daran, auch diese Texte in moderner Aussprache zu lesen, nicht nur aus dem praktischen Grunde der Gleichmäßigkeit, sondern weil so schon die Byzantiner, ja gewiß auch das ausgehende Altertum gelesen haben und sie also damit eine alte Überlieferung fortsetzen, durch die sie wirklich mit der Antike verknüpft werden.

Wir andererseits haben keine Ursache, auf unsere Aussprache des Altgriechischen besonders stolz zu sein, denn sie ist reich an Fehlern oder Inkonsequenzen. Wir verwerfen die neugriechische Aussprache im allgemeinen und befolgen sie doch bei φ und χ; θ aber wieder sprechen wir gar wie τ aus, weil unserer Sprache die interdentale Spirans fehlt. Dem ζ, das im Altertum mindestens drei verschiedene Lautwerte hatte, geben wir einen vierten, ts, den es (außer etwa auf Kreta) ganz gewiß nicht hatte. c sprechen wir in den meisten Fällen stimmhaft statt stimmlos. αι und ει, οι und ευ werden in Norddeutschland zusammengeworfen, nur in Österreich richtig geschieden.

Unsere weniger fehlerhafte Aussprache des Lateinischen steht ungefähr auf einer Linie mit der neugriechischen Aussprache des Altgriechischen. Wenn wir *ae* wie *ē*, *caedo* wie *tsēdo*, *ratio* wie *ratsio* sprechen, so setzen wir damit eine bis ins frühe Mittelalter zurückreichende Tradition fort, die uns mit einer Zeit verknüpft, in der das Lateinische noch eine lebendige Sprache war. Unsere ältesten Lehnwörter aus

dem Lateinischen führen uns freilich in noch frühere Epochen zurück. Unser *Kaiser*, got. *kaisar* = lat. *Caesar* wird schon zur Zeit des gallischen Krieges aufgenommen sein, als der Name Caesars bei den Germanen bekannt und gefürchtet wurde, denn es zeigt noch *ai*, nicht wie die übrigen Entlehnungen *ē*, für lat. *ae*. *Kaiser* und *Caesar* (ähnlich im Armenischen *kaisr* und jüngeres *kesar* aus griechischer Quelle) spiegeln den Lautstand zweier durch ungefähr ein halbes Jahrtausend getrennter Epochen wider.

Gute Monographien über diese Fragen sind FBlaß, Über die Aussprache des Griechischen, [3]Berl. 1883, und ESeelmann, Die Aussprache des Latein, Heilbronn 1885.

Die Bestimmung der jeweiligen Aussprache, d. h. der allmählich wechselnden Artikulationen der einzelnen Laute bildet die Grundlage der Lautgeschichte oder, wenn man will, die notwendige Vorarbeit dazu. Unsere Hilfsmittel hierfür sind von verschiedener Art; nicht selten müssen mehrere Anhaltspunkte kombiniert werden.

1. Die schriftliche Wiedergabe der Laute. Sie bildet naturgemäß bei den nur durch die Schrift überlieferten toten Sprachen den Ausgangspunkt der Lautbestimmung. Die Folgerungen aus den Schriftzeichen gelten zunächst nur für die Zeit ihrer Einführung: denn, wie schon bemerkt, wird das Schriftzeichen oft festgehalten, auch wenn der Laut sich verändert. In solchen Fällen müssen andere Hilfsmittel für die Bestimmung der Laute herangezogen werden. Die phonetische Genauigkeit in der Lautbezeichnung war eine sehr verschiedene. Die Unterschiede in der Dauer der Artikulation wurden anfänglich von den Griechen wie den Römern weder bei den Vokalen noch bei den Konsonanten graphisch bezeichnet. Denn H und Ω im ionischen Alphabet bezeichneten nicht den langen *e*- und *o*-Laut zum Unterschied von dem kurzen, sondern das offene *e* und *o* zum Unterschied vom geschlossenen. Das naxische Alphabet drückt daher mit B auch das kurze offene *e* aus, das z. B. in Δεινοδίκεω, ἀλλέων aus dem sekundären η ($<$ *ā*) entstanden war. Im übrigen war allerdings mit dem qualitativen Unterschied auch ein quantitativer verbunden, aber hätten die Ionier diesen mit ihrem H und Ω bezeichnen wollen, so hätten sie ihn folgerichtig auch bei α, ι und υ ausdrücken müssen. Auch die Korinther unterschieden in ihrem Alphabet das geschlossene *e* mit E vom offenen, das sie mit B bezeichnen. Beide Buchstaben werden aber sowohl für lange als für kurze Vokale gebraucht. Erst auf italischem Boden ist eine Bezeichnung der Vokallänge durch die Verdopplung geschaffen worden, die in Rom durch den Dichter Accius eingeführt worden sein soll. PhBersu (BeitrBezz. XXIII [1899] 252ff.) hat scharfsinnig vermutet, die Doppelsetzung des Vokalzeichens (*aa* = *ā*) zur Bezeichnung der Länge sei ausgegangen von den Fällen, wo der lange Vokal mit Circumflex oder zweigipfligem Akzent gesprochen wurde; bei solcher Betonung kann der Hörende schwanken, ob es sich um einen oder zwei Vokale handelt, weil der Doppelton (δίτονος) leicht den Eindruck der Zweisilbigkeit macht. Dieser Art sind osk. *teer*[*úm*], unterital. *Maarcus*, daher auch in griechischer Umschreibung Μααρκος, Μααρκελλος, Catos *diee* für *diēm* (Quint. IX 4, 39), falisk. *vootum*, weiter auch umbr. *Naharkum* neben *Nar*. Von den zweigipfligen Längen ist die Verdopplung auf gewöhnliche Längen übertragen worden und hat in dieser Bedeutung von den Gracchen bis auf Sulla geherrscht. In der Kaiserzeit wurde diese Schreibweise nur noch vereinzelt angewendet und durch eine andere, den Apex über dem Vokalzeichen, ersetzt, für langes *i* seit Sulla auch durch die nach oben verlängerte Form des *i*-Zeichens, die *i* longa.

Sehr viel früher und regelmäßiger ist die längere Dauer gewisser Konsonanten, die Konsonantendehnung, schriftlich ausgedrückt worden, auch sie durch die Ver-

dopplung des betreffenden Buchstabens. Während die Griechen die gedehnten Konsonanten in ἄλλος, ἵππος, τέσσαρα usw. ursprünglich von den einfachen nicht unterschieden, wird die Konsonantendehnung seit dem Ende des 6. Jahrh. fakultativ durch Verdopplung bezeichnet und dieser Gebrauch von der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. ab zur Regel. Auch hier wird die Bezeichnung der Dehnung durch Geminata ihren besonderen Grund haben, der wohl im Einfluß des Syllabierens auf die Schreibung zu suchen ist. Wenn man ein Wort wie ἄλλος d. h. *a* + gedehntes *l* + *os* in Silben zerlegte, erhielt man als erste Silbe ἀλ-, als zweite -λος, weil die Silbengrenze mitten in den gedehnten Konsonanten fiel, dieser also zu beiden Silben gehörte; daher schrieb man ἄλλος. Daraus erklärt sich dann auch, wie FrBlaß erkannt hat, daß σ vor Konsonanz so oft verdoppelt wird, z. B. Νέσστωρ, Ἀσσκληπιός, μισσθός: auch hier fiel die Silbengrenze in das σ, das somit Bestandteil der vorhergehenden wie der folgenden Silbe war. — In Italien ist die Konsonantenverdopplung zuerst im Süden, bei Messapiern und Oskern, nachweisbar und beruht hier wohl auf griechischem Vorbild. In Rom soll sie Ennius eingeführt haben; sie begegnet dort jedenfalls auf den Inschriften seit Anfang des 2. Jahrh. v. Chr. Die Umbrer dagegen haben sie nur ganz vereinzelt und erst spät verwendet.

Nicht immer lassen sich die Feinheiten der Schreibung sicher deuten. So haben die Mantineer für einen von σ verschiedenen dentalen Reibelaut, den die Kyprier von σ nicht unterscheiden, ein besonderes Zeichen erfunden, И, dessen genauen Lautwert wir nicht bestimmen können. Dasselbe gilt z. B. von dem Zeichen |X| des sogenannten nordetruskischen Alphabets, das einen *x*-ähnlichen Laut bedeutet zu haben scheint.

Besondere Beachtung verlangt die häufige Erscheinung, die man als 'umgekehrte Schreibung' zu bezeichnen pflegt: der Zusammenfall zweier Laute führt zur Vertauschung ihrer schriftlichen Bezeichnungen. Nachdem der Diphthong αι zu *e* geworden und dadurch mit ε zusammengefallen war, wird umgekehrt αι für ε geschrieben, z. B. ὑπαίρ für ὑπέρ, βαιβεώσω für βεβαιώσω, χαῖραι für χαῖρε. Die Lautgruppe ευσ ging in der hellenistischen Zeit über *efs* in *eps* über, und es wird nun umgekehrt die ursprüngliche Lautfolge εψ durch ευσ wiedergegeben: ἐμβλεύσαντας statt ἐμβλέψαντας, ἔστευσα, auch ἔστευψα statt ἔστεψα. Im Lat. wurde *xt* zu *st* vereinfacht (*Sestius* = *Sextius*); Unkundige schrieben daher *xt* auch für primäres *st*: *Calixtus*, als Papstname bekannt, für *Callistus*. Da man *homo* schrieb, aber nach Schwund des *h*-Lautes *omo* sprach, schrieb man auch *hemo* für *emo*, *Horcus* für *orcus* usw. Nachdem *n* vor *s* ausgefallen war, wird umgekehrt *n* vor *s* gesetzt, wo es nie gesprochen worden war: *occansio* für *occasio*, *Crenscens* für *Crescens* u. v. a. Noch gewaltsamer ist die Rekonstruktion, die ein korinthischer Vasenmaler vorgenommen zu haben scheint, indem er ΛαδάμαϜος für ΛαϜοδάμας schrieb. Er selbst sprach gewiß Λαδάμας, denn die Korinther schreiben in dieser Zeit Ποτειδᾶνι in Prosa, aber in metrischen Inschriften ΠοτειδάϜωνι.

Zuweilen verbindet sich die umgekehrte Schreibung mit der etymologischen. Da man der Etymologie gemäß σύνμαχος für σύμμαχος schrieb, wobei das Syllabieren wohl auch eine Rolle gespielt hat, gingen Unkundige so weit, auch ἐγρανμάτευεν für ἐγραμμάτευεν, κέκρυνμαι für κέκρυμμαι, καλύνματα für καλύμματα, ὄνμασι für ὄμμασι, Ἐνμανουήλ usw. zu schreiben, und brachten es sogar fertig, nach ἄνπελος = ἄμπελος, ἐνγύς = ἐγγύς, ἐστὶν περὶ = ἐστὶμ περὶ auch Μελάμθιος für Μελάνθιος, αὐτὸμ καὶ für αὐτὸν καὶ oder αὐτὸγ καὶ (auf att. Verfluchungsinschriften) und Κόριγθος für Κόρινθος zu schreiben. Ähnlich haben bei den Römern die etymologischen Schreibungen *conlegium, inlustris* u. dgl. zu einem *Inlyricum* geführt.

Von diesen rein graphischen Erscheinungen sind die entsprechenden Lautumkehrungen zu scheiden. Wenn ein Individuum zwei (örtliche oder soziale) Dialekte zugleich beherrscht, so werden in seinem Bewußtsein die einander entsprechenden Wortformen beider Dialekte beständig verknüpft, und ihr lautliches Verhältnis kann zur Ursache analogischer Neubildungen werden. Wir werden unten sehen, daß sich so latein. *plaustrum* für *plostrum* und ähnliches erklärt. Nicht immer aber läßt sich leicht entscheiden, ob eine graphische oder eine lautliche Umkehrung vorliegt. Das gilt z. B. von den sog. Hyperdorismen wie ἅβᾱ, ἔφᾱβος für altdor. ἥβα, ἔφηβος, πλᾶθος für πλῆθος, die gewöhnlich als Unformen der späteren grammatischen Überlieferung aufgefaßt werden. Sie könnten aber schließlich auch in einer Zeit, in der neben die absterbenden dorischen Mundarten die hellenistische Gemeinsprache getreten war, von den Doppelsprachigen wirklich gesprochen worden sein.

2. Eine direkte Quelle für die Ermittlung des Lautbildung bilden sodann die Beschreibungen der griechischen und römischen Laute bei den antiken Grammatikern. Auch hier muß natürlich zuerst Quellenkritik geübt werden. Die Erkenntnis, ob eine Lautbeschreibung auf eigener Beobachtung des Grammatikers beruht oder ob sie aus älteren Quellen abgeschrieben oder wenigstens durch Vorgänger beeinflußt ist, hat namentlich für die Chronologie große Wichtigkeit. Denn im ersten Fall gilt die Beschreibung für die Zeit des Grammatikers, im zweiten für die seiner Quelle. Die lautwissenschaftlichen Angaben der Alten leiden zwar teilweise, mangels genauerer physiologischer Kenntnisse der Grammatiker, an Fehlern oder wenigstens Unklarheiten, bleiben aber dennoch im allgemeinen eine wertvolle Quelle unseres Wissens und sind auch zuweilen nur mit Unrecht in Zweifel gezogen worden. So hat Blaß (in RKühners Gramm. I, [3] Hannover 1890, 66) die sonst wenig gewürdigte Beschreibung der griechischen Medien als schwach aspirierter Laute bei Dionysios v. Halikarnaß De compos. verb. p. 174ff. Sch. und Dionysios Thrax p. 13, 1 aufrechterhalten und mit dem glücklichen Hinweis gestützt, daß dazu die neugriechische Entwicklung der Mediae zu Spiranten gut stimme.

3. Ein indirektes Hilfsmittel zur Bestimmung der Lautqualität bilden ferner die Lautveränderungen. Aus dem lat. Wandel von intervokalischem *s* in *r* (*terrārum* aus *-āsom*) ist zu schließen, daß altlat. *s* zwischen Vokalen (z. B. in *lases*) stimmhaft wie im Deutschen war, und dazu stimmt osk. *z* in *egmazum* G. Pl. 'der Dinge'. Im Altattischen ist Θαλθύβιος (dies mit Übertragung der Aspiration in den Anlaut aus Ταλθύβιος) durch dissimilatorischen Schwund des zweiten *t*-Lautes zu Θαλὑβιος geworden, wie βόλβιτος zu βόλιτος. Daraus folgt, daß in θ damals ein *t* und ein *h* enthalten, daß es also noch die Aspirata *th* war.

4. Auch die heutigen Fortsetzungen des Griechischen und Lateinischen, das Neugriechische und die romanischen Sprachen, können uns manches über die antike Aussprache lehren: hier klingen uns zwar spät, aber dafür lebendig die griechischen und römischen Laute ans Ohr. Daß z. B. c im Anlaut vor Vokalen und im Inlaut zwischen Vokalen durchaus stimmloses *s* ist, wird uns durch das Neugriechische bestätigt, wo cίδερο, πόcοc, νηcί mit sogen. scharfem *s* gesprochen werden. Wenn im lakonischen Dialekt c für θ erscheint (ἀνέcηκεν = ἀνέθηκεν, cιόρ = θεόc), so könnte man denken, daß c hier die interdentale Spirans bezeichne, in die θ anderwärts übergegangen ist, aber tsakon. *krisá* = κριθά, *séri* = θέροc usw. lehren, daß θ im Lakonischen wirklich zu alveolarem *s* geworden war. Im Vulgärlateinischen ist *au* zu *o* monophthongiert worden: daß dieser Wandel auch in spätester Zeit nicht ganz durchgedrungen und allgemein geworden ist, beweist die

Erhaltung des Diphthongen *au* im Rumänischen, Albanesischen, westlichen Rätoromanischen und Provenzalischen: rum. *aur*, prov. *aur* — it. span. *oro*. Überhaupt sind die modernen Laute als die Zielpunkte der ganzen Lautentwicklung für deren Erforschung von größter Wichtigkeit: sie geben uns den Endpunkt der Geschichte jedes Lautes wie das älteste Schriftbild deren Anfangspunkt an, und es bleibt uns in jedem Fall die Aufgabe zu bestimmen, wann dieser Endpunkt erreicht worden ist.

5. Ein weiteres wichtiges Hilfsmittel für die Lösung dieser Aufgaben bilden sodann die Umschreibungen griechischer und lateinischer Wörter in fremden Sprachen. Von griechischen Elementen liegen solche namentlich vor im Aegyptisch-Koptischen, Hebräischen, Syrischen, Armenischen, Indischen, Lateinischen, Gotischen, Slawischen, von lateinischen im Griechischen, Keltischen, Baskischen, Germanischen. Sie leisten uns oft wertvolle Dienste, wo fast alle anderen Hilfsmittel versagen. Das ist z. B. der Fall in der Frage, wann der *h*-Laut gemeingriechisch geschwunden ist, der im lebendigen Griechisch längst nicht mehr gesprochen wird. Die antike Schrift gibt uns hier sehr wenig Aufschluß, da das um 400 v. Chr. allgemein angenommene ionische Alphabet den Hauch nicht bezeichnete. Da lassen uns nun die Umschreibungen griechischer Wörter im Lateinischen, Gotischen, Armenischen, Syrischen, Koptischen vermuten, daß der *h*-Laut bis ins 4. Jahrh. n. Chr. bei den Griechen lebendig war. Daß die Schreibung des *h* in diesen Umschreibungen nicht etwa auf Einfluß grammatischer und orthographischer Lehren beruht (was an sich nicht besonders wahrscheinlich wäre), machen solche Fälle wahrscheinlich, wo die grammatische Überlieferung den Spiritus asper nicht kennt, z. B. ἐλπίc: man vergleiche lat. *Helpis* CIL. X 3369 u. ö., *Helpidius* 478 usw., kopt. *helpis* mit hελπίc des altattischen Steins CIA. I 442, 8 und ἐφ᾽ ἐλπίδι, ἀφελπίζω im Neuen Testament; kopt. *heϑnos*, armen. *het'anos* = gr. ἔθνος; kopt. *hirene* und gortyn. χ᾽ ἰρήνα = καὶ ἱρήνα BCH. IX (1885) 6ff. (GDI. 5018, 5) u. a. Daraus folgt natürlich nicht, daß *h*- bis zum Ausgang des Altertums allgemein im griechischen Sprachgebiet gesprochen wurde, sondern beide Lautstufen, die aspirierte und die ψίλωcιc, werden nebeneinander gelegen haben, bis endlich diese den Sieg davontrug und das *h* endgültig aus der Sprache verschwand. Umgekehrt zeigen alle römischen Lehnwörter im Germanischen Fehlen des in nachchristlicher Zeit verstummten *h*-Lautes z. B. *helvus*: ahd. *ëlo*, mndl. *eluw*, *hircus*: ahd. *irah* (FrKluge, Grundriß d. germ. Phil. I, [2] Straßbg. 1901, 339, 351).

Vgl. AThumb, Untersuch. über d. Spiritus asper, Straßbg. 1888, 81ff. PKretschmer, Entstehung der Koine, S.Ber.Wien.Ak. CXLIII, Wien 1900, 20f. WilhSchulze, S.Ber.Berl.Ak. 1905, 21f., dessen Erklärung von got. *haiþno*, weiter dtsch. *Heide* aus ἔθνος aber unannehmbar ist. Die Annahme von UvWilamowitz, GGA. 101, 41, daß das δαcύνειν in dieser späten Zeit nur der Theorie der Schule angehöre, bedarf ebenso des Beweises wie das Gegenteil. KMeisters neue Behandlung des Problems, Die hom. Kunstsprache (1921) 209ff., ergibt nichts für die Frage, wann der Hauch verstummt ist.

Für die schwierige Frage, zu welcher Zeit *c* im Lateinischen vor *e* und *i* über palatalisiertes *k'* hinweg zu *ts* geworden ist, geben die lateinischen Lehnwörter im Germanischen und Keltischen wertvolle Aufschlüsse. Wie spät die Lautstufe *ts* erreicht worden ist, beweisen got. *aurkjus* = lat. *urceus*; got. *faski*, ahd. *fasci* = lat. *fascia*, ahd. *chirsa* Kirsche, mndl. *kerse* = *cerasus*; ir. *cepp*, andd. *cipp*, ahd. *chipfa* = *cippus* (FrKluge a. a. O. 336) usw. Darauf deuten ferner auch die lateinischen Lehnwörter im byzantinischen und modernen Griechisch mit erhaltenen κι, κε, deren Auftreten in den neugriechischen Dialekten zugleich erweist, daß sie volkstümliche, nicht bloß gelehrte auf literarischem Wege erfolgte Entlehnungen sind, z. B. byz.

μάγκιψ, μαγκίπιον, neugr. μάγκιπας = lat. *manceps*, byz. κουμέρκιον, neugr. κουμέρκι = *commercium*, neugr. κίγκλα, auch γίγκλα = *cingula* u. a. — Seit HSchuchardt, Zeitschr. f. roman. Phil. XXI (1897) 235, wird altsächs. *tins* Zins = lat. *census* von Romanisten als Beweis einer Zwischenstufe palatalisiertes *t'*, die zwischen *k'* und *ts* lag, geltend gemacht. Allein trotz kymr. *tengl* aus *cingula*, bask. *tipula* aus *caepulla* bleibt die frühere Auffassung des altsächs. *tins* als Verniederdeutschung eines hochdeutschen *zins* mit Substitution von *t* für ahd. *z* unwiderlegt, und der chronologischen Folgerung, daß vor der hochdeutschen Lautverschiebung lat. *ce* zu *t'e* geworden sei (WilhMeyer-Lübke, Einführ. in d. roman. Sprachw., Heidelb. 1901, 125), fehlt somit die Beweiskraft.

Die einschlägige Literatur ist ziemlich umfangreich, erschöpft aber den Gegenstand noch keineswegs. So sind die griechischen Fremdwörter und Eigennamen im Koptischen, Syrischen, Arabischen und jüngeren Lateinischen, die lateinischen im Baskischen noch nicht genügend untersucht. JJHeß, Idg. F. VI (1896) 123 ff. stellt die griech. Umschriften demotischer Wörter zusammen. Literatur über griech. Fremdwörter im Hebräischen, Aramäischen und Arabischen verzeichnet AThumb, Idg. Anz. IV (1896) 56 ff. IX (1898) 123. Vgl. sodann CBrockelmann, Die griech. Fremdwörter im Armenischen, ZDMG. XLVII, 1 ff. AThumb, Die griech. Lehnwörter im Armenischen, ByzZ. IX (1900) 388 ff. FOWeise, Die griech. Wörter im Latein., Lpz. 1882. WLuft, Die Umschreibungen der fremden Namen bei Wulfila, KZ. XXXV (1899) 291 ff. WilhSchulze, Griech. Lehnworte im Got., S.Ber.Berl.Ak. 1905, 726 ff. Für die latein. Lehnworte in fremden Sprachen s. ThEckinger, Die Orthographie lat. Wörter in griech. Inschriften, Münch. 1893. GMeyer, Ngr. Stud. III, wo 1 ff. weitere Literatur angegeben ist. | Die latein. Lehnworte im allgemeinen behandelt FrKluge im Grundr. d. germ. Phil. I, ²Straßb. 1901, 333 ff., anderes verzeichnet OSchrader, Sprachvergleich. u. Urgesch., ³ I 82. Zu den latein. Elementen der kelt. Sprachen s. JosLoth, Les mots latins dans les langues brittoniques, Paris 1892. JVendryès, De hibernicis vocabulis quae a latina lingua originem duxerunt, Paris 1902.

6. In beschränktem Maße läßt endlich, wie bekannt, die metrische Dichtung lautgeschichtliche Folgerungen zu, namentlich auf die Qualität der Vokale, aber auch auf andere Erscheinungen wie Vokalelisionen, Behandlung auslautender Silben, Silbentrennung. Metrische Gründe haben bekanntlich zur Erkenntnis des F im Epos geführt. Was man gewöhnlich Prosodie nennt, ist ja eigentlich Lautlehre der Poesie. Die von musikalischen Noten begleiteten delphischen Hymnen (BCH. XVIII [1894] 345 ff.) sind für die Artikulation der Diphthonge lehrreich. Auch sonst lassen sich gelegentlich Erscheinungen der Kunstsprache zu Folgerungen verwerten. So schließt GThiele (Herm. XXXVI [1901] 248) aus der Alliteration von π mit φ bei Gorgias (πᾶσιν—φανερά—φήσει—πίστιν) auf Aussprache von φ als *ph*.

Lautwandel. In der Geschichte jeder Sprache treten uns Veränderungen der Laute so zahlreich und deutlich entgegen, daß ihre Feststellung zuerst sehr einfach und leicht erscheint, und zwar ist es immer eine Vergleichung, die uns zur Beobachtung von Lautwandeln führt. Wir vergleichen 1. die Wortformen verschiedener Zeitalter, wie att. Ἀθηναία : Ἀθηνάα : Ἀθηνᾶ, altlat. *duenos*, dann *duonos*, weiter *bonus*, italien. *buono*. 2. die Wortformen verschiedener, aber verwandter Dialekte und Sprachen: dor. aiol. μάτηρ : ion. att. μήτηρ; dor. Δεύς : ion. att. Ζεύς; lat. *quod* : osk. *pod*; gr. ἑπτά : lat. *septem*. 3. verschiedene Wortformen derselben Zeit und Sprache oder Mundart, die etymologisch zusammengehören, z. B. λείπω und λέλοιπα; ἄγω und ἀκτός; *facio* und *conficio*, *deus* und *dīvus*, *bonus* und *bene*. In vielen Fällen erscheinen derartige Gleichungen ohne weiteres so einleuchtend und sicher, daß wir gar keinen Beweis für ihre Richtigkeit verlangen. Wer kann zweifeln, daß dor. μάτηρ = ion. μήτηρ sei, daß *facio* und *conficio* zusammengehören? Aber kann man mit derselben Sicherheit behaupten, daß lat. *sei*, *sī* sich mit osk. *svaí* 'wenn' oder gr. βούλομαι mit lat. *volo* decke, oder daß franz. *aller* aus lat. *ambulare* entstanden sei?

Hier entstehen in uns Zweifel verschiedener Art: die einen, die etymologischer Natur sind, d. h. auf der Funktion oder Bedeutung der Worte beruhen, gehen uns hier zunächst nichts an, die anderen sind in der Natur der Laute selbst begründet. Der Laie ist geneigt, nur lautähnliche Wortformen einander gleich zu setzen, also nur Wechsel von einander ähnlichen Lauten anzunehmen und würde daher z. B. Wandel eines *o* in *k* oder eines *p* in *l* a priori für unglaublich halten. Die antike Grammatik und die ältere überhaupt hatte kaum ein anderes Mittel zur Beurteilung von Lautveränderungen. Wie wenig Wert es hat, ersieht man daraus, daß doch auch Laute miteinander wechseln, die wir a priori nicht für ähnlich halten würden, wie *l* und *i* in ital. *pianta* aus *planta*, *chiamo* aus *clamo*, *fiume* aus *flumen* usw. oder *s* und *h*.

So haben denn auch die Früheren planlos und willkürlich Lautveränderungen angenommen, ohne einen Maßstab für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit solcher Annahmen zu besitzen. Erst mit dem Aufblühen der sprachwissenschaftlichen Studien seit Grimm, Bopp und Pott wurde den Schicksalen der Laute mehr Aufmerksamkeit geschenkt und die strenge Regelmäßigkeit beobachtet, mit der viele von ihnen aufzutreten pflegen. Epochemachend wirkte da namentlich die von JakobGrimm aufgestellte Formel der germanischen Lautverschiebung, das Grimmsche Gesetz, das das Verhältnis der germanischen Konsonanten zu den griechischen und lateinischen in eine feste Regel faßte. Noch ernster nahmen es die Folgenden, namentlich AugustSchleicher, mit der Gesetzmäßigkeit des Lautwandels, dem Schleicher sogar gelegentlich die ausnahmslose Geltung von Naturgesetzen zuerkannte. Immer mehr wandte sich das Hauptinteresse der Sprachforscher den Schicksalen der Laute zu, neue wichtige Lautveränderungen wurden entdeckt, die Lautphysiologie wurde in die Grammatik eingeführt, und die sich mehr und mehr befestigende Überzeugung von der strengen Regelmäßigkeit aller phonetischen Wandlungen wurde schließlich — in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — in den Satz gefaßt: Lautgesetze sind ausnahmslos, d. h. die Veränderungen der Laute vollziehen sich nach ausnahmslosen Gesetzen. Dieser Satz ist das — freilich vielumstrittene — Dogma der modernen Sprachforschung geworden. Wie er hauptsächlich auf empirischem Wege gewonnen war, so ist auch seine Bedeutung zunächst eine methodologische. Er besagt, daß wer den Wandel des Lautes x in den Laut y behauptet, nachweisen muß, daß x in allen Wörtern, in denen es vorkommt, zu y geworden ist: trifft dies nicht zu, so ist entweder jener Lautwandel mit Unrecht angenommen oder die ihm widersprechenden Etymologien und Worterklärungen sind falsch. So ist z. B. die noch von GCurtius vertretene Annahme, daß F in Fällen wie βούλομαι: lat. *volo* zu β geworden sei, abzuweisen, weil wir dann überall β als Vertreter von ursprünglichem F zu erwarten hätten; aus sehr zahlreichen Belegen wie Fάϲτυ: ion. att. ἄϲτυ, Fέργον: ἔργον, Foῖνoϲ: οἶνοϲ ergibt sich aber, daß F in den Dialekten, die den Anlaut von βούλομαι bewahrten, einfachem Schwunde unterlag. Die Gleichung θεόϲ = lat. *deus*, die den älteren Grammatikern so einleuchtend schien, ist falsch, weil weder *d* im Griechischen zu θ wird, noch eine Aspirata im Anlaut im Lateinischen zu *d*, noch θ und lat. *d* auf irgendeine andere gemeinsame Grundform zurückgeführt werden können. Freilich erscheint diese Gleichung ohnehin unhaltbar, wenn man weiß, daß *deus* im Altlateinischen *deivos* lautete und θεόϲ kein F, sondern nur ϲ oder *j* zwischen ε und o verloren haben kann.

Um den Satz von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze richtig zu beurteilen, darf man sich von den scheinbaren Störungen der Lautgesetze nicht beirren lassen.

1. Jedes Lautgesetz gilt nur in einer gewissen räumlichen Begrenzung, innerhalb einer Sprache oder auch nur eines Dialekts. Durch Entlehnung können nun in seinen Bereich aus einem Gebiet, wo es nicht gilt, Formen eindringen, die ihm dann scheinbar widersprechen. λοχᾱγός, ξεναγός, οὐρᾱγός in der attischen Prosa sind keine Ausnahmen von dem attischen Lautgesetz, wonach ᾱ in η übergeht (vgl. στρατηγός, ὁδηγῷ), weil sie von Haus aus nicht attische Formen, sondern Lehnwörter aus der dorischen Heeressprache sind. Lat. *popīna* 'Garküche' gegenüber *coquo* bezeugt nicht ausnahmsweisen Wandel von *qu*, das sonst im Lat. erhalten bleibt, in *p*, sondern ist ein oskisches Wort, das die römische Volkssprache aufgenommen hat. Wo so vielfache Dialektmischung vorliegt wie z. B. in der Kunstsprache des homerischen Epos, können wir keine lautliche Konsequenz erwarten.

2. Jedes Lautgesetz kann auch zeitlich begrenzt sein. Nachdem der Wandel des Lautes x zu y vollzogen ist, können neue Wortformen mit x aufkommen, dessen Erhaltung nunmehr keine Ausnahme von jenem Lautgesetz darstellt. Im Griechischen ist intervokalisches c in vorgeschichtlicher Zeit geschwunden, aber das in jüngerer Zeit neu entstandene intervokalische c von μέcoc, (aus *μέθjoc), τείχεcι (aus τείχεccι), ἐκόμιcα (aus *ἐκόμιδcα), βάcιc (aus *βάτιc) usw. blieb erhalten. Im Lateinischen wurde dasselbe *s* zwischen Vokalen über stimmhaftes *z* zu *r*, aber später entstandenes *s* blieb stimmlos und entging daher dem Rhotazismus, z. B. *cāsus* aus *cāssus*, dies aus **cād-tus*.

3. Ein Lautgesetz wird von einem anderen gekreuzt. Diese 'Interferenz' zweier Lautwandel schafft zwar wirkliche Ausnahmen, aber solche, die ebenso gesetzmäßig bedingt sind. Wir können hier auch sagen, daß das eine Lautgesetz von vornherein nicht richtig gefaßt war. Das Lautgesetz, wonach im Spätgriechischen die Aspiraten φ, χ, θ zu Spiranten werden, wurde durch ein anderes gekreuzt, daß von zwei zusammenstoßenden Spiranten einer Verschlußlaut werden muß. Das zweite Lautgesetz hat gesiegt z. B. in ngr. φτάνω aus φθάνω, ἐχτρός aus ἐχθρός, αἰcτάνομαι aus αἰcθάνομαι, cκίζω aus cχίζω, ἔπαψα aus *épafsa* aus ἔπαυcα, aber die Verbindung cφ blieb in den meisten Dialekten als *sf* (cφαλίcω, cφάζω, cφῆκα), in einigen wenigen wurde sie gemäß dem zweiten Gesetz zu cπ. Nicht immer läßt sich hier das wirkliche Verhältnis genau ermitteln: es kann sich da auch um zwei zeitlich aufeinanderfolgende Lautwandel handeln, von denen der zweite einen älteren Zustand wiederherstellt.

Wesentlich verschieden von diesen phonetischen Faktoren ist nun ein Prinzip, das scheinbar ebenfalls Ausnahmen von den Lautgesetzen schafft und dessen scharfe Scheidung von dem lautlichen Prinzip die notwendige Ergänzung zu dem Satz von der Gesetzmäßigkeit des Lautwandels bildete, das Wirken der Analogie. Nicht alle lautlichen Verschiedenheiten zwischen älteren und jüngeren Formen beruhen auf phonetischen Veränderungen. Wenn lat. *honōs* später durch *honōr* ersetzt wird, so ist hier nicht auslautendes *-s* ausnahmsweise zu *-r* geworden, sondern das *-r-* ist aus den Casus obliqui, *honōris*, *honōri* usw., wo es im Inlaut zwischen Vokalen lautmechanisch aus *-s-* entstanden war, übertragen. Dabei wirkte das Vorbild von *r*-Stämmen wie *orator*, *oratōris* mit. Oder wenn dem dor. τοί, ταί ion. att. οἱ, αἱ entspricht, so ist hier nicht gegen die Lautgesetze τ zu Spiritus asper geworden, sondern οἱ, αἱ sind Neubildungen, veranlaßt durch die Analogie des Singulars ὁ, ἡ.

Die grundsätzliche Trennung von Lautgesetz und Analogiewirkung bildete eine wichtige Errungenschaft der sprachwissenschaftlichen Technik, aber theoretisch wurde sie anfangs nicht richtig gedeutet. Indem man die Lautgesetze mit den ausnahmslosen Naturgesetzen auf eine Linie stellte, wurde ihr Unterschied von den Analogie-

wirkungen als der des Physischen vom Phychischen aufgefaßt. Diese Anschauung, daß die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze aus ihrem Charakter als Naturgesetzen hervorgehe, rief berechtigten Widerspruch hervor, und zugleich wurde nun auch die Ausnahmslosigkeit selbst Gegenstand von Einwendungen, die, wenigstens in der Theorie, auch heute noch aufrechterhalten werden.

Ungerechtfertigt waren von diesen Angriffen solche, die sich auf gewisse einzelne angebliche Ausnahmen von Lautgesetzen gründeten. Derartige 'sporadische' Lautveränderungen, 'Lautneigungen', hatten ältere Sprachforscher wie GeorgCurtius in großem Umfang angenommen, und er gehörte denn auch zu den heftigsten Gegnern des Satzes von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze. Aber einzelne angeblich unerklärliche Ausnahmen können nichts beweisen, weil ihre Aufklärung von der Zukunft erwartet werden darf, sei es daß neue Lautgesetze entdeckt oder andere Wege der Erklärung eingeschlagen werden. Tatsächlich sind auch unzählige Lautwandel, die man früher für sporadisch hielt, nachher als gesetzmäßige erwiesen worden. So nahm Curtius einen sporadischen Übergang von Tenues in Aspiratae vor Nasalen an z. B. in λύχνος neben ἀμφιλύκη, τέχνη neben τέκτων, κυλίχνιον neben | κύλικος, πελίχνη neben πελίκη (vgl. damit unverändertes κν in τέκνον, ὄκνος, πυκνός usw.), während wir jetzt hier eine Lautgruppe *ksn* zugrunde legen, die gesetzmäßig zu χν wurde (λύχνος aus **luksnos*). In der Akzentwirkung, Dissimilation, Fernassimilation haben wir neue Mittel gefunden, scheinbare Ausnahmen von der gesetzmäßigen Lautentwicklung zu begreifen.

Schwerer wiegen dagegen die Einwände, die sich aus einer genaueren Erforschung des Wesens der Lautveränderungen gegen deren Ausnahmslosigkeit zu ergeben scheinen. Das hat man bald eingesehen, daß die Auffassung der Lautgesetze als Naturgesetze unhaltbar ist. An diesem Irrtum hatte noch die alte Anschauung, als ob die Sprache ein Organismus, etwas Körperliches sei, einen Anteil. Man darf auch nicht vergessen, daß wir, wenn wir vom Übergang eines Lautes in einen andern reden, nur ein Bild gebrauchen. Denn der Laut ist ja nichts Substantielles, das sich verwandeln, in eine andere Substanz übergehen kann, sondern es handelt sich bei ihm um einen Vorgang, einen Artikulationsakt, und wenn der Sprechende diesen nicht in derselben Weise wie früher wiederholt, so reden wir von Lautwandel. Bei der Bildung eines Lautes ist nun zwar die Bewegung der Artikulationsorgane ein physiologischer Vorgang, aber der Willenstrieb, der die zu den Artikulationsorganen führenden motorischen Nerven erregt, sowie die Faktoren, die diesen Impuls bestimmen, auf ihn einwirken, ihm die Richtung geben, sind seelischer Natur. Also unterscheiden sich Lautgesetz und Analogiewirkung nicht dadurch, daß jenes physischer, diese seelischer Natur ist, sondern der Unterschied liegt wo anders, er beruht darin, daß die Analogiewirkungen mit den Bedeutungen der Worte zusammenhängen, die Lautwandel im engeren Sinne aber davon ganz unabhängig sind. Wir können erstere Vorgänge daher dynamische, letztere mechanische nennen.

Das Lautgesetzprinzip war im Kreise der Indogermanisten gefunden worden, die es vorzugsweise mit den literarisch überlieferten alten Sprachen zu tun haben. Hier liegen die Verhältnisse scheinbar sehr einfach, weil die ungenaue Bezeichnung der Laute durch die Schrift eine Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit der Lautverhältnisse vortäuscht, wie sie in der Wirklichkeit nicht besteht. Wer lebende Mundarten studiert, erhält da ganz andere Eindrücke, er findet hier eine unendliche Mannigfaltigkeit von Lautstufen. Wo die Schrift nur ein Zeichen bietet, weist die lebendige Sprache unzählige, wenn auch dicht nebeneinanderliegende Lautstufen

auf. Jedes Individuum hat seinen eigenen Dialekt, und selbst dieser bleibt sich nicht gleich, sondern ist nach Alter, Stimmung, äußeren Einflüssen usw. mancherlei Schwankungen unterworfen. Darauf beruht es ja z. B., daß wir einen Bekannten, ohne ihn zu sehen, lediglich an seiner Sprache erkennen, und experimentell lassen sich diese Unterschiede der Lautbildung genau meßbar feststellen. Kann man unter solchen Umständen an eine Allgemeingültigkeit und Ausnahmslosigkeit von Lautgesetzen glauben? — In der Tat sind durch solche und andere Erwägungen manche Sprachforscher an der Richtigkeit dieses Satzes irre geworden oder haben ihn gar geradezu für gefährlich und schädlich erklärt. Andere wieder befinden sich in einem Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis: sie halten ihn theoretisch für unbeweisbar, aber dennoch praktisch für unentbehrlich. So ist es heute von vielen Linguisten unsicher, ob sie an die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze glauben oder nicht, aber in allen Einzelfällen lautgeschichtlicher Untersuchungen ist das Verfahren | der meisten Sprachforscher trotzdem ein ziemlich gleichmäßiges. Wie ist der Widerspruch, der hier besteht, zu lösen?

Zunächst muß betont werden, daß die Eigenschaft der Stetigkeit und Gleichmäßigkeit den lautmechanischen Vorgängen in viel höherem Maße zukommt als allen anderen sprachlichen Prozessen, und dies aus zwei Gründen. Lautveränderungen gehen — seltene Ausnahmen abgerechnet — unabsichtlich und unbewußt vor sich. Wir werden uns der einzelnen Akte der Lauterzeugung so wenig bewußt, daß sogar ein angestrengtes Studium nötig ist, um uns darüber Klarheit zu verschaffen. Daß wir bei den Nasalen das Gaumensegel senken, bei den stimmhaften Lauten die Stimmbänder in Schwingungen versetzen, bei den stimmlosen jedoch nicht, bei jedem Vokal der Zunge eine andere Lage geben usw., sind Vorgänge, von denen niemand, der nicht gerade Lautphysiologie treibt, eine Ahnung hat. Von den Veränderungen in der Lautbildung aber gilt im allgemeinen, daß sie nicht nur unbewußt, sondern auch gegen den Willen der Sprechenden eintreten. Nur die seltenen Fälle affektierter Lautbildung, wie sie gelegentlich vorkommen, bilden wirkliche Ausnahmen. Dahin gehört wohl, wenn es von Alkibiades in Aristophan. Wespen 44 heißt, er habe lispelnd (τραυλίςας) ὁλᾷς, Θέωλος, κόλακος für ὁρᾷς, Θεωρος, κόρακος gesagt. Aber gerade solche vereinzelten Ausnahmen zeigen, wie jede Abweichung von der lautlichen Norm in einer Sprachgemeinschaft als anstößig und lächerlich empfunden und deshalb in der Regel vermieden wird. Die Ansicht der Früheren, daß Lautveränderungen aus Rücksicht auf den Wohlklang — καλλωπιςμός 'Verschönerung' nennt es Platon im Kratylos — vorgenommen werden (man lese, was nach Cicero Orat. § 153ff. alles aurium causa geschehen ist), ist heute als Irrtum erkannt, und wenn in der Hannover 1890 erschienenen neuen Auflage von RKühners Griechischer Grammatik sich noch eine Wohllautlehre findet, so ist das ein altes Inventarstück aus vergangenen Zeiten. |

Sodann erscheint es notwendig, an den Lautwandeln zwei Akte zu unterscheiden, die Entstehung und die Verbreitung der lautlichen Veränderung. Über die Ausbreitung des neuentstandenen Lautes lehrt die Erforschung der lebenden Mundarten, daß sie nicht mit einer gesetzmäßig zu nennenden Gleichmäßigkeit erfolgt. Die Grenzen des Lautwandels decken sich nicht für die verschiedenen Wörter, in denen der betroffene Laut vorkommt: in dem einen Wort ist er weiter verbreitet als in einem andern, ohne daß lautliche Gründe dafür erkennbar sind. Daraus folgt, daß nicht der Laut als solcher sich verbreitet, sondern die Wörter, die ihn enthalten, und diese nicht gleichmäßig, nicht gleichzeitig und gleichweit. Man nimmt an, daß der Laut durch Nachahmung sich nur in einigen Wörtern verbreitet und in den

übrigen, in denen er vorkommt, nach und nach proportional zu den ersten Fällen gebildet wird. Wenn wir aber diese Bewegung bis zu ihrer Quelle verfolgen, so kommen wir schließlich zu dem Individuum als dem Urheber des Lautwandels. Die Ursache der meisten Lautveränderungen besteht darin, daß kein Mensch genau so wie der andere spricht, eine Verschiedenheit, die aus der Tatsache folgt, daß kein Mensch dem andern leiblich oder seelisch vollkommen gleicht. Lautveränderungen finden also in einer Sprachgemeinschaft ununterbrochen statt, sie stellen den normalen Zustand dar, weil jeder schon als Kind nicht genau die Laute nachzuahmen vermag, die er von seiner Umgebung hört und erlernt. Aber andrerseits sind diese lautlichen Unterschiede innerhalb derselben Sprachgemeinschaft sehr geringfügig. Denn das Wesen der Sprache beruht ja darauf, daß alle, die einander verstehen wollen, wenn auch nicht vollkommen, so doch annähernd gleich sprechen aus einem sprachlichen Anpassungstrieb, der schon bei der Erlernung der Sprache durch das Kind in Erscheinung tritt. Bei diesem Vorgang der Anpassung üben manche Personen aus den verschiedensten Gründen — z. B. Eltern und Erzieher auf die Kinder, Lehrer auf die Schüler, Schauspieler auf die Zuschauer, Vorgesetzte auf Untergebene, angesehene oder anziehende Persönlichkeiten auf ihre Umgebung — einen größeren Einfluß aus als sie erleiden, oder auch die individuelle Artikulation eines Lautes gefällt aus irgendwelchen Gründen, findet Nachahmung, wird Mode. Manche Lautwandel mögen auch aus der Summierung mehrerer in derselben Richtung verlaufender Lautbewegungen hervorgehen, ehe sie deutlich fühlbar werden.

Prüft man unter diesen Voraussetzungen den Satz von der Ausnahmlosigkeit der Lautgesetze, so wird man zugeben müssen, daß er für die Quelle des Lautwandels, die individuelle Lautbildung, namentlich wo es sich um spontane Lautveränderungen handelt, in der Tat zutrifft. Denn es ist weder nachzuweisen noch wahrscheinlich, daß jemand denselben Laut — ohne daß lautliche Gründe wie Nachbarlaute, Betonung vorlägen — in dem einen Worte anders als im andern bildet. Seine Aussprache mag nach Stimmungen schwanken, mit dem Alter sich verändern, aber inbezug auf die verschiedenen Wörter wird sie gleichmäßig sein. Wir dürfen dies schon daraus schließen, daß die Artikulation jedes der in der Sprache beständig wiederkehrenden phonetischen Elemente, die wir Laute nennen, für sich gelernt und eingeübt wird, so daß die einmal erlernte Bewegung in jedem Wort, wo der Laut wiederkehrt, in derselben Weise wiederholt wird. Beginnt doch die Spracherlernung des Kindes tatsächlich mit Einzellauten, zuerst Vokalen, dann Verbindungen einfacher Konsonanten mit Vokalen. Zweitens würde, wenn jedes Wort seine eigene Aussprache hätte, die Wiederkehr einer begrenzten Anzahl phonetischer Elemente in allen Wörtern sich nicht erklären. Selbst durch die Lautveränderungen entstehen häufig keine neuen Laute, oder, wo sie entstanden sind, gehen sie dann weiter in schon bestehende über. So ist intervokalisches *s* im Lat. zunächst zu stimmhaftem *z* geworden, wie es sonst dem Lateinischen fremd war; das *z* hat sich aber nicht gehalten, sondern ist in das schon existierende *r* übergegangen. Oder im ionischen Dialekt wurde *ā* zunächst zu einem zwischen *ā* und η liegenden offenen *ē*, aber diese Mittelstufe blieb nicht bestehen, sondern fiel mit dem alten η zusammen. Dieser Zusammenfall zweier Laute erscheint uns, weil er sich meist in der Schrift besonders deutlich markiert (durch Bezeichnung beider Laute mit demselben Buchstaben), als ein gewisser Abschluß des Lautwandels. In allen Sprachen findet sich nur eine begrenzte Zahl von Lauten, und eben dies erleichtert die Erlernung einer Sprache bedeutend. Müßte die Aussprache jedes Wortes besonders erlernt werden, so würde es einem Kinde, sobald es einmal alle Laute seiner Muttersprache bilden kann, nicht so leicht

fallen, jedes neue Wort sofort nachzusprechen, es braucht eben die eingelernten Artikulationen nur in einer neuen Reihenfolge zu wiederholen. Wird aber die Bildung jedes Lautes für sich erlernt und durch unzählige Wiederholungen eingeübt, so muß sie bei demselben Individuum auch in allen Wörtern die gleiche sein, und wenn sie sich allmählich verändert, dies in allen Wörtern tun — es sei denn, daß die Veränderung durch Nachbarlaute bedingt ist, wie sie nur in einigen Wörtern den betreffenden Laut umgeben (sogen. bedingter oder kombinatorischer Lautwandel). |

Also bei dem ersten Akt eines Lautwandels, der individuellen Lautbildung, herrscht jene Gleichmäßigkeit, die mit der 'Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze' gemeint ist, d. h. die Gleichmäßigkeit gegenüber den verschiedenen Wörtern. Dagegen bei dem zweiten Akt, der Ausbreitung des neuen Lautes, fehlt diese Gesetzmäßigkeit: es ist nur möglich und scheint oft stattzufinden, daß schließlich der neue Laut gleichmäßig in allen Wörtern durchgeführt wird. Bei Schriftsprachen kann auch orthographische Regelung dieses Ergebnis herbeiführen. Es sind also mehrere Ursachen vorhanden, die zu einer gleichmäßigen Durchführung eines Lautwandels in allen Wörtern drängen. Daraus ergibt sich die methodische Regel, daß man Ausnahmen von sogen. Lautgesetzen d. h. gleichmäßig durchgeführten Lautwandeln nur annehmen darf, wo zwingende anderweitige Gründe dafür vorhanden sind. Denn aus der Tatsache, daß Ausnahmen grundsätzlich möglich sind, folgt noch nicht, daß sie ohne weiteres angenommen werden dürfen. Wo Ausnahmen vorliegen, sind eben entweder diese oder die Lautregel fraglich, und die Entscheidung hängt von anderweitigen Umständen, wie der Zahl und der Art der Fälle ab.

Die Literatur über die Lautgesetzfrage ist am vollständigsten verzeichnet bei EWechsler, Gibt es Lautgesetze?, Halle 1900. Dazu EugHerzog, Streitfragen der roman. Philologie, I. Bd. Die Lautgesetzfrage, Halle 1904. RThurneysen, Die Etymologie, Prorektoratsrede von Freib. i. Br. 1904. KZ. XLIV (1911) 111. KvEttmayer, Vademecum (1919) 103ff.

Arten des Lautwandels. Wenn wir auch Ursache haben, an dem Prinzip des Lautgesetzes in beschränktem Maße festzuhalten und darin ein wertvolles Hilfsmittel der Sprachforschung zu sehen, so darf man doch jedenfalls nicht glauben, daß es die Zauberformel sei, die alle Schwierigkeiten der Lautgeschichte spielend löst. Hier wie überall ist eine mechanische Anwendung an sich richtiger Grundsätze gefährlich, und diese Gefahr ist anfänglich, als die beiden Schlagworte 'Lautgesetz' und 'Analogie' gefunden waren, nicht immer vermieden worden. Was sich nicht sofort unter das eine Schlagwort bringen ließ, mußte notwendig unter das andere fallen, und so ist man mit der Annahme von Analogiewirkungen öfter etwas zu schnell gewesen, wenn man nicht sogleich das 'ausnahmslose Lautgesetz' feststellen konnte. Seitdem haben wir gelernt, wie mannigfaltig die Faktoren sind, die in der Lautgeschichte eine Rolle spielen, wie zahlreiche Gesichtspunkte dabei in Betracht gezogen werden müssen. Eine Klassifikation der Lautveränderungen kann nur dazu dienen, eine Übersicht über diese verschiedenen Arten des Lautwandels zu geben, die nicht alle wesentlich von einander verschieden, sondern mehr oder weniger unter sich verwandt sind.

Man pflegt namentlich zwischen spontanem oder unbedingtem und kombinatorischem oder bedingtem Lautwandel zu unterscheiden. Unter ersterem versteht man eine Veränderung, die ein Laut in allen Lagen erleidet unabhängig von andern lautlichen Faktoren. Dahin rechnet man z. B. den Wandel von *ā* zu *ē*, von *u* zu *ü* im Ionischen, den gemeingriechischen Übergang der Mediae Aspiratae in Tenues Aspiratae, den Schwund von Ϝ, den oskisch-umbrischen Wandel von *qu* in *p*. Be-

dingter Lautwandel dagegen ist ein solcher, der an bestimmte lautliche Umgebung, wie die Nachbarschaft eines anderen Lautes, die Stellung des Akzentes oder dergl. gebunden ist, z. B. der lat. Wandel von *t* vor *l* in *k* (*pōc(u)lum* aus **pōtlom*), von *tt* in *ss* (*passus* aus **pat-to-s*), Schwund von *s* vor *m* (*cōmis* aus altlat. *cosmis*); der griech. Übergang von βν in μν (cεμνόc aus *cεβνόc). Manche Sprachforscher wie JHoffory u. a. haben früher auf diese Unterscheidung von spontanem und bedingtem Lautwandel großes Gewicht gelegt. Davon ist man in neuerer Zeit etwas zurückgekommen. Zunächst ergeben sich bei dieser Einteilung zwei quantitativ recht ungleiche Gruppen: spontane Lautwandel sind viel seltener als kombinatorische; im Griechischen gibt es nur wenige, im Lateinischen aber eigentlich gar keinen. Zweitens ist der Unterschied zwischen spontan und bedingt nicht sehr scharf, er beruht auf dem Begriff des Einzellautes, dessen Grenze gegen die Lautverbindung zuweilen fließend ist. Ich kann eine Aspirata *ph* als eine Verbindung von *p* und *h* ansehen, ich kann sie aber auch als Tenuis mit gehauchtem Absatz auffassen und somit den lat. Wandel von *bh* > *ph* > *f* entweder als spontanen oder als bedingten bezeichnen. Umgekehrt kann ein betontes *o* als ein von unbetontem *o* verschiedener Laut aufgefaßt werden, insofern die Betonung, Stimmstärke, Stimmhöhe oder dergl. zum Wesen des Lautes gerechnet werden kann oder muß; dann sind auch die an den Akzent gebundenen Vokalveränderungen spontane.

Die bedingten Lautveränderungen unterscheiden wir zunächst nach den für sie maßgebenden lautlichen Faktoren.

1. Die zahlreichsten sind solche, bei denen der bedingende Faktor ein benachbarter andersartiger Laut ist. Von den konsonantischen Veränderungen dieser Art bilden einen Haupttypus die Assimilationen, bei denen der Konsonant dem benachbarten Konsonanten angeähnelt oder völlig angeglichen wird.

Eine bloße Anähnelung liegt vor in ἀκτόc, *actus* zu ἄγω, *ago*; *impello* aus *inpello*; *somnus* aus **sopnos*, ὕπνος; cεμνόc aus *cεβνόc. Eine völlige Angleichung in aiol. cελάννᾱ aus *cελάcνᾱ, ἄμμεc aus *ἄcμεc, ὄμμα aus *ὄπμα; δικάccαι aus *δικάδ-cαι; lat. *sella* aus **sedlā*, *summus* aus **supmos*, *appeto* aus *adpeto* usw. Der Vorgang ist bald regressiv, wenn der assimilierte Konsonant vorhergeht (so in den zitierten Fällen), bald progressiv, wenn derselbe folgt, wie in ἄλλοc aus *ἄλιοc, aiol. μῆννοc aus *μηνcόc; lat. *collis* aus **colnis*, *torreo* aus **torseo*; osk. *nn* aus *nd*.

Psychologisch werden die Assimilationen richtiger als zeitliche Verschiebungen der Artikulationsakte aufgefaßt, denn um ein bewußtes Streben, benachbarte Laute ähnlich zu machen, handelt es sich nicht. Bei der regressiven Assimilation wird ein Artikulationsakt vorweggenommen: so in *somnus* aus **sopnos* die nasale Artikulation des *n*, d. h. das Herabsenken des Gaumensegels, wodurch nun auch *p* nasalen Klang erhält, d. i. zu labialem Nasal *m* wird. In *impello* aus *inpello* ist die labiale Artikulation des *p* vorweggenommen, in *actus* zu *ago* die Öffnung der Stimmritze, durch die *g* stimmlos, d. h. zur Tenuis *k* wird. Bei der regressiven Angleichung ist die ganze Artikulation des zweiten Lautes im voraus gebracht, womit zugleich die des ersten Konsonanten verschwindet. Denn in δικάccαι wurden nicht zwei *s* gesprochen, sondern ein *s* von der Dauer zweier Konsonanten, also ein gedehntes *s*, und ebenso in allen anderen Fällen sogenannter Geminatae; deshalb werden diese eben in älterer Zeit nur mit einem Buchstaben bezeichnet. Bei der progressiven Assimilation wird die Artikulation des ersten Konsonanten über ihre ursprüngliche Dauer verlängert, z. B. in ἄλλοc aus *ἄλjοc die des *l*. — Die regressiven Assimilationen sind im allgemeinen viel häufiger als die progressiven; weshalb, wird später zur Sprache kommen.

Neben diesen Kontaktwirkungen sind erst in neuerer Zeit die Fernwirkungen von Konsonanten aufeinander genauer erkannt und gewürdigt worden. Die Fernassimilationen unterscheiden sich von den Assimilationen zusammenstoßender Konsonanten nicht nur dadurch, daß die betreffenden Konsonanten von einander durch andere Laute getrennt sind, sondern sie treffen vorzugsweise Laute, die von vornherein einander verwandt sind, während die Nahassimilation sich auch auf unverwandte Konsonanten erstreckt. Z. B. lat. *quinque* aus **penque* = πέντε, *bibo* aus **pibō* = skr. *pibāmi*; gr. Κλύκα aus Γλύκα, Θιμόνοθος aus Τιμόνοθος.

Erst in neuerer Zeit ist die Forschung auf einen Vorgang aufmerksamer geworden (bekannt ist er schon den antiken Grammatikern), der die Umkehrung der Assimilation darstellt und manche Rätsel der Lautgeschichte zu lösen geeignet ist, die sogenannte Dissimilation oder Verunähnlichung zweier gleicher Laute. Dissimilation zusammenstoßender Konsonanten ist selten und andersartig, z. B. die ngr. Verwandlung zweier Verschlußlaute in Spirans + Verschlußlaut und zweier Spiranten ebenfalls in Spirans + Verschlußlaut (ὀχτώ aus ὀκτώ, φτάνω aus φθάνω). Was man in der Regel unter Dissimilation versteht, ist Ferndissimilation: ἀργαλέος aus *ἀλγαλέος, τίθημι für *θίθημι, πείθω für *φείθω; lat. *consulāris* für **consulālis*, *pelegrīnus* aus *peregrīnus*. An Stelle des einen der beiden gleichen Konsonanten ist ein ähnlicher getreten. Der Ausdruck Dissimilation ist also nicht ganz treffend, denn es tritt nicht Unähnlichkeit an die Stelle von Ähnlichkeit, sondern Ähnlichkeit an die Stelle von Gleichheit. Ich habe daher die Bezeichnung Entgleichung vorgeschlagen. Ein analoger Vorgang ist es auch, wenn der eine Konsonant gänzlich schwindet, z. B. φᾱτρίᾱ aus φρᾱτρίᾱ, ἔχω, d. i. *ékhō* aus *ἕχω (vgl. ἕξω, ἑκτός) d. i. *hékhō*, Σαπφώ aus Ψαπφώ, ἀγήοχα aus ἀγήγοχα, ngr. ἀφέντης aus ἀφτέντης (= αὐθέντης), lat. *crebesco* aus *crebresco*, *obsetrix* aus *obstetrix*. Ferner fällt von zwei Silben, die mit gleichen Konsonanten anfangen, die eine zuweilen ganz aus (sogenannte syllabische Dissimilation oder Haplologie): ἀμφορεύς aus ἀμφιφορεύς, ἡμέδιμνον aus ἡμιμέδιμνον, lat. *nūtrīx* aus **nūtrītrīx*, *sēmēstris* aus **sēmimēstris*. Die Richtung der Entgleichung wird durch verschiedene Momente bestimmt, z. B. durch lautmechanische, wenn der der Tonsilbe nahestehende Konsonant bleibt, der andere entglichen wird, (φᾱτρίᾱ), durch dynamische, wenn der Konsonant bleibt, der einer wegen ihrer Bedeutung im Bewußtsein vorherrschenden Silbe (z. B. der Wurzelsilbe) angehört. Diese Lautveränderungen unterscheiden sich von den übrigen darin, daß sie nicht mit derselben Konsequenz, nicht ausnahmslos auftreten. Die Ursache der Entgleichung liegt in der Schwierigkeit, zwei gleiche Bewegungen so schnell, wie dies beim Sprechen geschieht, zu wiederholen. Wenn zwei Muskelzusammenziehungen zu schnell aufeinanderfolgen, so entsteht eine Dauerkontraktion oder ein sogen. Tetanus. Dieser Schwierigkeit weicht der Sprechende durch Weglassung des zu wiederholenden Lautes (*crebesco*) oder durch Lautersatz (*pelegrinus*) aus.

Die Erscheinung ist zuerst ausführlicher dargestellt von Angermann, Die Erscheinungen der Dissimilation im Griechischen (Meißen 1873), dann besonders von MGrammont, La dissimilation consonantique (Dijon 1895). Weitere Literatur bei KBrugmann, Das Wesen der lautlichen Dissimilationen. Abh.sächs.Ges., phil.-hist. Kl. XXVII (1909) Nr. V. Dazu RThurneysen KZ. XLIV (1911) 110 ff. ESchopf, Die konsonantischen Fernwirkungen: Fern-Dissimilation, Fern-Assimilation und Metathesis = Forschungen zur griech. u. lat. Gramm. hrsg. von Kretschmer u. Kroll V. Heft (Gött. 1919) mit hauptsächlich vulgärlateinischen Belegen. Über die Ursache der Entgleichung PKretschmer, Glotta III (1912) 325. XI (1921) 101 ff.

Assimilation und Dissimilation sind Vorgänge, von denen auch Vokale betroffen werden. Nahassimilation liegt vor in lat. *ou* aus *eu*, im Griech. und Lat. *ī* über *ii*

aus ει, *ei*, att. ω, d. i. offenes ϱ über ϱϱ aus οα, d. i. geschlossenes $o+a$ usw. Fernassimilation z. B. in lat. *bonus* aus *dvenos*, *homo* aus *hemō*, gr. ὀδόντες aus ἐδόντες, ἕβδομος aus ἕβδεμος, θαραπεύω aus θεραπεύω. Auf Dissimilation zusammenstoßender Vokale beruht z. B. die Erhaltung des ᾱ im Attischen nach hellen Vokalen, sowie in ἀήρ statt ἠήρ; des lat. *e* nach *i* in *societās*, *variegāre*, sonst *i*: *novitās*, *cāritās*, *pūrigāre*.

Ein zweiter den Lautwandel bedingender wichtiger Faktor ist der Akzent. Auch seine Bedeutung für die Lautgestaltung ist erst in neuerer Zeit, seit Entdeckung des Vernerschen Gesetzes, das die Ausnahmen von der germanischen Lautverschiebung mittels der Betonung erklärt, voll gewürdigt worden. Der Akzent erstreckt seinen Einfluß hauptsächlich auf die Vokale, und zwar in der Weise, daß die schwachbetonten oder ganz tonlosen Vokale Reduktionen oder völligen Schwund erfahren. Schon in indogermanischer Urzeit sind solche Vokalschwächungen eingetreten (vgl. λείπω : λιπεῖν), und im vorliterarischen Latein ist der ganze Vokalismus auf diese Weise umgestaltet worden (*rēdigo* aus **rēdagō*, *dexter* aus **dexiteros* usw.). Im Altgriechischen dagegen sind die Wirkungen des Akzents auf die Vokale nur geringe (unbetontes εο zu ο: νοccόc aus νεοccόc u. a.). Einfluß des Akzents auf Konsonantenwandel ist seltener, wenigstens in den klassischen Sprachen.

Auch erst in neuester Zeit ist ein dritter den Konsonantenwandel bedingender Faktor gewürdigt worden, die Wertabstufung der einzelnen Konsonanten nach ihrer Stellung im Wort. In den meisten indogermanischen Sprachen werden anlautende Konsonanten mehr oder weniger verschieden von inlautenden behandelt. | Ziemlich groß sind die Unterschiede z. B. in den romanischen Sprachen, auch im Prakrit und in neuiranischen Dialekten. Sie bestehen meist darin, daß Konsonanten, die inlautend verändert werden oder ganz ausfallen, anlautend erhalten bleiben. So ist in griechischen Dialekten F inlautend geschwunden, wo es anlautend erhalten blieb: vgl. boiot. Fαναξίλαος aus FαναξίλαFος, Fιcοκλεῖc aus *FιcFοκλέFηc, gortyn. Fοικέα aus FοικέFα. Anlautendes *h*- (aus c-) bleibt, inlautendes ist schon frühzeitig geschwunden: ἕδη aus ἕδεα: *cέδεcα. Im Lateinischen bleibt anlautendes *f*- stimmlos, inlautendes dagegen wird stimmhaft und weiter zu *b*: *fero* = φέρω, aber *ambo* = ἄμφω. Der anlautende Konsonant ist also viel widerstandsfähiger als der inlautende, der Veränderungen und gänzlichen Ausfall erleidet. Damit hängt eine andere Erscheinung im Griechischen zusammen: auslautende Konsonanten werden an anlautende angeglichen, während dieselben Lautgruppen im Inlaut unverändert bleiben: κὰρ ῥόον aus κὰτ ῥόον, aber μέτρον; κὰλ λαπάρην, aber ἐχέτλη; κὰμ μέccον aber, πότμοc; αὐερύω aus *ἀFFερύω, ἀνFερύω gegen ξένFοc, ion. ξεῖνοc. Also anlautender Konsonant gleicht sich auslautenden Konsonanten des vorhergehenden Wortes völlig an, verdrängt ihn also, während inlautender dies nicht vermag, jener ist demnach stärker, wird mit mehr Intensität hervorgebracht als dieser. Der Grund hierfür ist wohl ein rein psychischer: der Anlaut eines Wortes bildet gewissermaßen dessen äußere Marke und drängt sich daher verhältnismäßig stärker vor in der Wortvorstellung als die übrigen Laute des Wortes. Dies zeigt sich z. B. darin, daß oft von einem Namen, den wir im übrigen vergessen haben, nur der Anlaut noch in unserem Gedächtnis haftet. — Unter den inlautenden Konsonanten sind es wieder die Silbenanlaute, die vor den anderen Konsonanten dominieren. Daraus erklärt sich die früher berührte Erscheinung, daß die Assimilationen größtenteils regressiv, nicht progressiv erfolgen. Der zweite Konsonant bildet in der Regel den Anlaut einer Silbe und verschlingt als der stärkere den vorhergehenden Silbenauslaut (z. B. νυκ-τί > gortyn. νυττί, lat. *stella* aus **sterlā*, *mercennarius* aus **mercednarius*, *som-*

nus aus **sopnos*). Das Gegenstück zum Wortanlaut stellt der Wortauslaut dar. In allen indogermanischen Sprachen gibt es Auslautsgesetze, denen zufolge Vokale und Konsonanten der letzten Wortsilben wesentlich anders behandelt werden wie in allen übrigen Silben. Im Griechischen fallen alle auslautenden Konsonanten außer *s*, *r* und Nasal ab. Im Lateinischen erleiden die Vokale der Schlußsilben vielfache quantitative und qualitative Veränderungen usw. Noch bedeutender sind diese Alterationen der Auslautsilben in anderen Sprachen wie dem Keltischen, Germanischen, Lituslawischen. Der Wortauslaut ist also der am meisten in der Wortvorstellung zurücktretende Teil des Wortes. — Der Symbolwert der einzelnen Teile des Wortes stuft sich demnach gemäß folgender Skala ab: 1. Wortanlaut, 2. Silbenanlaut, 3. Silbenauslaut, 4. Wortauslaut. Diese Stärkeskala stellt jedoch kein ausnahmsloses Gesetz dar, sondern wird zuweilen von lautlichen Prinzipien gekreuzt, die ihr entgegenwirken.

Sie sind in den einzelnen Sprachen verschieden. Im Griechischen und Lateinischen zeichnen sich die Liquiden durch besondere Stärke aus und siegen daher auch über folgenden Silbenanlaut, so daß eine vorschreitende Angleichung erfolgt: ἄρcην > ἄρρην, κόρϝᾱ > κόρη, *ὄλνυμί > ὄλλυμι, *ὄλϝοc > ὅλοc (doch gortyn. ὄννιθα aus ὄρνιθα); lat. *torreo* aus **torseo*, *collum* aus **colsom*, *collis* aus **colnis*, *sallo* aus **saldō*. Ferner ist in einer anlautenden Konsonantengruppe der letzte Konsonant der stärkste: τράπεζα aus *πτράπεδjα, thess. Τολεμαῖοc aus Πτολεμαῖοc (lat. *Tolomais*); lat. *natus* < *gnātos*, *latus* aus **tlātos*, *locus* aus **stlocos*, *situs* 'gelegen' aus **ksitos*, *tisana* aus πτιcάνη.

Über dieses Wertabstufungsprinzip PKretschmer, Glotta I (1907) 47f. Danach hat CJuret, Dominance et résistance dans la phonétique latine (Studien z. lat. Sprachwiss. hrsg. von Niedermann und Vendryes. I, Heidelb. 1913) eine ähnliche Theorie aufgestellt, welche ebenfalls die Stellung der Laute im Wort berücksichtigt, aber von meiner psychologischen Erklärung absieht. Sein Bedenken (S. 12), daß der Silbenauslaut ebenso wie der Anlaut eine Silbengrenze bilde und man nicht einsehe, warum nur der Anlaut die Aufmerksamkeit auf sich lenken sollte, trifft nicht zu, weil das gesprochene Wort nichts Räumliches, sondern etwas Zeitliches ist und es wohl begreiflich ist, daß der das Wort oder die Silbe eröffnende Laut mehr die Aufmerksamkeit auf sich zieht als der am Schluß kommende. Auch der Einwand von EdHermann (Eine Charakteristik des lat. Lautsystems, NGG. 1919, S. 241), daß in lat. *multa* aus *molta*, *uncus* aus **oncos* der Silbenauslaut über den vorhergehenden Vokal gesiegt habe, ist nicht stichhaltig, weil Einwirkungen von Konsonanten auf Vokale nicht unter die Regel fallen. Daß diese nur in einer gewissen Beschränkung gilt, spricht nicht gegen ihre Richtigkeit, die durch die größere Widerstandsfähigkeit des Anlautes, die vorwiegend progressive Konsonantenangleichung und die Auslautsgesetze erwiesen wird. — Über den Wortauslaut RGauthiot, La fin de mot en Indo-Européen, Paris 1913.

Erst in neuerer Zeit ist ein vierter Faktor zur Erklärung auffälliger Lauterscheinungen herangezogen worden, das Tempo der Rede. Ausgehend von der Erfahrung, daß wir bei schnellem Sprechen weniger sorgfältig artikulieren, leichter die Laute verschleifen und unterdrücken als bei langsamer Rede, erkennt man in den lautlich veränderten Wortformen Schnellsprech- oder Allegroformen, denen man die unveränderten Formen als Lentoformen gegenüberstellt. So sind kontrahierte Formen wie lat. *lātrīna*, *dītis*, *oblīscor* als Allegroformen und *lavātrīna*, *dīvitis*, *oblīvīscor* als Lentoformen aufgefaßt worden. Ebenso hat man die synkopierten Formen *caldus*, *ardum*, *valde* als Schnellsprechformen den vollen Formen *calidus*, *āridum*, *valide* als Lentoformen gegenübergestellt. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn man damit nicht noch etwas anderes sagen wollte, nämlich, daß auf diese Weise gleichzeitige Doppelformen entstehen, in die sich eine Form je nach dem Tempo der Rede spalte. Auf diesem Wege könnte man eigentlich alle Ausnahmen von Lautgesetzen als Lentoformen erklären. Vorläufig fehlt es für diese Anschauung an

einer empirischen Grundlage, an Beobachtungen der Abstufungen des Sprechtempos und dadurch bedingter Doppelformen. Aber auch von der prinzipiellen Seite der Sache abgesehen, bedürfte es in jedem einzelnen gegebenen Falle des Beweises, daß die Doppelformen gerade auf zwei verschiedenen Redetempi beruhen. In den angeführten Fällen sind ja auch noch andere Erklärungen denkbar und aufgestellt worden. So können die synkopierten Formen *caldus, virdis* usw. die umgangssprachlichen, die älteren Formen *calidus, viridis* die schriftsprachlichen sein. Das Adverb *valde* aus *valide*, eigentlich 'tüchtig', stammt offenbar aus der familiären Sprache. Man wird also vorläufig besser davon absehen, Verschiedenheiten des Redetempos zur Erklärung von Erscheinungen der alten Sprachen zu verwenden.

Das Prinzip der Lento- und Allegroformen ist zuerst von HOsthoff, Arch. l. Lex. IV, 464f. aufgestellt worden. Weitere Literatur bei Stolz, Lat. Gramm., [4] 49, Anm. 1. Gegen diese Erklärung der lat. Fälle sprachen sich ELidén, Idg. Forsch. XVIII (1905/6), 502 und CJuret, Dominance et résistence, 112f. aus. Nicht das ist zu bestreiten, daß das Redetempo auf die Lautveränderung von Einfluß ist; aber es gibt nicht bloß zwei Redetempi, Lento und Allegro, sondern unzählige Abstufungen des Tempos und ihnen entsprechende Wortformen. Es ist daher im gegebenen Falle nicht so einfach, bestimmte Doppelformen auf diese Weise zu erklären.

In eine besondere Kategorie gehören endlich jene abnormen Entstellungen, die in gewissen Ausnahmefällen Wörter und ganze Wendungen der Umgangssprache erleiden und die einst von HugoSchuchardt gegen die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze geltend gemacht wurden, wie die spanische Anrede *usted* = *vuestra merced*, franz. *sire* aus *senior*, ngr. ἀφέϲ aus ἀφέντηϲ, skr. *bhávān* ehrende Bezeichnung aus *bhagavān*. Auf einer solchen 'inneren Kürzung' beruht wohl die Anrede ὦ τᾶν (Herodian I 508, 7) bei Aristophanes, Platon u. a., die aus der ebenso üblichen Anrede ὦ τάλαν zusammengeschrumpft zu sein scheint. Eine äußere Kürzung dieser Art zeigt das zur 'Versicherungspartikel' herabgesunkene lat. *pol* für *Pollux*; auch das so häufig eingestreute οἶμαι 'glaub ich' mit seiner exzeptionellen Zusammenziehung von οιο in οι dürfte hierher gehören. Das neugriechische Futurum z. B. θὰ ἔλθω 'ich werde kommen', auch θένα ἔλθω ist aus θέλω νὰ ἔλθω (wörtlich 'ich will, daß ich komme'), die Imperativpartikel ἄϲ aus ἄφεϲ gekürzt. Hier handelt es sich nicht um gewöhnlichen Lautwandel; weder die Schnelligkeit noch der schwache Akzent, mit dem allerdings diese stehenden Wendungen oft gesprochen werden, sind die wahre Ursache jener Wortverstümmlungen. Es handelt sich hier vielmehr um Phrasen, deren Bedeutung so verblaßt ist und die so minderwertig geworden sind, daß der Sprechende gar kein Gewicht darauf legt, ob sie in allen Einzelheiten deutlich verstanden werden, und sie daher mehr oder weniger nachlässig artikuliert, zusammenzieht oder unterdrückt. Man erinnere sich hier auch, wie der attische Komödiendichter Amphis den maulfaulen Fischhändler schildert (Athenaios VI 224 d), der 'keine ganzen Wörter sprechend, sondern eine Silbe verschluckend' sage: τάρων βολῶν γένοιτ' ἄν. ἡ δὲ κέϲτρα κτὼ βολῶν (für τεττάρων ὀβολῶν und ὀκτὼ ὀβολῶν). Was hier individuelle und gelegentliche Sprechfaulheit ist, erscheint in den früher angeführten Fällen — auf welchem Wege, ist freilich nicht überall klar — allgemein und stehend geworden.

Im vorstehenden konnten nur einige der bemerkenswertesten Typen des Lautwandels besprochen, viele nicht einmal gestreift werden. So weit auch gerade auf diesem Gebiet die Sprachwissenschaft gekommen ist, so bleibt doch, wie die vielen Streitfragen lehren, hier noch gar manches ungeklärt, und unsere Einsicht in den wirklichen Verlauf der verschiedenen Lautveränderungen bedarf noch überall der Vertiefung. So ist die Frage nach der psychophysischen Ratio mancher Lautwandel

noch kaum gestellt worden. Für die alten Sprachen lassen sich ja auch exakte phonetische Untersuchungen nicht anstellen, diese müssen vielmehr von den lebenden Sprachen ausgehen, und nach deren Analogie die Sprachvorgänge früherer Zeiten beurteilt werden.

Aus der reichen Literatur zur Lautlehre hebe ich hier einige neuere Arbeiten hervor, die die heutige sprachwissenschaftliche Methode gut veranschaulichen: FBechtel, Hauptprobleme der idg. Lautlehre, Götting. 1892. JWackernagel, Das Dehnungsgesetz d. griech. Composita, Basel 1899. Beiträge zur Lehre vom griech. Akzent (ebd. 1893). Akzentstudien I, NGG. 1909, 49ff. II, 1914, 20ff. III, 1915, 97ff. Wortumfang und Wortform, NGG. 1906, 147ff. WilhSchulze, Quaestiones epicae, Gütersloh 1892. FSolmsen, Untersuch. z. griech. Laut- und Verslehre, Straßb. 1901. FSommer, Griech. Lautstudien, Straßb. 1905. FrSkutsch, Forsch. z. lat. Grammatik und Metrik, Lpz. 1892. FSolmsen, Studien z. lat. Lautgeschichte, Straßb. 1894. MNiedermann, Ĕ und Ĭ im Lateinischen, Darmstadt 1899.

2. Flexionslehre

Die wichtigste Veränderung, die die indogermanischen Sprachen in geschichtlicher Zeit durchgemacht haben, ist der Übergang vom synthetischen zum analytischen Typus. Die Synthese, die Zusammenfassung mehrerer zusammengehöriger Vorstellungen in einem einzigen Wort, d. h. einem einheitlichen durch die Betonung zusammengehaltenen Lautgefüge, hat auf griechischem und lateinischem Gebiet den Höhepunkt ihrer Entwicklung im Anfange der geschichtlichen Zeit schon überschritten und nähert sich am Ausgange des Altertums, im Vulgärgriechischen und Vulgärlatein, dem analytischen Typus an, der das eine Wort nach den darin enthaltenen Vorstellungen in mehrere Wörter auflöst. Eine Haupterscheinung der Synthese ist die Flexion. Übrigens sind 'synthetischer' und 'analytischer Typus' Benennungen a potiori; auch in vorwiegend analytischen Sprachen kommen synthetische Erscheinungen vor und umgekehrt.

Die erzieherische Bedeutung der Kenntnis des Griechischen und Lateinischen, die das deutsche Gymnasium vermittelt, liegt darin, daß diese Sprachen uns den synthetischen Typus veranschaulichen, der der ursprüngliche indogermanische war. Für das Verständnis von Sprachen ist die Kenntnis ihrer geschichtlichen Entwicklung wichtiger als für jede andere Kulturschöpfung, weil sie so viele verdunkelte, unverständlich gewordene Erscheinungen ihrer notwendig konservativen Natur gemäß fortführen. Die deutsche Sprache zeigt eine Mischung von Synthese und Analyse, die nur durch die Kenntnis einer älteren synthetischen Sprachstufe recht verständlich wird, und da eine solche Vorstufe vom Deutschen selbst nicht erhalten ist, müssen das Lateinische und noch mehr das altertümlichere Griechisch zum Ersatz dienen. Namentlich die neuhochdeutsche Schriftsprache, also unser wichtigstes nationales Gut, bedarf einer solchen Erläuterung, weil die Mundarten und die Umgangssprache, die wir zunächst erlernen, in der Analyse schon weiter vorgeschritten sind als sie. Z. B. der Gebrauch der Kasus ist in den Mundarten bereits mehr verdunkelt. Die schon in hohem Maße analytische französische und englische Sprache können daher in dieser Beziehung das Griechische und Lateinische nie ersetzen. Vgl. Glotta IX (1918), 209f.

Unter Flexion pflegt man den Ausdruck der Beziehungen zwischen den Redeteilen durch Wortendungen zu verstehen. Diese Definition ist indessen nur halb zutreffend. Nicht alle sogenannten Flexionssuffixe haben eine bloß relative Bedeutung, sondern ein Teil von ihnen — von FNFinck als Bestimmungselemente von den anderen, die er Beziehungselemente nennt, unterschieden —, wie die Dual- und Pluralendungen, die Genusbezeichnungen, die Moduselemente, drückt Vorstellungen aus, die allerdings nicht ganz selbständig, sondern an die Wortvorstellungen gebunden sind, und kommt dadurch den Stammbildungssuffixen nahe. In der Tat wird dieselbe Endung -*ā* bald als Stammbildungssuffix (z. B. in φορά), bald als Flexionsendung (in lat. *bona*) aufgefaßt. Im Sinne des herrschenden Sprachgebrauches be-

steht eben der Unterschied der Flexionsendungen von den übrigen Suffixen nicht darin, daß sie bloße Beziehungen ausdrücken, sondern er liegt darin, daß jene mehr generell, diese mehr speziell verwendet werden. πολίτης gilt für ein anderes Wort wie πόλις, aber πόλεως, πόλιν, πόλεις ist dasselbe Wort wie πόλις, nur 'gebeugt', d. h. modifiziert. Das ist natürlich auch zunächst Sache des Sprachgebrauchs: noch Aristoteles faßte δικαίως als eine πτῶσις von δίκαιος auf und stellte es mit einem δίκαιον auf gleiche Linie; auch die Adjektiva sind ihm πτώσεις des Stammwortes. Aber jener Sprachgebrauch läßt sich immerhin rechtfertigen. Man kann die Flexionsendungen — mit verhältnismäßig wenigen Ausnahmen — an jedes Wort anhängen, aber die Anfügung von Stammbildungssuffixen ist durch den Sprachgebrauch mehr oder weniger beschränkt, und jede Neubildung dieser Art wird auch als Neuerung empfunden. Dennoch ist der Unterschied kein ganz scharfer, mehr ein gradueller als ein wesentlicher, d. h. die Flexionssendungen haben eine in viel höherem Grade allgemeine Bedeutung als die Stammbildungssuffixe.

Die Flexion ist keine den indogermanischen Sprachen unveränderlich anhaftende Erscheinung. Wir können in eine Zeit zurückblicken, wo sie dem idg. Sprachstamm wie anderen Sprachstämmen (z. B. dem chinesischen) noch fremd war. Sie erreicht den Höhepunkt ihrer Entwicklung bereits in vorhistorischer Zeit, wenigstens was die europäischen Sprachen angeht, und geht in geschichtlicher Zeit beständig zurück, bis sie in den lebenden Sprachen den Tiefpunkt ihrer Entwicklung erreicht. Mit dieser absteigenden Entwicklung scheint ein anderer Vorgang parallel zu gehen: die Freiheit der Wortstellung nimmt immer mehr ab und weicht bestimmten Gesetzen. Indessen ist es doch noch die Frage, ob die beiden Vorgänge sich gegenseitig bedingen und der eine die Ursache des anderen ist.

Ein deutlicher Überrest der flexionslosen Periode des Indogermanischen ist vor allem die Bildung des ersten Gliedes von Compositis, das in dem nackten Stamm | ohne Kasusendung besteht: ἱππό-δαμος, συ-φορβός, ναυ-πηγός usw. D. h. der Typus der Wortzusammensetzung ist zu einer Zeit entstanden, als die späteren Kasusendungen noch nicht existierten. Daher sind die begrifflichen Beziehungen zwischen den Gliedern des Kompositums nicht ausgedrückt. In δημοβόρος vertritt δημο- einen vom Schlußglied abhängigen Akkusativ, in δημογέρων einen Genitiv, in ἀκρόπολις ἀκρο- ein Attribut zu πόλις usf. Nur die Stellung der Glieder deutet teilweise deren gegenseitiges begriffliches Verhältnis an. Aber auch außerhalb der Zusammensetzung sind die Fälle nicht selten, wo der reine Stamm ohne Flexionsendung als Wort auftritt. Der Vokativ aller Nomina besteht in dem bloßen Stamm: ἀγαθέ unterscheidet sich von dem Stamm ἀγαθο- in ἀγαθός usw. nur durch den Ablaut des auslautenden Vokals. Das Fehlen der Kasusendung erklärt sich vermutlich daraus, daß der Vokativ allein schon einen Satz darstellt und daher an ihm Beziehungen zu anderen Satzteilen nicht auszudrücken waren. Ähnlich besteht die verbale Anrufsform, der Imperativ, im nackten Stamme: ἄγε (= dem Stamme in ἄγε-τε), lat. *ī* 'geh' aus *ei*. Außerdem entbehren eines Kasussuffixes manche Lokative wie αἰέν 'immer', 'in Ewigkeit' zu αἰϝών, dor. αἰές dgl. zu αἰϝος- im Akk. αἰῶ aus *αἰϝόσα. Die Infinitive auf -μεν wie δόμεν, ἴδμεν, ἦμεν sind suffixlose Lokative von *men*-Stämmen. Der Nom. Akk. der neutralen konsonantischen Stämme wie lat. *nōmen*, gr. ἄστυ, γόνυ, der Nom. der *ā*-Stämme, χώρᾱ, *terra* bestehen ebenfalls im nackten Stamm.

Weitere Spuren ehemaliger Flexionslosigkeit sind solche Fälle, wo die Funktion der Flexionssendungen durch Stammwechsel verrichtet wird. Der Akkusativ des Pronomens der I. Person, ἐγώ, *ego* wird statt durch ein Kasuszeichen durch einen gänz-

lich anderen Stamm με, *mē* ausgedrückt. Das Demonstrativum ὁ aus **so* bildet seinen Akk. τόν = **to-m* von einem anderen Stamme *to-*. — Unter den Nomina zeigen einige Neutra im Nom. Akk. Sing. einen *r*-Stamm, in den Casus obliqui einen *n*-Stamm:

lat. *iecur* ἧπαρ = skr. *yákṛt*
iecin(or)is ἥπατος *yaknás*

Lat. *iecinoris* ist für **iecinis* eingetreten mit Übertragung des *or* aus dem Nom. **iecor*; vgl. *femur: feminis*. Die Flexion ἥπατος vertritt wie in ὀνόματος = lat. *nōminis* die eines *n*-Stammes. Ebenso verhalten sich οὖθαρ lat. *über* — οὔθατος (skr. *ū́dhar: ū́dhnas*), ἦμαρ (ἡμέρα) — ἤματος, ὕδωρ — ὕδατος (skr. *udnás*, lat. *unda*, hom. Ἀλοσύδνη). Hier fungiert also der *r*-Stamm nur als Akk. (denn der Nom. ist bei den Neutren mit dem Akk. identisch, *iugom* hat die Form eines Akk. Sing.). Als 'Akkusativ der Zeiterstreckung' dient der *r*-Stamm auch in νύκτωρ 'nächtlicher Weile' (vgl. die Verbindung ἡμέρας τε καὶ νύκτωρ), dazu νυκτερινός = lat. *nocturnus;* ebenso in ἦμαρ 'bei Tage' (νύκτας τε καὶ ἦμαρ, Il. E 490); als Akk. der räumlichen Ausdehnung z. B. ἧπαρ Il. N 411 f. ἔβαλ' Ἱππασίδην Ὑψήνορα . . . ἧπαρ. Welcher Art der Vorgang hier war, ob etwa der *r*-Stamm vermöge seiner ursprünglichen (kollektiven?) Bedeutung gewisse Funktionen des Akk., der *n*-Stamm aus demselben Grunde solche des Lokativs übernahm (vgl. die suffixlosen Lokative αἰέν, skr. *udán* 'im Wasser', *ū́dhan* u. a.), läßt sich nicht mit Sicherheit sagen.

In eine Zeit vor der Entstehung der Motion reichen die weiblichen Verwandtschaftswörter μᾱ́τηρ lat. *māter*, θυγάτηρ, ion. ἐνάτηρ (hom. εἰνατέρες) zurück. Später fungieren die Substantiva auf -τήρ nur noch als Maskulina (γενετήρ, γενέτωρ lat. *genitor*), und die zugehörigen Feminina werden mit Suffix *-ī-*, ιᾰ abgeleitet: γενέτειρα aus *γενέτερjᾰ, lat. *genetrī-x*. In υἱός: θυγάτηρ, *frāter: soror* ist durch den ganzen Wortstamm ausgedrückt, was in *filius: filia*, ἀδελφός: ἀδελφή, κασίγνητος: κασιγνήτη durch die Endungen bezeichnet ist. Für *agna, porca* wurde ursprünglich *agnus femina, porcus femina* gesagt.

In Ursprung und Wesen der indogermanischen Flexion einzudringen ist eigentlich nur möglich mit Hilfe der Vergleichung nichtindogermanischer Sprachstämme. Sehen wir hier von solchen über die Grenzen der klassischen Sprachen zu weit hinausgehenden Betrachtungen ab, so muß namentlich hervorgehoben werden, daß Deklination und Konjugation eine schärfere Unterscheidung von Gegenstands- und Zustands- oder Vorgangsbegriffen, Nomen und Verbum bewirkten.

Hervorgebracht ist jedoch dieser Unterschied nicht erst durch die Flexion: auch flexionslose Sprachen unterscheiden Gegenstands- und Zustandsbegriffe. Die indogermanische Verbalflexion setzt auch die Unterscheidung des Personalpronomens, also des Ichbegriffes, des Selbstbewußtseins, von den wechselnden seelischen Zuständen und Vorgängen schon voraus. Indem sie die Bezeichnungen der beiderseitigen Begriffe eng verknüpft, schafft sie die sogenannte erste Person des Verbums und weiter, entsprechend den betreffenden Pronomina, die zweite und dritte Person. Eine charakteristische und folgenschwere Neuerung war es dann aber, daß das Indogermanische das Verhältnis eines nicht persönlichen Gegenstandsbegriffes, einer Sache, zu dem Zustandsbegriff mit dem Verhältnis des Ichs zu seinen wechselnden Zuständen gleichsetzte und damit der sogen. dritten Person des Verbums eine sehr weite Verbreitung gab. Vermöge dieser Ausdrucksweise werden Zustände und Vorgänge wie Erlebnisse oder Handlungen von Sachen empfunden. In dem Satze *gutta cavat lapidem* wird der Tropfen wie eine handelnde Person aufgefaßt.

Die verbale Ausdrucksweise hat in den indogermanischen Sprachen an Häufigkeit immer mehr zugenommen, doch ist auch die alte nominale Satzform, der

Nominalsatz, namentlich in den älteren Sprachen noch vertreten; das Russische und Litauische hat ihn bis heute bewahrt. Griechisch und Lateinisch zeigen den Nominalsatz noch sehr häufig, aber meist nur, wenn das Subjekt nicht die 1. oder 2. Person ist. In diesem Fall ist er im homerischen Epos ungefähr so häufig wie der Verbalsatz: οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη B 204. τηλοῦ γὰρ Λυκίη E 479. Ἕκτορος ἥδε γυνή Z 460. οἰωνοὶ δὲ περὶ πλέες ἠὲ γυναῖκες Δ 395. Auch der Prosa, z. B. Platon, der Gesetzessprache der Inschriften, ist der Nominalsatz geläufig: σύμπαντες οὖροι ἑβδομήκοντα πέντε. Ὅση τῶν οὔρων τούτων ἔσω, πᾶσα Δοφῖτις Grenzbestimmung Chios IGA. 581, A 6 ff. In gewissen Wendungen wie ἀνάγκη, οὐ θέμις, δῆλον ὅτι ..., οὐδὲν θαυμαστόν, dem Partizip auf -τέον ist die nominelle Fassung sogar die Regel. Selten ist sie bei der 1. Person: ἕτοιμος ἔγωγε καὶ μανθάνειν καὶ ἀκούειν Plat. Krat. 384e. Auch das Lateinische kennt den Nominalsatz, besonders in sprichwörtlichen Wendungen: *Quot homines, tot sententiae; Tunica propior pallio,* aber auch sonst: *Beatus ille qui procul negotiis* usw., *Cui bono? Factum optime* u. dgl. oft in der Komödie; stehend *mirum quantum* u. a. In diesen Fällen eine Ellipse von ἐστί, *est* anzunehmen, wäre natürlich verkehrt. Vielmehr ist hier gerade der Zusatz der sog. Kopula sekundär und bedeutet die Verwandlung des älteren Nominalsatzes in einen Verbalsatz.

Zum Nominalsatz im Idg. s. AMeillet, Mém. Soc. Linguist. XIV (1903) 1 ff.

Während sich die Prinzipien der indogermanischen Flexion bis zu einem gewissen Grade aufklären lassen, können wir den etymologischen Ursprung der einzelnen Flexionsendungen nicht exakt nachweisen. Die Entstehung der Flexion geht in eine so frühe Epoche der Urzeit zurück, daß wir uns darüber nur mehr oder | weniger unsichere Vermutungen bilden können. Wir würden das Problem überhaupt ganz beiseite lassen, wenn nicht andere Fragen, die an die Bedeutung und Gebrauchsweise der Kasus, Modi usw. sich knüpfenden, damit zusammenhingen. Zwei Theorien sind zu seiner Lösung aufgestellt worden. Die von FranzBopp nach dem Vorgang älterer Gelehrter vertretene sog. Agglutinationstheorie erklärt die Flexionsendungen als an den Wortstamm 'angeleimte' ursprünglich selbständige Pronomina. So gehe das -*s* des Nominativs (θεό-ς) auf das Demonstrativum *so* = gr. ὁ zurück, die Personalendung des Singulars *-mi*, *-si*, *-ti-* auf die Personalpronomina μέ, σέ (aus τϝέ) und das Demonstrativum το-. Die von AlfredLudwig aufgestellte Adaptationstheorie verwirft diese Erklärungsweise und sieht in den Flexionsendungen Stammbildungssuffixe, die nur innerhalb des Satzgefüges durch Adaptation zu ihrer flexivischen Bedeutung gekommen sind.

Demgegenüber ist zu bemerken, daß nicht einzusehen ist, warum sämtliche Flexionsendungen, die so verschiedene Funktionen erfüllen, auf dieselbe Weise entstanden sein müßten. In den einen Fällen kann Agglutination, in den anderen Adaptation vorliegen. So hat für die Personalendungen Bopps Erklärung eine gewisse Wahrscheinlichkeit, wenn sich auch die damit verbundenen lautlichen Schwierigkeiten nicht alle beseitigen lassen. Bemerkenswert ist, daß die finnisch-ugrischen Personalendungen zum Teil mit den indogermanischen übereinstimmen und wie diese sich auch mit den Personalpronomina berühren: vgl. finn. Sing. 1. Pers. *-n* aus *-m*, lapp. *-m*. 2. Pers. *-t*. Plur. 1. Pers. *-mme*, 2. Pers. *-tte* mit den possessiven Personalsuffixen finn. Sing. 1. P. *-mi*, 2. *-ti* (jetzt *-si*), Plur. 1. *-mme*. 2. *-nne* aus *-nde* und Personalpronomina *minä* 'ich', *sinä* 'du', *me* 'wir', *te* 'ihr'. Es ist schwer, da überall an Zufall zu glauben.

In anderen Fällen hat wieder die Adaptationstheorie mehr für sich. Ein jüngerer Beleg dafür ist die lat. 2. Plur. Pass. *legimini*, deren Gleichheit mit gr. λεγόμενοι

schon Bopp erkannt hat. Ein *vos legimini* (ohne Kopula) = ὑμεῖς λεγόμενοι ist als λέγεσθε gedeutet worden, und das Suffix *-mini* übernahm daher die Funktion einer 2. Pers. Plur. Pass. Die früher erwähnten suffixlosen Lokative wie αἰέν αἰές sind ebenfalls adaptierte Wortstämme. Ferner hat JohannesSchmidt (Pluralbildungen der idg. Neutra) gezeigt, daß der Plural der Neutra im Indogermanischen durch ein von Haus aus singulares Kollektivum ersetzt wurde, daß also z. B. die Endung von *juga* mit dem Stammbildungssuffix *-ā* von *terra* sich deckt. Im Griechischen ist die kollektivische Funktion der Formen auf -α noch so lebendig, daß sie, wie bekannt, mit dem Prädikat des Singulars verbunden werden: Il. B. 396: τὸν δ' οὔ ποτε κύματα (das Gewoge) λείπει. Wenn aber der Mehrheitsbegriff stärker hervortritt, so wird auch das Prädikat in den Plural gesetzt: Il. Λ 634: οὔατα δ' αὐτοῦ τέσσαρ' ἔσαν. Hier sehen wir die Funktion der Pluralendung bei ihrer Entstehung. — Im Prinzip wird man also jedenfalls annehmen müssen, daß die Flexionsendungen auf verschiedene Weise entstanden sind, deren genaue Feststellung aber in den meisten einzelnen Fällen unmöglich ist.

Das Problem ist zuletzt am ausführlichsten behandelt von HOertel und EdwMorris, An Examination of the theories regarding the nature and origin of Indo-European inflection (Harvard Studies XVI 63 ff.). — Als eine ausgezeichnete Probe neuerer flexionsgeschichtlicher Untersuchungen darf das zitierte Werk von JohSchmidt, Die Pluralbildungen der idg. Neutra, Weimar 1889, bezeichnet werden. Sonst seien beispielsweise genannt KBrugmann, Die Demonstrativpronomina der indogerm. Sprachen, Abh.sächs.Ges. XXII (1904) Nr. 6. HOsthoff, Vom Suppletivwesen der indogerm. Sprachen, Heidelb. 1900. JWackernagel, Genetiv und Adjektiv in den Mélanges de Linguistique offerts à M de Saussure, Paris 1908, 123 ff. Ein Muster philologisch-grammatischer Forschung war FBüchelers Grundriß der latein. Deklination (herausgegeben von JWindekilde, Bonn 1879). Eine großartige Materialsammlung | bildet FNeues Formenlehre der latein. Sprache[3] (von CWagner, Berl. 1888 ff.). Für seine Zeit bedeutend war GCurtius' Verbum der griech. Sprache, Lpz. 1877—80.

Die Entwicklung der Flexion hat gewiß eines langen Zeitraumes bedurft, ehe die einzelnen Flexionsformen zu den Paradigmen zusammenwuchsen, wie sie die Grammatik aus der Sprache abstrahiert. Daß die Kasus eines Nomens, die verschiedenen Formen eines Verbums als eng zusammengehörig empfunden werden, zeigt sich besonders deutlich in den Ausgleichungen, denen die Formen derselben Gruppe zu unterliegen pflegen. Was die frühere Grammatik als Anomalie bezeichnete und was vom Standpunkte einer jüngeren Zeit in der Tat als Unregelmäßigkeit empfunden wird, ist meist gerade das Alte und Ursprüngliche, das noch nicht der Analogiewirkung und Vereinheitlichung verfallen ist. So zeigt lat. *genus* aus *genos:* Gen. *generis* aus **geneses* noch denselben alten Wechsel des Vokals im Stammbildungssuffix *-os* : *-es* wie gr. γένος : γένεος aus *γένεσ-ος, aber *tempus* (aus *tempos*): *temporis, corpus* : *corporis* usw. haben das *-o-* des Nom. **tempos*, **corpos* durch die ganze Flexion durchgeführt. Das außerhalb des Paradigmas stehende adverbiell erstarrte *temperi* sowie *temperare* haben dagegen das alte *e* bewahrt. Gr. χθών hatte in den Casus obliqui die Stammform χθαμ- oder χαμ-, wie sie das dem Paradigma entfremdete adverbielle χαμαί, χαμᾶζε, sowie das Adjektiv χθαμαλός aufzuweisen. Aber *χθαμί wurde nach dem Nom. χθών, dessen -ν aus auslautendem *-m* lautgesetzlich entstanden war, zu χθονί umgeformt.

Durch den Wandel von *vo* zu *u* wurde *deivos* 'Gott', *oleivom* 'Öl' (aus **elaivom* = gr. ἔλαιϜον) zu *deus, oleum.* Ursprünglich wurde daher flektiert

M. Sg.	*deivos* daraus	*deus*	*oleivom* daraus	*oleum*
	deivom	*deum*		
	deivī	*dīvī*	*oleivī*	*olīvī*

usw.

Pl. *deivoi*	*dīvī*		
Fem. *deivā*	*dīva*	*oleivā*	*olīva*

Diese unregelmäßige Flexion spaltete sich in die zwei ausgeglichenen Paradigmata:

deus	*oleum* und	*dīvus*	*olīvum*
deum		*dīvum*	
deī	*oleī*	*dīvī*	*olīvī*
dea	*olea*	*dīva*	*olīva*

Beim Verbum wurden z. B. Singular und Plural, wenn sie in der Wurzelsilbe verschieden vokalisiert waren, ausgeglichen: οἶδα — ἴδμεν zu οἶδα — οἴδαμεν, γέγονα — γέγαμεν zu γέγονα — γεγόναμεν. Im Lateinischen wurde die alte Flexion des Konjunktivs *siem sies siet sīmus sītis sient* zu *sim sīs sīt sīmus sītis sint* uniformiert. In Gortyn wurde αἰρεῖϲθαι nach dem Aor. ἑλέϲθαι zu αἰλῆθθαι (<*αἰλέεϲθαι) umgeformt, in der jüngeren Gräzität die Aspirata von καθορῶ auf καθιδεῖν, κάθοπτρον (ngr. καθρέφτηϲ Byz. Z. X [1901] 583), von ὑφίϲταμαι auf ὑφέϲτη übertragen.

Aber nicht nur die Formen desselben Paradigmas beeinflussen sich gegenseitig, sondern auch die parallelen Flexionsformen verschiedenen Paradigmen wirken aufeinander. Der Nom. Plur. der sog. II. Deklination, d. h. der *o*-Stämme, ging auf *-ōs* aus: osk. *Núvlanús* 'Nolani', dagegen bei den Pronomina auf *-oi*: gr. τοί, lat. *istī.* Im Griechischen und Lateinischen wurde die Pronominalendung auf die Nomina übertragen: ἀγαθοί, *bonī.* Nach Analogie von πολίτηϲ : πολίτην : πολίτου wird auch τριήρηϲ : τριήρην : τριήρου flektiert. υἱέϲι, der Dat. Pl. zu υἱύϲ, wird nach den übrigen | Verwandtschaftsworten wie θυγατράϲι, πατράϲι, zu υἱάϲι umgeformt. Ähnlich in hellenistischer Zeit ϲυγγενεῦϲι nach ἀγχιϲτεῦϲι, γονεῦϲι. Der Dat. Plur. der konsonantischen Stämme nahm im Griechischen infolge der vor der Kasusendung -ϲι eingetretenen konsonantischen Veränderungen vielfach ein von den übrigen Kasus abweichendes Aussehen an, eine Anomalie, die in mehreren Dialekten durch Analogiebildungen beseitigt wurde. Im Nordwestgriechischen wurde (χρήματα χρημάτων) χρήμαϲι nach (ἔϲχατα ἐϲχάτων) ἐϲχάτοιϲ oder dgl. durch χρημάτοιϲ ersetzt (ebenso ἀγώνοιϲ, ἄνδροιϲ, ἐόντοιϲ, Φωκέοιϲ, τρίοιϲ). Im Aiolischen wurde zum Nom. Pl. πόδεϲ ein Dativ πόδεϲϲι gebildet nach dem Vorbild von νόμοι : νόμοιϲι (JWackernagel, Idg. Forsch. XIV [1903] 374). In Herakleia scheint man die Partizipia Praes. Act. ursprünglich πράϲϲοντεϲ : *πράϲϲαϲϲι flektiert und dann letztere Dativform nach dem Nom. zu πραϲϲόνταϲϲι umgeformt zu haben. Im Spätgriechischen wurde zu den Nom. Pl. γονεῖϲ, ϲυγγενεῖϲ ein Dat. γονεῖϲι, ϲυγγενεῖϲι geschaffen (WilhSchulze, KZ. XXXIII [1895] 399f.). In einem kretischen Dialekt (GDI. 5148, 4) ist μήτιμι, der alte Dativ von μήτιϲ, mit μηδενί zu μηδιμι kontaminiert. Zu ἄγω wurde nach dem bedeutungsverwandten ἐνήνοχα (von ἐνεκ-) ein Perfekt ἀγήγοχα, dor. ἀγάγοχα gebildet. Die Endung der 3. Plur. des sigmatischen Aorists -ϲαν (ἐποίηϲαν) ist in hellenistischer Zeit auf andere Aoriste ausgedehnt worden: ἔδοϲαν, ἔφαϲαν, später auch ἐλάβοϲαν, ἤλθοϲαν, εἴπαϲαν, παρεκάλουϲαν, παρέχοιϲαν usw.

Seltener ist eine Einwirkung von Verbalformen auf Nomina und Pronomina wie sie ital. *eglino, elleno* zeigt, das die Endung *-no* von der 3. Pl. *amano* bezogen hat. So ist auf Kreta, als das dialektische φέρομεϲ durch hellenistisches φέρομεν ersetzt wurde, hiernach auch ἁμέν, τινέν für ἁμέϲ, τινέϲ, ἀκούϲαντεν für ἀκούϲαντεϲ eingetreten (JohSchmidt, KZ. XXXIV [1900] 400ff.). Bemerkenswert sind weiter noch besonders die Beeinflussungen, die die Zahlwörter — eine Wortgattung für sich — gegenseitig ausüben: herakl. ὀκτώ, ἑννέα, delph. ἕνατοϲ mit *h*- nach ἕξ, ἑπτά; el. ὀπτώ mit π nach ἑπτά. Lat *novem* statt **noven* (vgl. *nōnus, nōnaginta*) nach *decem.* —

Auch die eigenartige Erscheinung des sogen. ν ἐφελκυστικόν (zuletzt behandelt von FSommer in der Festschrift zur 49. Philol.Vers. Basel 1907) scheint sich ausschließlich auf analogischem Wege ausgebreitet zu haben.

Das Prinzip der Analogiewirkung und Übertragung ist der wirksamste Faktor in der Geschichte der Flexion. Das Vulgärlatein und die romanischen Sprachen haben durch massenhafte analogische Umformungen und Ausgleichungen das ganze lateinische Flexionssystem in beträchtlichem Maße umgestaltet. Ähnlich verhält es sich mit der neugriechischen Flexion. Die Verba auf -μι sind in der späteren Gräzität in die Flexion der Verba auf -ω übergegangen. Die Präsensendung -νω von δύνω, πλύνω, πίνω ist auf zahlreiche andere Verba übertragen worden: δίνω für δίδωμι, λύνω für λύω, χύνω für χέω, δέρνω für δέρω, σπέρνω für σπείρω, στέλνω für στέλλω, πλερώνω für πληρόω usw. Der Passivaorist auf -θην ist nach Analogie von aktiven Perfekten auf -ηκα zu -θηκα (ἐδέθηκα = ἐδέθην) umgeformt worden usf.

Der Philologe ist meistens geneigt, solche jüngere Analogiebildungen — früher nannte man sie gern falsche Analogiebildungen — als Barbarismen zu brandmarken. Das ist nicht der richtige historische Standpunkt. Wie namentlich OJespersen in seinem Werke Progress in Language, London 1894, ausgeführt hat, bringt das Walten der Analogie vielmehr gerade einen Fortschritt zustande, indem es die für den Zweck der Sprache wertlosen Anomalien beseitigt, die Flexion einfacher und regelmäßiger gestaltet und so die Sprechtätigkeit erleichtert. Auch als eine schöpferische Kraft erweist sich die Analogiewirkung dadurch, daß sie Neubildungen schafft, wo | ein sprachliches Bedürfnis nach solchen vorhanden ist. So ist das κ-Perfektum im wesentlichen ein Produkt der Analogiewirkung, die von einigen wenigen Formen wie ἔθηκα (verwandt mit lat. *fēci*) und ἔδωκα ausging. Anfangs wurden nur von vokalisch auslautenden Stämmen Perfekta mit κ abgeleitet (βέβληκα, πέποίηκα, τετίμᾱκα), eine Stufe, auf der noch die Sprache des Epos steht, später auch von konsonantischen Stämmen (ἔσταλκα, πέφαγκα). Der ganze sogen. schwache Aoristus Pass. auf -θην ist vielleicht, wie Wackernagel (KZ. 30 [1890] 302 ff.) vermutet, eine Neubildung auf Grund der 2. Sg. Aor. Med. ἐδό-θης = skr. *ádi-thās*, wo θης die Endung darstellte: zu ἐδό-θης wurde nach ἐμάνην ἐμάνης usw. ἐδόθην, ἐδόθη, ἐδόθημεν usw. geschaffen.

Hat in dieser Beziehung auch das Flexionswesen eine gewisse Weiterbildung und Ausgestaltung erfahren, so läßt sich doch auf der anderen Seite nicht verkennen, daß es im ganzen in der historischen Zeit beständig zurückgegangen ist, freilich die Deklination viel stärker als die Konjugation. Bereits in den ältesten griechischen und lateinischen Sprachdenkmälern zeigt sich, daß die Casus obliqui ihre ursprüngliche Funktion nicht mehr alle voll ausüben und daß sie ihre Zahl verringert haben. So reicht im Griechischen der alte Lokativ Sing. auf -ι und der Lok. Plur. auf -σι nicht mehr aus, den Ort der verbalen Handlung zu bezeichnen: mit einigen Ausnahmen (οἴκοι, Ἰσθμοῖ, Ἀθήνησι, Πλαταιᾶσι usw.) bedarf er noch der Hinzufügung eines Adverbiums ἐν 'innen', das in der epischen Sprache noch von dem zugehörigen Kasus getrennt werden kann (Τ 326 ὃς Σκύρῳ μοι ἔνι τρέφεται). Später wird dieses Adverb regelmäßig proklitisch vor die Kasusform gestellt und entwickelt sich so zu dem, was wir Präposition nennen. Im Lateinischen genügt der Ablativ Sing. auf *-d* meist nicht mehr zur Bezeichnung der Richtung, es muß zu ihm das ursprünglich adverbiale *ab* (= ἄπο, dtsch. *ab*) hinzugesetzt werden. Diese Bedeutungsabschwächung der Kasussuffixe mag zum Teil darin ihren Grund haben, daß die Kasus nicht ausreichten, alle die mannigfachen Beziehungen auszudrücken, die zwischen einem verbalen und einem nominalen Begriff bestehen

können. Da nun in Fällen, wo z. B. das Verhältnis von unterhalb, oberhalb, in der Nähe, ringsherum bezeichnet werden sollte, Adverbien wie ὕπο, ἔπι, πάρα, πέρι hinzugefügt werden mußten, so wurde nach dieser Analogie auch da, wo es sich um die Bedeutung 'innen' handelte und der Lokativ allein genügt hätte, ein deutlicheres Adverb hinzugesetzt. Indem aber dieser fakultative Zusatz schließlich stehend und obligatorisch wurde, büßte die Kasusendung ihren ursprünglichen begrifflichen Wert allmählich ein. Das Griechische hat daher alle anschaulichen Kasusbedeutungen, die lokativische, ablativische und instrumentalische, aufgegeben und nur den Nom., Akk., Gen., Dat., Vok. behalten. Das Lateinische hat außerdem noch den Ablativ bewahrt, verwendet ihn aber öfter in der Funktion des alten Instrumentalis. Dieser Kasusverlust setzt sich in jüngerer Zeit fort. Das Neugriechische hat auch den Dativ eingebüßt, manche Dialekte auch den Genitiv. Der Dual ist schon in hellenistischer Zeit verschwunden. Viel weiter sind die romanischen Sprachen gegangen: sie besitzen — vom Rumänischen abgesehen, das noch den Dat. Sing. fem. bewahrt hat — überhaupt nur noch einen einen einzigen Kasus, der als Nom. und Akk. zugleich dient; Gen. und Dat. werden mit den Präpositionen lat. *de* und *ad* ausgedrückt.

Andersartig waren die Schicksale der Konjugation. Hier zeigt nur das Lateinische schon in alter Zeit größere Verluste. Konjunktiv und Optativ, Aorist und Perfekt des Aktivs sind hier zusammengefallen, der Dual ist wie beim Nomen verloren gegangen. Im Passiv sind Aorist und Perfekt untergegangen. Das Romanische hat im ganzen genommen den Formenbestand der Verbalflexion nicht so stark verringert | wie den der Nominalflexion, es hat hauptsächlich das ganze Passivum aufgegeben. — Im Neugriechischen dagegen fällt vor allem die Verminderung der Modi auf, von denen nur Indikativ und Imperativ geblieben sind. Konjunktiv, Optativ, ferner alle Infinitive und ein Teil der Partizipien sind untergegangen, von den Tempora das Perfekt und der Aorist des Mediums.

3. Wortforschung

Die Wortlehre oder Wortforschung hat es mit dem Wortschatz einer Sprache im ganzen sowie mit den Wörtern im einzelnen zu tun. Da die lautlichen Veränderungen der Wortformen in die Lautlehre fallen, so muß sich eine Untersuchung des Wortschatzes zunächst auf die Bedeutungen der Wörter, ihre Verzweigungen und Veränderungen richten (Bedeutungslehre oder Semasiologie). Eine Betrachtung der Wortform mit Rücksicht auf ihre Bedeutung ergibt ferner, daß das indogermanische Wort ein einer kleineren Zahl von Wörtern gemeinsames Anfangselement, die sogenannte Wurzel, und einen noch zahlreichen anderen Wörtern gemeinsamen Schlußteil, das Suffix, enthält. Die suffixalen Elemente werden in der Wortbildungslehre behandelt, die radikalen in der Etymologie, die freilich an sich und von Hause aus keine Wurzellehre ist, sondern den Ursprung und die Grundbedeutung der Wörter aufsucht.

Mit diesem System der Wortlehre kreuzt sich die Wortforschung im engeren Sinne, die Wortgeschichte, die das einzelne Wort für sich nach allen diesen Rücksichten, nach Bildung und Bedeutung betrachtet, seine Entstehung, sein erstes Auftreten, die verschiedenen Arten seiner Verwendung, seine räumliche Verbreitung und vorkommendenfalls sein Verschwinden untersucht. Derartige ausführliche Biographien von Worten, wie eine solche HDiels von cτοιχεῖον *elementum* geliefert hat, sind freilich noch sehr selten. Man überläßt diese Aufgabe fast ganz dem Lexikon, und so ist es gekommen, daß man diese Wortforschung mit dem üblen

Namen der Lexikographie bezeichnet hat, als ob eine ganze Disziplin bloß für die Kunst, ein Wörterbuch zu schreiben, konstituiert werden dürfte. Ein Lexikon ist von Hause aus ein praktisches Hilfsmittel, ein Nachschlagewerk, eine Materialsammlung für den Philologen und Sprachforscher, aber keine Aneinanderreihung von Wortgeschichten, durch die auch ein Lexikon nie entbehrlich gemacht werden würde. Die Wortforschung schöpft ihr Material aus dem Wörterbuch, nicht aber ist das Wörterbuch das Ziel und Ergebnis der Wortforschung. Der ganze Zweck und Wert des wissenschaftlichen Lexikons liegt in der möglichst vollständigen Sammlung der Belege aus allen Texten, in einer wortgeschichtlichen Statistik, einer Arbeit, die niemand im einzelnen Falle ad hoc machen kann, sondern die systematisch im ganzen geleistet werden muß. — Die lateinische Wortforschung erhält jetzt im Thesaurus linguae latinae (Lpz. 1900ff.) die nötige materielle Grundlage; die griechische ist leider noch für lange Zeit auf die unvollkommenen älteren Hilfsmittel angewiesen. Die von verschiedenen Seiten angestrebte Schöpfung eines Thesaurus der griechischen Sprache harrt noch der Verwirklichung.

Über die Erfordernisse eines modernen wissenschaftlichen Lexikons, speziell des lateinischen Thesaurus spricht EdWölfflin in seinem Arch l.Lex. IX (1896) 3ff. XII (1899) 373ff. Vgl. auch LCohn, Griech. Lexikographie in Müller Hdb. II, Münch. 1900, 375ff. FHeerdegen, Lat. Lexikographie, ebd. 495ff. Über die Technik der Herstellung des lat. Thesaurus berichtet FrVollmer, NJahrb. XIII (1904) 49. Mit dem Plan eines griechischen Thesaurus hat sich zuerst die von der Internationalen Association der Akademien eingesetzte Kommission beschäftigt: s. darüber PKretschmer, Glotta I (1907) 339ff. Dann trat die griechische Regierung mit dem Plan eines die ganze griechische Sprachgeschichte vom Altertum durch das Mittelalter bis zur Neuzeit umfassenden Wörterbuches hervor; vgl. KKrumbacher, Internat. Wochenschr. f. Wiss., Kunst u. Technik 29. Mai 1909. Schließlich wurde aber dieses Unternehmen auf einen Thesaurus der neugriechischen Sprache beschränkt; s. ByzZ. XIX (1910) 692ff. Durch Verzettlung des bisher veröffentlichten und durch Sammlung neuen Materials aus allen Gegenden des griechischen Sprachgebiets wurde in Athen unter Leitung von GHatzidakis ein umfassendes Archiv des neugriechischen Wortschatzes geschaffen, das die Grundlage für zahlreiche wortgeschichtliche Studien und Vorarbeiten zu dem großen Wörterbuch bildet, welche in dem Λεξικογραφικὸν Ἀρχεῖον τῆς Μέσης καὶ Νέας Ἑλληνικῆς als Anhang zu der Zeitschrift Ἀθηνᾶ von Bd. 26 (1914) ab erscheinen. — Lexikalische Hilfsmittel außer den bekannten Wörterbüchern von HStephanus, FrPassow, von dem eine Neubearbeitung durch WCrönert begonnen (Passows Wörterbuch der griech. Sprache, völlig neu bearbeitet, 3 Lieferungen α — ἀνά, Gött. 1912—13), aber durch den Weltkrieg leider bis jetzt zum Stillstand gebracht ist, WPape, GEBenseler, AeForcellini, KEGeorges u. a. sind HvanHerwerdens Lexicon graecum suppletorium et dialecticum, [2]Leiden 1910. KEGeorges Lexikon der latein. Wortformen, Lpz. 1890. OGradenwitz, Laterculi vocum latinarum, Lpz. 1904. Bibliographisch informiert HSchönes Repertorium griechischer Wörterverzeichnisse und Speziallexika, Lpz. 1907. — Die zitierte Schrift von EDiels ist betitelt: Elementum, Lpz. 1899.

Daß die Geschichte der Worte im Zusammenhang mit der Entwicklung der durch sie bezeichneten Begriffe, also der ganzen materiellen und geistigen Kultur behandelt werden muß, ist in neuerer Zeit von vielen Seiten mit Recht betont worden. So selbstverständlich dies ist, ist es doch in praxi oft versäumt worden, weil, wie früher bemerkt, durch die Abgrenzung der Disziplinen manche natürlichen Zusammenhänge zerrissen werden und so auch Sprachforschung und Kulturgeschichte auseinander gekommen sind. So muß namentlich der Ursprung, die Neubildung von Wörtern aus allgemein geschichtlichen Ursachen, aus dem Bedürfnis der Zeit heraus erklärt werden, ein Gesichtspunkt, den sich besonders die Etymologie zu merken hat. Die Wortforschung muß daher mit Sachwissenschaften aller Art, mit Zoologie und Botanik, Medizin und Chemie, Archäologie und Rechtswissenschaft, Volkskunde, Mythologie und Religionsgeschichte beständig Hand in Hand gehen.

Diesem Prinzip huldigt die Zeitschrift Wörter und Sachen. Kulturhistor. Zeitschr. für Sprach- und Sachforschung, hrsg. von RMeringer, WMeyer-Lübke, JMikkola, RMuch und MMurko, Heidelb. 1909ff.

Es ist ferner von EdwardSchröder, GGN. 1906 (17. Nov.) Geschäftl. Mitteil. 97ff. betont worden, daß die Wörter nicht Erzeugnisse der Volksseele, sondern Schöpfungen von Individuen sind und nur bei ihrer Auswahl, Bewahrung und Umwertung die Gesamtheit mitwirkt. Deutlich und nachweisbar ist die Urheberschaft des einzelnen oft bei gelehrten Neubildungen, bei der Schaffung technischer Termini; in den meisten übrigen Fällen freilich geht der Wortschöpfer in der Gesamtheit unter: die Verhältnisse liegen hier ganz ähnlich wie bei der Entstehung der 'Volkslieder', die ja auch von einzelnen geschaffen, vom Volk höchstens umgebildet sind. Die ganze Frage läßt sich eingehender nur auf dem Gebiet der neueren Sprachen würdigen.

Wichtig ist es auch, das einzelne Wort nicht isoliert zu betrachten, sondern als Bestandteil des ganzen Wortschatzes zu würdigen, da seine Schicksale oft mit denen der Synonyme in Zusammenhang stehen. Das gilt insbesondere auch vom Aussterben der Wörter, dessen Ursachen im übrigen verschieden sind. Der Untergang eines Wortes kann 1. durch das Verschwinden der damit bezeichneten Sache bedingt sein, z. B. wenn *toga, tunica* den romanischen Sprachen, χιτών, ἱμάτιον, χλαμύϲ u. dgl. dem Neugriechischen abhanden gekommen sind. 2. Durch morphologische Gründe: die ngr. Volkssprache hat die anomalen Substantiva größtenteils aufgegeben; z. B. ἧπαρ durch ϲυκώτι, φρέαρ durch πηγάδι, ὕδωρ durch νερό, οὖϲ durch ἀφτί (= ὠτίον), κύων durch ϲκυλλί ersetzt. Dahingestellt bleibe, ob das Romanische aus ähnlichen Gründen, wie KSchmidt vermutet, unregelmäßige Verba aufgegeben, z. B. *iubeo* durch *commando* ersetzt hat. 3. Auch lautliche Ursachen kann man zuweilen für den Verlust eines Wortes verantwortlich machen, ohne daß sich dies immer streng erweisen ließe. Im Neugriechischen ist das Adverb auf -ῶϲ verloren gegangen und durch das Neutr. Pl. auf -α ersetzt worden (καλά, ψηλά), vielleicht weil -ῶϲ mit Nom. Sg. m. -όϲ zusammenfiel (καλῶϲ = καλόϲ). Man hat vermutet, daß die romanischen Sprachen ähnlich *bellum* 'Krieg' wegen Zusammenfalles mit dem Adjektiv *bellus* bezw. Akk. *bellum* eingebüßt haben. 4. Ein Wort wird durch ein Synonym verdrängt: *equus* durch *caballus*, während sich *equa* hielt (prov. *egua*, sard. *ebba*, span. *yegua* usw.), *crus* durch *gamba*, *camba* = καμπή, ποιῶ | im Ngr. durch κάμνω (nur dialekt. ποῖκα, ποῖϲε). 5. Auf ein Wort wird ein 'Tabu' gelegt. οἶνοϲ und ἄρτοϲ sind in der ngr. Volkssprache durch κραϲί und ψωμί ersetzt worden, vielleicht weil jene Worte durch den religiösen Gebrauch beim Abendmahl geheiligt waren, ähnlich wie im Deutschen Abendmahl im profanen Sinne vermieden und durch Abendessen, Abendmahlzeit, in Österreich Nachtmahl ersetzt wird. *verbum* ist der romanischen Volkssprache (außer rumän. *vorbă*) verloren gegangen (dafür *parabola* u. a.), weil es durch den religiösen Gebrauch für 'Gotteswort' geweiht war. Die griechische Kirche verpönte die alten heidnischen Personennamen, die daher größtenteils ausstarben.

Die ganze Frage ist noch sehr wenig untersucht worden; einiges bei OHey, Arch.l.Lex. IX (1896) 214. AMeillet, Interdictions de vocabulaire dans les langues indo-européennes, Paris 1906.

1. Bedeutungslehre

Die Bedeutungslehre, von CReisig Semasiologie, von MBréal Semantik genannt, ist zwar schon seit langer Zeit für eine besondere Disziplin erklärt worden, hat aber erst in den letzten Jahrzehnten, wo namentlich ihre Prinzipien Gegenstand der Untersuchung geworden sind, wirkliche Fortschritte gemacht.

WilhWundt, Völkerpsychologie [1] I 2, 420ff., legt nach philologisch-linguistischen Begriffen zu wenig die exakte Beobachtung der tatsächlichen sprachlichen Vorgänge zugrunde; theoretisch sind aber seine Ausführungen von Interesse. HPaul, Prinzipien d. Sprachgesch., [4] Halle 1909, 74ff. 251ff. ADarmesteter, La vie des mots, [7] Paris 1887. MBréal, Essai de sémantique, [3] Paris 1904. FHeerdegen, Lat. Semasiologie, Berl. 1890. RHecht, Die griech. Bedeutungslehre, Lpz. 1888. Die übrige Literatur wird später genannt.

Die Wortbedeutungen sind in der natürlichen Sprache keine ganz eindeutigen und scharf abgegrenzten Vorstellungen; sie schillern daher auch von Individuum zu Individuum: der Hörer oder Leser knüpft oft nicht genau dieselben Vorstellungen an die Wortformen wie der Sprecher oder Schriftsteller, und dieser Sachverhalt bildet beständig die Quelle von Wortstreitigkeiten, Mißverständnissen und Schwierigkeiten für die Interpretation, zugleich aber auch einen gewissen Reiz der Sprache, die jedem Hörenden die Rolle eines Interpreten aufnötigt und das Letzte und Höchste ungesagt läßt. Ausgenommen hiervon sind die Personennamen sowie die wissenschaftlichen, technischen, juristischen Termini — dazu kann man auch die Zahlen rechnen als mathematische Begriffe —, die entgegen dem natürlichen Sprachgebrauch künstlich abgegrenzt, definiert werden. — Das Gesagte gilt in erster Linie von den Wörtern, die mehr oder weniger isoliert auftreten, z. B. in Aufschriften, Büchertiteln, Registern, Wörterbüchern, sowie in solchen Sätzen und Redezusammenhängen, in denen ihre Bedeutung nicht durch besondere Mittel eingeengt und näher bestimmt ist.

Satzzusammenhang und in der lebendigen Sprache auch Sachlage und begleitende Gebärden können bewirken, daß durch Ideenassoziation sich mit der Bedeutung eines Wortes eine neue Vorstellung von oft sehr viel geringerem Umfang verbindet. Es ist der Vorgang, den FHeerdegen mit Verwendung des Wortes (im Gegensatz zur Bedeutung), HPaul mit okkasioneller Bedeutung (neben der usuellen), BErdmann mit Supposition bezeichnet. In dem Satze *suis rebus consulit* hat *res* seine Bedeutung 'Dinge, Sachen' nicht verloren, aber durch den Zusammenhang wird eine zweite speziellere 'Interesse, Vorteil' hervorgerufen, die sich neben die erste allgemeinere Vorstellung stellt, wobei bald die eine, bald die andere die vorherrschende sein kann. Auch in dieser Beziehung bestehen von Fall zu Fall, von | Person zu Person Unterschiede. Pronomina, Konjunktionen und andere Partikel erhalten ihren begrifflichen Inhalt fast ausschließlich erst durch den Zusammenhang der Rede und die Situation. Aufgabe der philologischen Erklärung ist es, die an einer bestimmten Textstelle mit einer Wortform vom Schriftsteller verbundenen Vorstellungen zu ermitteln, Aufgabe der Wortforschung dagegen, die Wortbedeutung unabhängig von jenen äußeren Faktoren zu bestimmen. Daß beides in vielen Fällen nur mit ungefährer Genauigkeit geschehen kann, ist in der Natur der Wortbedeutung selbst begründet.

Die Angaben unserer Lexika bedürfen vielfach der Nachprüfung. Ein Beispiel ist folgender Fall: hom. ἄναξ pflegt mit 'Herrscher' übersetzt zu werden und wurde schon von den Alten als βαϲιλεύϲ erklärt. Aber die Stelle der Ilias Z 402f.

τόν ῥ' Ἕκτωρ καλέεϲκε Cκαμάνδριον, αὐτὰρ οἱ ἄλλοι
Ἀϲτυάνακτ'· οἶοϲ γὰρ ἐρύετο Ἴλιον Ἕκτωρ.

setzt voraus, daß damals ἄναξ 'Schützer' bedeutete (der Name des Kindes ist von den Verdiensten des Vaters hergeleitet). Zwar scheint schon Platon (Kratyl. 394 BC) Ἀϲτυάναξ hier als 'Stadtherrscher' aufgefaßt zu haben. Aber die Stelle ist bei dieser Deutung nicht wohl verständlich. Denn Herrscher von Ilios war doch Priamos, und ein Ausdruck 'Stadtherrscher' konnte nicht so unmittelbar, wie es hier geschieht,

mit dem Hinweis auf die Errettung der Stadt durch Hektor erklärt werden. Ferner sieht man, wie viel besser die Bedeutung 'Schützer' zu dem Beinamen der Dioskuren, Ἄνακες, stimmt als der Begriff 'Herrscher', sind sie doch in ausgeprägtem Maße Schutzgottheiten (Σωτῆροιν Ἀνάκοιν τε Διοσκούροιν CIA. III 165). Ebenso ist ἄναξ, ἄνασσα vielleicht auch als Epitheton anderer Gottheiten wie des Apollon, Hephaistos, der Demeter aufzufassen, die doch eigentlich nicht gerade als König, Königin gedacht oder mit βασιλεύς, βασίλεια bezeichnet werden. Auch die kyprische Behörde der ἄνακτες, die nach Eustathios (zu N 582) polizeiliche Funktionen gehabt zu haben scheint, führte wohl als 'Schutzleute' diesen Titel. Die homerischen Anakten sind also von vornherein 'Schützer' ihrer Untertanen (vgl. RWagner im Lohengrin II 3: 'Doch will der Held nicht Herzog sein genannt, ihr sollt ihn heißen: Schützer von Brabant'); es ist vielleicht kein Zufall, daß ἄναξ ἀνδρῶν nicht mit βασιλεὺς ἀνδρῶν wechselt. Indem sich aber hier der Nebensinn des 'Herren' einstellte, entwickelte sich die Bedeutung 'Schutzherr' und daraus später 'Herrscher'. — Überhaupt wird gern eine Wortbedeutung, die für die klassische Zeit gilt, irrtümlich auf ältere und jüngere Perioden übertragen. So bedeutet *latro* bei Plautus noch nicht wie in der 'klassischen' Zeit den Straßenräuber, sondern den Mietsoldaten usw. Daß im Mittellatein sich die Bedeutungen der gewöhnlichsten Wörter oft stark verschoben haben (z. B. *civitas*, *terra* = Stadt, *comes* = Graf, *barbarus* im 5. Jahrh. = Krieger), wird von Unkundigen leicht übersehen.

Wie jede Vorstellung, wird auch die Wortbedeutung von einem Gefühlston begleitet, und diese Begleitgefühle spielen keine ganz unwichtige Rolle in der Sprache. Auch sie wechseln von Individuum zu Individuum und von Fall zu Fall. Manche Worte haben besonders hohe Gefühlswerte und zugleich sehr geringe Vorstellungswerte, z. B. Ehrentitel, Epitheta ornantia u. dgl. Wie wenig sich der epische Dichter bei den stehenden Beiwörtern dachte, zeigt sich, wenn er E 375 die verwundet zu ihrer Mutter flüchtende Göttin mit φιλομμειδὴς Ἀφροδίτη bezeichnet. Vgl. Goethes „doch grün des Lebens goldner Baum". Solche Wörter werden nur noch um ihres Gefühlswertes willen verwendet. Die gehobene dichterische und rhetorische Sprache | wählt mit Vorliebe Worte, die einen hohen Gefühlswert haben, und vermeidet im Gegenteil solche, die nur einen geringen besitzen, wie die Abstrakta und fachliche Ausdrücke. Die Begleitgefühle haben also einen gewissen Einfluß auf das Schicksal der Wörter, auf ihre Wahl und Verwendung, schließlich auch auf ihre Bedeutungsentwicklung. Vgl. z. B. lat. *captivus* 'gefangen': ital. *cattivo* 'schlecht, armselig', franz. *chétif* 'elend, dürftig', deren Bedeutung wesentlich auf dem mit dem Begriff 'gefangen' verbundenen Gefühlswert beruht.

Feinsinnig handelt über die Wortbedeutung JulKeller, Grundlinien zu einer Psychologie des Wortes und Satzes, Progr. Mannheim 1907, der auch die Bedeutung des 'Begleitgefühls' erkannt hat. Die Schriften von HSperber über den Affekt wurden oben S. 4 erwähnt.

Damit berühren wir schon den wichtigsten Gegenstand der Bedeutungslehre, den Bedeutungswandel. Hier hat man sich lange Zeit fast ganz darauf beschränkt, die Bedeutungsveränderungen nach den logischen Gesichtspunkten der begrifflichen Erweiterung, Verengerung, Determination, Übertragung (Metapher) usw. zu klassifizieren. Es versteht sich, daß sich die Wortbedeutungen in ebenso vielen Richtungen verändern können wie unsere Vorstellungen überhaupt; denn 'Bedeutungen' sind ja nichts anderes als die mit den Lautgefügen verknüpften Vorstellungen. Erst in jüngster Zeit hat man angefangen, diese Vorgänge nach sprachlich-psychologischen Gesichtspunkten zu betrachten und namentlich auch den Ursachen des Bedeutungs-

wandels nachzugehen. Freilich läßt sich bei toten Sprachen das Agens nicht immer sicher bestimmen. Auch ist zu beachten, daß zu einem Bedeutungswandel mehrere Ursachen zusammengewirkt haben können. Die wichtigsten Faktoren des Bedeutungswandels sind etwa folgende:

1. Geringere Bedeutungsverschiebungen ergeben sich schon aus der früher geschilderten Natur der Bedeutung, aus dem Mangel an scharfer Begrenzung und anschaulicher Klarheit des an die Wortform geknüpften Vorstellungskomplexes. Zuweilen handelt es sich auch mehr um eine Änderung des Begleitgefühles als der Vorstellung, z. B. wenn τρώγω im Neugriechischen für 'essen' schlechthin verwendet wird. Da ferner die menschlichen Vorstellungen beständiger Veränderung und Entwicklung unterworfen sind, so müssen sich auch die Bedeutungen mit der Zeit verändern. Die mit Worten wie θεός, δαίμων, ψυχή verbundenen Begriffe waren in perikleischer Zeit nicht mehr genau dieselben wie in homerischer, in nachchristlicher Zeit vollends andere als in der klassischen Zeit usw.

2. Eine wichtige Rolle beim Bedeutungswandel spielt der durch Satzzusammenhang und Sachlage bedingte Nebensinn. Wird ein Wort oft in demselben Zusammenhang gebraucht, so heftet sich diese Nebenbedeutung dauernd an dasselbe, wird die vorherrschende und kann schließlich die eigentliche Bedeutung ganz verdrängen. ποιητής ist von Haus aus der 'Verfertiger' schlechthin (κλίνης ποιητής Plat.), aber in Fällen wie ποιητὴς κωμῳδίας entwickelte sich die Nebenbedeutung 'Dichter' und wurde später zur herrschenden. Lat. *deico* bedeutete, wie δείκνυμι ahd. *zeigōn* 'zeigen' lehren, ursprünglich 'zeigen' (vgl. das verwandte *indĭcāre* z. B. *dolorem lacrimis*) und kam wie got. *ga-teihan* 'anzeigen, erzählen, sagen' in Sätzen, wo es sich um ein Zeigen mit Worten handelt, zu der Bedeutung 'sagen'. Gewöhnlich ist die Nebenbedeutung nicht die einzige Ursache des Bedeutungswandels, sondern es kommt noch ein weiterer Faktor dazu.

3. Ein sehr hervorragendes Agens des Bedeutungswandels ist das Bedürfnis nach einem bestimmten Ausdruck. In der Zeit, wo ποιητής seine Bedeutung zu 'Dichter' verengerte, fehlte ein Ausdruck für den Beruf des Poeten, da ἀοιδός, | ῥαψῳδός dafür nicht mehr paßten. Ein neuer Begriff fordert eine Bezeichnung und diese wird durch Umprägung einer älteren gewonnen. Namentlich die zahlreichen wissenschaftlichen und technischen Termini werden auf diese Weise geschaffen. Ebenso hat das Christentum ältere Ausdrücke für seine neuen Bedürfnisse umgedeutet: z. B. *sacramentum* 'der Treueid der Soldaten' wurde für gewisse religiöse Weihen verwendet usw. Ein Bedürfnis entsteht auch dadurch, daß ein Wort aus irgendeinem Grunde ausstirbt und nun ein Ersatz nötig wird. So hat die jüngere Gräzität das ihr unbequeme ἐσθίω aufgegeben und τρώγω in der Bedeutung 'essen' verwendet, das Italienische und Französische *edere* durch *manducare* 'kauen' (it. *mangiare*, frz. *manger*) ersetzt.

4. Verwandt ist der Fall, wo zwar ein Ausdruck vorhanden ist, aber weil er nicht angemessen oder nicht ausreichend erscheint, vermieden und durch einen anderen ersetzt wird. Hierher gehören die Euphemismen: man scheut sich vor dem ominösen Wort und verwendet einen Ausdruck von harmloserer Bedeutung in schlimmem Sinne; dadurch wird, vom ethischen Standpunkt betrachtet, eine pejorative Bedeutungsentwicklung hervorgerufen. Z. B. αἰδώς, *membrum* = *penis*; ἀπαλλαγή, *obitus*, *excessus* usw. = Tod, *valetudo* = *morbus*, *amica* = *meretrix*, Caesars *pacare* für 'unterwerfen'. Man entzieht ein durch religiösen Gebrauch geheiligtes Wort der Profanierung, indem man es durch ein anderes von ähnlichem Sinne ersetzt: roman. *parabola* = *verbum* usw. Die umgekehrte Erscheinung ist es, wenn das

eigentliche Wort als zu schwach empfunden und zu stärkerer Wirkung ein ungewöhnlicher Ausdruck gewählt wird: hierher fallen sowohl die Übertreibungen der Höflichkeit (*maiestas tua* = *tu*), wie die des Zorns (Schimpfwörter wie *flagitium*, *gymnasium flagri* u. dgl., Hyperbeln wie *enecare* für 'quälen'). Der Witz sucht solche ungewöhnliche Ausdrücke, um komische Wirkung zu erzielen. Roman. *testa* 'Scherbe, Hirnschale' = Kopf, *papilio* 'Schmetterling', in der römischen Soldatensprache = Zelt, frz. *pavillon*, sind wohl als Erzeugnisse des Volkswitzes zu verstehen. Auch die dichterischen Ausdrücke und rhetorischen Figuren entspringen dem bewußten Streben nach einer vom Alltäglichen möglichst weit entfernten, gehobenen Sprache.

5. Ein Wort kann seine Bedeutung verändern infolge Einflusses eines anderen mit ihm verknüpften Wortes (von Darmesteter contagion genannt). Z. B. *oratio* verdankt seine spätere Bedeutung 'Gebet' der Einwirkung des Stammwortes *orare*, das von der Bedeutung 'reden' zu 'bitten', dann zu 'beten' übergegangen war. In dieses Kapitel gehören die Bedeutungswandel, die auf Übersetzung eines Fremdwortes beruhen, von Singer als 'Bedeutungslehnwörter' bezeichnet. Im Lateinischen, wo die griechischen Termini technici auf diese Weise übersetzt wurden, sind die einschlägigen Fälle sehr zahlreich: z. B. *sinus* 'Meerbusen' nach κόλπος, *casus* im grammatischen Sinne nach πτῶσις, *punctum* 'Interpunktionszeichen' nach στιγμή. Das Deutsche hat seinerseits Wörter nach lateinischen Vorbildern umgedeutet, Fälle, die also nicht als spontane Übereinstimmungen des Bedeutungswandels verwertet werden dürfen: Ausdruck nach *expressio*, Schiff der Kirche nach *navis*, vergeben = verzeihen nach *perdonare*, Flügel eines Heeres, Gebäudes nach *ala*, wiederholen nach *repetere* usw.

Die Kausalität des Bedeutungswandels hat zuerst hervorgehoben OHey, Semasiolog. Studien, Jahrb.f.Phil. Suppl XVIII (1892) 81 ff. Arch l.Lex. IX (1896) 193 ff. (Besprechung von KSchmidt, Gründe des Bedeutungswandels, Progr. Berl. 1894). XIII (1900) 201 ff. S. ferner FHeerdegen, Vh.36.PhilVers. 1891, 202 ff. FSchröder, Zur griech. Bedeutungslehre, Progr. Gebweiler 1893. JohStöcklein, Bedeutungswandel der Wörter, Münch. 1898. Über Bedeutungslehnwörter SSinger, Zeitschr. f. deutsche Wortforsch. III (1902) 220 ff. IV (1903) 125 ff. Über Euphemismen im Lat. OHey, Arch.l.Lex. XI (1898) 515 ff. Eine interessante Studie über *campana* Glocke, *species* Spezerei bietet EdWölfflin, ebd. 537 ff., über *odium* und Verwandtes FrSkutsch, Glotta II (1910) 230 ff.

Eine Reihe von Fällen wird mit Unrecht zu den Bedeutungswandeln gerechnet, während die Veränderung vielmehr auf Seiten der Wortform liegt. Ein Wort oder eine Wortverbindung kann durch Kürzung oder Ellipse mit einem anderen Wort zusammenfallen: *moneta* 'Münzwerkstätte, Münze' beruht zunächst auf Kürzung von (*Iunonis*) *Monetae aedis* zu *Moneta* (älter *ad Monetae* = *ad Monetae aedem*). Spätgr. σπανός 'Dünnbart' ist aus σπανοπώγων gekürzt, βίαιος 'eines gewaltsamen Todes sterbend' aus βιαιοθάνατος usf. Hier einen Bedeutungswandel anzunehmen, wäre ebenso falsch, als wenn man einen solchen in ἰός 'Pfeil' (aus *ἰϝός) : ἰός 'Gift' (aus *ϝισός) sehen wollte, wo zwei verschiedene Wörter lautlich zusammengefallen sind. Allerdings ist die Grenze zwischen wirklichem und scheinbarem Bedeutungswandel zuweilen schwer zu ziehen. So kann *cohors* in militärischem Sinne eine stehend gewordene Abkürzung von *cohors militum* sein, kann aber auch das einfache *cohors* sein, das seine spezielle militärische Bedeutung durch die Sachlage erhielt und durch das Bedürfnis zum Terminus gestaltet wurde.

Eine besondere Bewandtnis hat es mit der 'Bedeutung' der Eigennamen. Namentlich Laien pflegen ein großes Interesse an der Frage zu nehmen, was ein Personen- oder Ortsname 'eigentlich bedeute', während neuere Namensforscher wie WilhSchulze

oder EdSchröder diese Frage gern von sich weisen. Es besteht in dieser Beziehung ein Irrtum oder doch eine Unklarheit. Ein Personenname 'bedeutet' ja durchaus nichts anderes als den Träger des Namens, ein Ortsname die damit bezeichnete Örtlichkeit, ein Volksname das eine Volk, das so benannt ist. Was man aber gewöhnlich unter der 'Bedeutung' eines Eigennamens versteht, ist die Bedeutung, die die Namensform hätte, wenn sie nicht Name, sondern Appellativum wäre: z. B. Διόδωρος = Zeusgeschenk. So liegt die Sache überall, wo ein Appellativum als Eigenname verwendet wird; ἀμύντωρ 'Helfer' als Personenname, οἰνοῦσσα 'die weinreiche' als Inselname usw. Sehr oft ist aber der Sachverhalt ein ganz anderer: viele Namen sind weder zugleich Appellativa noch könnten sie es ohne weiteres sein. Wenn in Aristophanes Wolken 60ff. Strepsiades erzählt, wie sein Sohn zu dem Namen Φειδιππίδης gekommen sei — seine Frau habe einen Namen mit ἵππος, wie Ξάνθιππος, Χάριππος, Καλλιππίδης gewünscht, er selbst wollte ihn nach dem Großvater Φειδωνίδης nennen, und sie einigten sich daher auf Φειδ-ιππίδης —, so erkennen wir, daß es verkehrt ist, in Namen wie Καλλίμαχος, Ἱππόδημος, Κύνιππος, Λυσιφῶν, Στρατιπποκλῆς einen bestimmten Sinn zu suchen. Es kommt also in der Namensforschung vielmehr darauf an, die Motive festzustellen, die den Namengeber bei der Bildung eines neuen oder der Wahl eines schon bestehenden Namens leiteten. Von dem Etymon, d. i. der Grundbedeutung einer Namensform darf nur da die Rede sein, wo der Name appellativischen Ursprunges ist.

Es sei bei dieser Gelegenheit einige Literatur über griech. und lat. Eigennamen angeführt: AugFick und FBechtel, Die griech. Personennamen, [2] Götting. 1894 (die 1. Aufl. war grundlegend für die indogermanische Namenkunde). FBechtel, Die einstämmigen männlichen Personennamen des Griech., Berl. 1898. Die att. Frauennamen, Götting. 1902. Die historischen Personennamen des Griechisch, Halle 1917. MLambertz, Die griech. Sklavennamen, Wien 1907. AugFick, Vorgr. Ortsnamen, Götting. 1905. BeitrBezz. XXI (1896) 237. XXII (1897) 1. 222. XXIII (1897) 1. 189. XXV (1899) 109. XXVI (1901) 233. — WilhSchulze, Zur Geschichte lat. Eigennamen. AbhGG. NF. V 2, Berl. 1904. Über die sogen. Signa, die im Spätlatein üblich gewordenen Schlag- oder Rufnamen, | ThMommsen, Herm. XXXVII (1902) 446ff. WSchulze, Graeca Latina, Götting. 1901. EDiehl, RhMus. LXII (1910) 390ff. — WOtto, Nomina latina oriunda a participiis perfecti, Jahrb.f.Phil. XXIV Suppl.Bd. (1898) 743ff. JSchwab, Nomina propria latina oriunda a participiis praes. act., fut. pass., fut. act., ebd. 635ff.

2. Wortbildungslehre

Die Bedeutung eines indogermanischen Wortes gliedert sich — von den Flexionsendungen abgesehen — in vielen Fällen deutlich in zwei (zuweilen auch mehr) Vorstellungen, deren erste dem Anfangsteil des Wortes, der sogen. Wurzel, und deren zweite seinem Endstück, dem sogen. Suffix, entspricht. Diese vielumstrittenen Termini stammen, wie MHJellinek und BDelbrück erkannt haben, aus der hebräischen Grammatik, sind aus ihr schon mindestens im 17. Jahrh. auf die deutsche Sprache übertragen worden und haben sich so bis auf uns vererbt. Die Übertragung vom Semitischen auf andersartige Sprachen hat gewisse Unstimmigkeiten im Gefolge gehabt. In der hebräischen Grammatik bezeichnet radix (šoreš) die Stammform einer Gruppe von Wörtern, meist die 3. Pers. Sg. Praes., also immer ein reales selbständiges Wort, nicht ein aus dem Wortganzen abstrahiertes Wortelement, und suffixum ist die Bezeichnung des angehängten Pronomens zum Unterschied vom Pronomen separatum; was wir Suffix nennen, heißt dagegen in der hebräischen Grammatik litterae serviles (im Gegensatz zu den litterae radicales). Indem man nun die Ausdrücke radix und suffixum auch auf die europäischen Sprachen anwendete, damit aber die Elemente eines Wortes bezeichnete, schrieb man auch diesen Elementen, besonders der Wurzel, selbständige Existenz zu, und es entwickelte sich

so, schon im 18. Jahrh., die Anschauung, daß die Wurzeln die Wörter der Urzeit darstellen.

Vgl. BDelbrück, Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen,[4] Lpz. 1904, 24ff.

Diese von der indogermanischen Sprachwissenschaft übernommene Lehre hat in neuerer Zeit vielen und zum Teil berechtigten Widerspruch erfahren. Es ist nicht zu erweisen, daß die durch die Wortanalyse gewonnenen indogermanischen Wurzeln alle jemals reale Wörter gewesen sind. Ebensowenig sind die indogermanischen Suffixe sämtlich oder auch nur zum größten Teil als selbständige Elemente hinten an die Wurzeln angeklebt worden, wenn schon nachweislich in historischer Zeit Suffixe aus zweiten Gliedern von Kompositis erwachsen sind. Wir erkennen vielfach deutlich, wie unursprünglich die Form mancher Suffixe ist, wie sich die Grenzen zwischen ihnen und den Wurzeln verschieben. Aus τηλεδαπός: τῆλε, ἡμεδαπός: ἡμέων, παντοδαπός: παντός ergibt sich ein Suffix -δαπός, das aus ποδ-απός, ἀλλοδ-απός ahstrahiert ist, wo aber δ die Endung des Akk. Sg. Neutr. des Pronomens (ποδ-, ἀλλοδ- = lat. *quod, aliud*) war. Deshalb will KBrugmann neuerdings den Ausdruck Suffix als mißverständlich ganz verwerfen und schlägt dafür Formativ oder Formans d. i. Bildungselement vor. Indessen wird diese im Grunde genommen nichtssagende Bezeichnung dem Wesen des Suffixes keineswegs gerecht. Das Suffix ist ebenso wie die Wurzel Träger einer Bedeutung: in ἄροτρον ʻAckerwerkzeug' knüpft sich an ἀρο- die Vorstellung des Pflügens, Ackerns, an -τρο- die Vorstellung des Werkzeuges: das Suffix ist hier in keinem anderen Sinne formativ, ʻwortbildend', wie die Wurzel, beide ʻbilden' zusammen das Wort, wie die Glieder eines Kompositums. Nun ist allerdings in sehr vielen Fällen die Bedeutung des Suffixes eine allgemeinere, blassere als die der Wurzel, und es kann sogar ganz bedeutungslos werden: dann handelt es sich eben um sekundär verdunkelte Suffixe, um suffixale Residua. Wir müssen hier zwischen der sprachpsychologischen und der historisch-grammatischen Wortanalyse genau unterscheiden. Wurzel und Suffix sind nicht bloß abstrakte Schöpfungen der grammatischen Wortanalyse, sondern reale Fakta des sprachlichen Empfindens. Aus *stare, stamen, stabulum* usw. abstrahiert auch das naive Sprachgefühl ein diesen Wörtern gemeinsames Anfangselement *sta-* mit der Bedeutung ʻstehen, stellen' und aus *stator, dator, lictor, orator, imperator* usw. eine diesen Wörtern gemeinsame Endung *-tor* mit der Bedeutung einer tätigen Person, also ein Suffix: dies wird erwiesen durch die Neubildung von Wörtern nach diesen Typen, ein Vorgang, der eine solche Wortanalyse zur notwendigen Voraussetzung hat. Nun steht aber über den sich an Wurzel und Suffix knüpfenden Einzelvorstellungen die dem Wortganzen zukommende Gesamtvorstellung, und diese kann derart in den Vordergrund treten und dominieren, daß sie jene Einzelvorstellungen gänzlich verdrängt. Dann kommt das somit bedeutungslos gewordene Suffix dem Sprechenden nicht mehr oder nicht so deutlich zum Bewußtsein: So wird der Grieche der historischen Zeit in κῆρυξ, Stamm κᾱρυκ-ʻHerold' (skr. *kārú-*ʻLobverkünder'), das stammauslautende -κ- kaum noch sehr deutlich als suffixal empfunden haben, da weder die Bedeutung noch parallele Bildungen ihm die Gliederung des Wortes zum Bewußtsein gebracht haben dürften. Ebenso können Lautwandel oder andere Veränderungen die Grenze zwischen Wurzel und Suffix verwischen und letzteres unkenntlich machen, z. B. Suffix *-os* (*-es*) in *iūs* (altlat. *iovestod* = *iūstō*), *rūs, aes*. Hier bestehen Suffixe in sprachpsychologischem Sinne überhaupt nicht mehr, nur der Grammatiker erkennt sie noch durch Heranziehung älterer Sprachstufen und verwandter Idiome. Diese abgestorbenen Suffixe sind

damit zugleich unproduktiv geworden, d. h. fungieren nicht mehr als Muster von Neubildungen. Bei diesem Sachverhalt ist nicht zu ersehen, welche Berechtigung der Ausdruck 'wortbildend, formativ' haben soll. Er erweckt nur die falsche Vorstellung, als ob diese Zusätze der Wurzel bloß zu dem Zweck nötig wären, damit ein Wort zustandekomme — eine Ansicht, die schon durch die suffixlosen 'Wurzelstämme' (wie βοῦς, ναῦς. cῦς, *rēx*, *vōx*) widerlegt wird.

Im Namen Suffix dagegen kommt wenigstens ein wesentliches Merkmal dieser Elemente zum Ausdruck, der Umstand, daß sie stets hinter der Wurzel, also an nichterster Stelle im Wort auftreten und folglich niemals wie die Wurzel (in den sogenannten Wurzelstämmen, wie eben bemerkt) selbständig vorkommen können. Dadurch ist es weiter bedingt, daß ihre Entwicklung stets in Zusammenhang mit dem Wortganzen steht. Ihre Bedeutung oder Verwendung wird beeinflußt durch die Gesamtbedeutung des Wortes, zu dem das Suffix gehört. Z. B. hat das Suffix *-tro-*, *-trā* von Haus aus eine ausgesprochen instrumentale Bedeutung. Ein Wort nun wie λέκτρον, das eigentlich 'Liegegerät' bedeutete, konnte auch als 'Ort zum Liegen, Lagerstätte' aufgefaßt werden und auf diese Weise das Suffix eine lokale Bedeutung erhalten, daher θέᾱτρον 'Ort zum Schauen', und ähnlich werden sich ὀρχήςτρα 'Tanzplatz', κονίςτρα 'Staubplatz', κυλίςτρα 'Wälzplatz' — etwa nach Fällen wie εὔςτρα 'Vorrichtung zum Sengen (der Schweine)', daher 'Platz zum Sengen' — erklären.

Da das suffixale Element nur im Wortganzen lebt, so wird auch seine Form nur aus diesem abstrahiert. Hierbei konnte das nicht von historischem Wissen geleitete naive Sprachgefühl den ursprünglichen Charakter der Wortbildung leicht verkennen. Lat. *nocturnus*, das wie gr. νυκτερινός von einem Lokativ auf *-r*, gr. νύκτωρ, abgeleitet ist, wurde in *noctū* 'nachts' + *-rnus* analysiert und erzeugte die Neubildung *diurnus* von *diū* 'bei Tage', weiter *somnurnus* von *somnus* und das späte *mensurnus*.

Diese analogische Ausbreitung von Suffixen ist ein sehr häufiger Vorgang der Wortbildung. So wird die an *o*-Stämmen erwachsene Endung -ώτης (δεςμώτης zu δεςμός) auch auf andere Stämme übertragen: στρατιώτης zu στρατιά, Θεςςαλιώτης Θεςςαλιῶτις (aber ion. Θεςςαλιήτης), Φθιώτης (ion. Φθιήτης) zu Θεςςαλία, Φθία usw. Nach πολίτης : πόλις auch ὁπλίτης : ὅπλον, ὁδίτης : ὁδός, τεχνίτης : τέχνη, nach Ethnika wie Συβαρίτης : Σύβαρις auch Ἀβδηρίτης : Ἄβδηρα, Βορυςθενίτης : Βορυςθένης. Bei dieser Suffixübertragung spielt die Begriffsverwandtschaft oder auch der begriffliche Gegensatz eine große Rolle. Es entstehen so Klassen von Begriffsnamen mit gleichen Endungen. Z. B. die Steinnamen auf -ῑ́της : πυρίτης 'Feuerstein' (πῦρ), αἱματίτης 'Blutstein' (αἷμα), ςεληνίτης (ςελήνη), *anthracītēs* zu ἄνθραξ (neuzeitlich Dynamit, Nephrit, Nitrite), die Krankheitsnamen auf -ῖτις nach ῥαχῖτις Rückgratskrankheit von ῥάχις, ἀρθρῖτις : ἄρθρον, νεφρῖτις : νεφρός, ἡπατῖτις : ἧπαρ, die Krankheitsverba auf -ιᾶν: nach ὀφθαλμιᾶν 'an den Augen leiden', Denominativ von ὀφθαλμία 'Augenkrankeit' ναυτιᾶν : ναυτία 'Seekrankheit' auch ψωριᾶν : ψώρα 'Krätze', ἰλιγγιᾶν : ἴλιγγος 'Schwindel'. Von ἀμβλυώςςω 'blödsichtig sein' zu ἀμβλυ-ωπής, -ωπία gingen die Krankheitsverba auf -ώςςω aus: καρδιώςςω 'leide am Magen' (καρδία), ὑπνώςςω 'bin schläfrig' (ὕπνος) u. a., von μελαίνειν 'schwarz machen' zu μελαν- die Färbungsverba wie λευκαίνειν, πολιαίνειν, χλωραίνειν, von κράζειν 'schreien', βάζειν 'schwatzen', λαλάζειν zu λάλαξ die Schallverba wie κραυγάζειν, κομπάζειν, χλευάζειν, ὀνοτάζειν, δεννάζειν. Im Lateinischen haben sich an *tussire*, 'den Husten haben' vom *i*-Stamm *tussis*, *febrire* 'das Fieber haben' von *febris*, *sitire* 'dürsten': *sitis* die Krankheitsverba *lippire* 'Triefaugen haben': *lippus*, *insanire* *vesanire* 'toll sein': *in-*, *vesanus* angeschlossen.

Eine verwandte Erscheinung ist der Suffixwechsel, d. h. der Ersatz eines Suffixes durch ein gleichbedeutendes anderes, das ihm im Sprachgebrauch den Rang abläuft, z. B. ngr. θαλαccινός für θαλάccιος, μεcιακός für μεcαῖος, πικράδα für πικρότης, spätlat. *fervura* für *fervor*, *manuclus* für *manuplus*. Nach solchen historisch klaren Fällen müssen Doppelformen wie νεκρός neben dem durch iran. *nasuš* als älter erwiesenen hom.-altatt. (inschriftlich belegten) νέκυς beurteilt werden. Auf Beeinflussung durch andere Suffixe beruhen auch die Weiterbildungen: pamphyl. ἡβοτᾱ́ statt ἥβᾱ nach βιοτᾱ́ (ErnstFraenkel K.Z. 43 [1910], 207ff.), byz. στέψιμον = στέψις und dgl. Im Lateinischen sind die mit *ti-* gebildeten Verbalabstrakta zu *n*-Stämmen erweitert, z. B. *statiō* aus **stati-s*, Akk. *statim* 'im Stehen, stehenden Fußes, sogleich', gr. cτάcις aus *cτάτις. Die Flexion der alten Feminina auf *-ī* wie altind. *janitrī* = γενέτειρα wurde aufgegeben, indem man sie durch Suffixe erweiterte: *genetrix, datrix*; *rēgīna, gallīna* aus **rēgī, gallī*, Fem. zu *rēx, gallus*. Vgl. *Lātōna* aus Λατώ, *persōna* aus etr. *φersu*.

Die Ausbreitung und das In-Mode-Kommen von Suffixen läßt sich zuweilen in der Literatursprache gut verfolgen. So verspottet Aristophanes (Ritter 1377ff.) den Redner Phaiax und seine Freunde wegen des übermäßigen Gebrauches von Adjektiven auf -ικός wie cυνερτικός, περαντικός, γνωμοτυπικός. Sie sind bei den Tragikern noch selten (bei Sophokles 8), werden bei den Rhetoren sehr häufig (Isokrates 55) und erfüllen schließlich in der Philosophie und überhaupt der Wissenschaft eine wichtige Aufgabe; Plato hat 347, Aristoteles 6—700 von ihnen. Ähnlich spottet der Komiker über den allzu häufigen Gebrauch der Neutra auf -μα, der für den bombastischen Stil der Tragiker kennzeichnend war, besonders des Euripides, der deren mehr als 300 aufweist. Vgl. ChPeppler, AmJph. XXXI (1910) 428ff. XXXVII (1918) 459ff.

Eine besondere Gattung suffixaler Abstraktion bilden die sogenannten retrograden Bildungen, unter denen die Postverbalia die häufigsten sind. Nach dem Vorbilde von *multa*: *multare, cura*: *curare* wird zu *pugnare* 'handgemein werden (vgl. *pugnus* 'Faust'), kämpfen' ein Substantiv *pugna* 'Kampf' gebildet. Nach Analogie von *minister*: *ministrare* und dergl. entstand zu *adulterare* 'fälschen, schänden' von *álter* ein scheinbares Stammwort *adulter* 'Ehebrecher'. Ähnlich *degener* zu *degenerare, administer* zu *administrare*, ferner *accomodus* zu *accomodare, rebellis* zu *rebellare* u. v. a. Im Altgriechischen ist die Erscheinung seltener: ἧττα zu ἡττᾶcθαι, wahrscheinlich auch χαλκεύς zu χαλκεύω, βαcιλεύς zu βαcιλεύω; sehr häufig dagegen im Neugriechischen (z. B. ἄπρεπος : πρέπει, cιγός : cιγῶ, ὀκνός : ὀκνῶ, ζήτεια : ζητῶ) und in den romanischen Sprachen (ital. *domanda* : *domandare, liga* : *ligare* usw.).

Über griechische Fälle FEichhorn, De graecae linguae nominibus derivatione retrograda conformatis, Gött. 1912, über lateinische FSkutsch, Beitr. Bezz. XXI (1896) 88ff. Kleine Schriften (Berlin 1919) 39. 328.

Unabhängig von der Gliederung des Wortes in Wurzel und Suffixe ist die sogen. Kontamination, die Verschränkung oder Vermischung von Wörtern. Dasselbe meint Güntert mit seinen 'Reimwortbildungen'. Z. B. ψάμμος 'Sand' aus *ψάφμος zu ψᾶφος ψᾰφαρός und ἄμαθος aus ἅμαθος (korinth. Ἀμαθώι, Nereidenname auf einer Hydria) ahd. *Sand* dial. *sampt* wurden zu ψάμαθος verschränkt. Zu τέμνω τέτμηκα 'schneide' wurde nach θήγω 'schärfe, wetze' ein neues Verbum τμήγω gebildet. Lat. *mensus* von *mētior* ist eine Reimwortbildung zu *pensus*, mit dem es in der Verbindung *neque mensum neque pensum, mensa pensaque* (vgl. umbr. *mefa spefa* PKretschmer, Glotta VIII [1917] 79ff.) gepaart war. *Cognōmen* ist kein Kom-

positum von *nōmen*, sondern von **gnōmen* = gr. γνῶμα 'Kennzeichen' und bedeutet das Zeichen, an dem jemand erkannt wird (*cognoscitur*); es ist aber infolge Reims mit *nomen praenomen* fast ausschließlich auf den Namen bezogen worden; ebenso *agnōmen*. In den neueren Sprachen, wie den romanischen und dem Neugriechischen, läßt sich der Vorgang besonders häufig belegen: spätlat. *sinexter* statt *sinister* nach dem Gegensatz *dexter*; ital. *rendere*, frz. *rendre*, span. *rendir* statt *reddere* nach *prendere*; spätlat. *grassus* C. Gloss. lat. II 35, 36, ital. *grasso*, frz. *gras*, span. *graso* beruht auf Mischung von *crassus* mit *grossus*. Ngr. ὄφιενδρα (in Karpathos) gemischt aus ὄφις und ἔχενδρα = ἔχιδνα; ἀγκάθι 'Dorn' aus ἀκάνθιον und ἀγκύλη, ἀγκίστρι. — Verwandt sind die Suffixhäufungen wie κυντερώτερος, κυντατώτατος, aristophanische Scherzbildungen; lat. *minimissimus, extremissimus*; *iactitare ventitare cantitare* statt *iactare* usw. nach *volitare*.

Hauptschrift: HGüntert, Über Reimwortbildungen im Arischen und Altgriechischen (Heidelb. 1914). S. ferner HPaul, Prinzipien d. Sprachgesch., Cap. VIII. Γ. Χατζιδάκις, Μεσαιωνικά καὶ Νέα Ἑλληνικά II (Athen 1907) 500ff. WMeyer-Lübke, Einführung § 139ff.

Ein besonderes Kapitel der Wortbildung stellen die unlogischen Gegensatzbildungen dar, von FSommer (Festschrift für Windisch [Lpz. 1914] 123—126) 'Konträrbildungen' genannt, d. h. logisch falsche Analogiebildungen zur Bezeichnung des Gegenstückes zu einem Begriff. Lat. *proavus* 'Urgroßvater' bedeutet eigentlich 'Vorgroßvater', also den dem Großvater Vorhergehenden. Danach ist *pronepos* 'Urenkel' durch eine rein äußerliche Analogie gebildet, obwohl der Urenkel dem *nepos* nicht vorhergeht, sondern folgt. Umgekehrt ist die Bildungsweise von *abnepos* 'Ururenkel', der vom *nepos* Abstammende, vom Deszendenten im 4. Gliede auf den Aszendenten im 4. Gliede übertragen worden: *abavus* 'Ururgroßvater'. Zu *confarreatio* 'gemeinsames Opfer von Speltbrot bei der Eheschließung', 'die mit dieser Zeremonie geschlossene Ehe selbst' wurde ein unlogisches *diffareatio* 'Scheidung einer solchen Ehe' gebildet. Dieselbe Erscheinung findet sich auch, ohne daß eine Neubildung eintritt: z. B. ὕδωρ γλυκύ, *aqua dulcis*, ahd. *Süßwasser* ist als Gegenstück zu ὕδωρ ἁλυκόν, *aqua salsa, Salzwasser* geschaffen; denn Süßwasser ist nicht wirklich süß, sondern nur nicht salzig. S. noch PKretschmer, Glotta VIII (1917) 266ff. X (1919) 42ff. 172f.

Es konnten hier nur einige wichtigere Grundsätze für die Wortbildung berührt werden. Literaturangaben und zusammenfassende Darstellungen bieten die grammatischen Handbücher (zuletzt namentlich KBrugmanns Grundriß d. vergl. Gramm. II 1,[2] Straßb. 1906), ferner ADebrunner, Griech. Wortbildungslehre (Heidelb. 1917). Aus der neueren Literatur seien erwähnt WDittenbergers ausgezeichnete Aufsätze Ethnika und Verwandtes, Herm. XLI (1906) 78ff. 161ff. XLII (1907) 1ff. 161ff. EFränkel, Griech. Denominativa, Götting. 1906. Geschichte der griech. Nomina agentis auf -τηρ, -τωρ, -της, Straßb. 1910—12. ADebrunner in den Idg.Forsch. XXI (1907) 13ff. 201ff. XXIII (1908) 1ff. WPetersen, Greek Diminutives in -ιον, Weimar 1910. The Greek Diminutive Suffix -ισκο-, -ισκη-. Transact. of the Connecticut Acad. XVIII (1913) 139ff. GSandsjoe, Die Adjektiva auf -αιος. Uppsala 1918. FSkutsch, De nominum latinorum compositione quaestiones selectae 1888 = Kleine Schriften 1ff.

3. Etymologie.

Die Etymologie ist ein Erbteil aus der antiken Grammatik: sie will, wie ihr von ion. ἔτυμος abgeleiteter (auf die ionische Philosophie zurückgehender) Name lehrt, das ἔτυμον, die wahre, eigentliche, ursprüngliche Bedeutung jedes Wortes ergründen. Die moderne Etymologie stellt sich im wesentlichen noch dieselbe Aufgabe, nur daß sie erkannt hat, daß wir jenes Ziel, die Ermittlung der Grundbedeutung aller Wörter, nicht erreichen können, weil wir nicht bis zum Ursprung der Sprache und der Menschheit vorzudringen vermögen. Wir rechnen vielmehr zur Etymologie alles, was

vom Standpunkt eines gegebenen Wortes aus dessen Vorgeschichte aufhellt. Der Romanist sieht das Etymon eines franz. *peine* schon im lat. *poena*, nach dessen Herkunft er nicht weiter fragt; der Latinist wieder erkennt das Etymon von lat. *poena* im gr. ποινή, und der Gräzist endlich sucht die Etymologie von ποινή durch Vergleichung mit den verwandten Sprachen (avest. *kaēnā* 'Strafe') und mit den zugehörigen Worten (τείω 'büße') aufzuklären. Darüber hinaus kann der 'Wahrheitskundige' nicht vordringen.

Die Etymologie ist das Gebiet, auf welchem der Altertumsforscher am häufigsten vom Sprachforscher Auskunft verlangt, weil er durch die ältere Bedeutung der | Wörter über den Ursprung und das eigentliche Wesen der Sachen belehrt zu werden hofft. Und in der Tat ist der Gewinn, den die Etymologie für die Altertumskunde abwirft, in zahlreichen Fällen nicht unbedeutend. Wenn βωμός zu βῆμα dor. βᾶμα gehört wie φωνή zu φήμη, dor. φάμᾱ, dann war der Altar oder richtiger die Gattung von Altären, die mit βωμός bezeichnet wurde, von Haus aus ein Bema, ein Tritt, wie ja auch der Felsaltar auf der Pnyx als Rednerbühne, als Bema diente. Der Rechtshistoriker wird mit Interesse davon Kenntnis nehmen, daß *testis*, wie osk. *trstus* 'die Zeugen' und *trístaamentud* = *testamento* lehren, eigentlich *tertius*, den Dritten (neben den beiden Streitenden, den *rei*) bedeutet. Die Religionsgeschichte kann aus der Erklärung von ναός, aiol. ναῦος als *ναс-Fό-ς 'Wohnung' zu ναίω (aus *ναςι̯ω), νάσσατο entnehmen, daß die Griechen sich den Tempel in der Zeit, in der dieses Wort aufkam, als die 'Wohnung' der Gottheit vorstellten usw. Mit der etymologischen Forschung greift die Sprachwissenschaft in unzählige sachliche Fragen, in fast alle realphilologischen Disziplinen, zuweilen entscheidend, ein. — Welcher Nutzen der Textinterpretation, der Erklärung verschollener oder sonst unbekannter Ausdrücke, z. B. im homerischen Epos, in den dialektischen Inschriften, aus der Etymologie erwächst, bedarf keiner weiteren Ausführung.

Aus dieser Wichtigkeit der Etymologie für andere Fächer erklärt es sich, daß sie so lange Zeit den Tummelplatz dilettantischer Spielerei gebildet hat. Wenn sie heute endlich auf eine wissenschaftliche Stufe erhoben ist, so verdankt sie dies bekanntlich in erster Linie den Fortschritten der Lautlehre: wir lassen im allgemeinen keine Etymologie gelten, die nicht lautlich einwandfrei ist. Damit ist für dieses Forschungsgebiet eine zuverlässige Grundlage gewonnen. Allein wir sind in neuerer Zeit auch zu der Einsicht gekommen, daß es mit den Lautgesetzen allein nicht getan ist, daß wir ihre Bedeutung nicht überschätzen dürfen. Es gibt etymologische Gleichungen, die unbedingt überzeugend sind und doch sicheren Lautgesetzen widersprechen. Kein Sprachforscher bezweifelt, daß lat. *bōs* dem gr. βοῦς und dem indischen *gáus* entspreche, und doch verlangen die Lautgesetze ein lat. **vōs* statt *bōs*. Aber die sonstige Übereinstimmung dieser Wörter hat soviel Zwingendes, daß wir lieber die Beseitigung der lautlichen Schwierigkeit von der Zukunft erwarten als die Gleichung aufgeben mögen. Dagegen hat man sich weniger gescheut, die sich doch unwiderstehlich aufdrängende Gleichung *habere* = deutsch *haben* als der germanischen Lautverschiebung widerstrebend (lat. *h* = germ. *g*; germ. *h* = lat. *c*) in Zweifel zu ziehen. Umgekehrt werden alljährlich nicht wenige Etymologien aufgestellt, die lautlich tadellos sind und dennoch recht wenig einleuchten.

Das Unzureichende des lautlichen Gesichtspunktes zeigt sich schon darin, daß er oft verschiedene lautliche Grundformen oder Vorstufen und daher auch verschiedene Etymologien zuläßt. Im Griechischen kann im Inlautshiat oder vor anlautendem Vokal *j*, *s* oder *v* geschwunden sein, im Lateinischen intervokalisches *r* auf altes *r* oder auf *s* zurückgehen. Der Lautwandel schafft Homonyme: 1. ἰός 'Pfeil': ai. *íṣu-*. 2. ἰός 'Gift' < *Fῑσός, lat. *vīrus*.

3. ἴον 'Veilchen' aus Fίον, lat. *viola*. 4. ἰός 'eins', fem. ἴα. Lat. 1. *frīgeo* 'friere'. 2. *frīgo* 'quietsche'. 3. *frīgo* 'richte empor'. 4. *frīgo* 'röste' usw.

Weiter ist zu erwägen, daß wir die Lautgesetze zum großen Teil aus sicheren Etymologien ableiten: wenn wir aber nun andererseits die Etymologien nur nach den Lautgesetzen beurteilen, so drehen wir uns im Kreise. Das lautliche Kriterium genügt also nicht für die Etymologie, es müssen daneben noch andere Faktoren berücksichtigt werden, das sind die Wortbildung und die Bedeutung. Eine Etymologie kann nach der lautlichen und nach der begrifflichen Seite untadelhaft sein und doch am Kriterium der Wortbildung scheitern. Daß *discipulus* von *disco* abgeleitet sei, scheint auf den ersten Blick keinem Zweifel zu unterliegen, und doch setzt diese Annahme eine sonst nicht belegte und so wenig verständliche Ableitung auf *-pulus* voraus (*mani-pulus* 'eine Handvoll' gehört im zweiten Teil zu *pleo*), daß wir eine andere Erklärung suchen müssen. Stowasser geht von einem verlorenen **discipio* aus (Gegensatz *praecipio* 'lehre'), von dem *discipulus* wie *capulus, decipula, excipulum, muscipula* abgeleitet sei. Das epische Beiwort des Hermes διάκτορος auf διάκτωρ von διάγω zurückzuführen, mag dem Laien ganz unbedenklich vorkommen. Aber die Wortbildungslehre legt ein entschiedenes Veto ein — ἰατρός neben ion. ἰητήρ zeigt die zu erwartende Bildungsweise — und so hat Solmsen (Jdg.Forschg. III [1894] S. 90 ff.) διάκτορος besser aus διά und κτέρας 'Besitz' (vgl. γένος : ἀπόγονος) im Sinne von 'Spender, Geber' erklärt. Wackernagel (KZ. XXXIII [1895] 571 ff.) bestritt die Zurückführung von Μοῦσα aiol. Μοῖσα auf *Μον-τι̯α aus der die geistige Erregung bezeichnenden Wurzel μεν- + Suffix -τι̯α, weil es ein solches Suffix nicht gebe. Im allgemeinen freilich ist die Wortbildung die am wenigsten ausschlaggebende Größe in der etymologischen Forschung: die idg. Suffixe sind zu zahlreich, ihre Bedeutung oft zu weit und dehnbar, als daß sie immer entscheidende Gegengründe lieferten. Jedenfalls muß aber bei jeder Etymologie gefordert werden, daß auch in morphologischer Beziehung alles aufgeklärt sei. Es genügt nicht, *auxilium* von dem Verbalstamm *aux-* in gr. αὔξω αὐξάνω = *augeo* abzuleiten: man muß auch die sonst nicht vorkommende Bildung auf *-ilio-* (*consilium, exilium* sind von *consul, exul, vigilium* von *vigil* abgeleitet) erklären. Ich bin daher (Glotta VI [1915] 31 ff.) von dem Neutr. Pl. *auxilia* ansgegangen, das ursprünglich zu verlorenem **auxilis* 'vermehrend, verstärkend', gebildet wie *facilis, utilis, docilis*, gehörte. *Auxilia* (*agmina*) waren die Verstärkungen in militärischem Sinne, die zu Hilfe geschickten Truppen. Das Wort wird in diesem Sinne fast nur im Plural verwendet. Übertragen auf andere Gebiete, bekam es die Bedeutung 'Hilfsmittel, Hilfsquellen', wozu nunmehr ein Sing. *auxilium* gebildet wurde wie *iugerum* zu *iugera* = ζεύγεα.

Das dritte etymologische Merkmal, die Bedeutung, ist früher oft vernachlässigt worden: heute legt man ihm mit Recht eine viel größere Wichtigkeit bei. Etymologien, die unwahrscheinliche Bedeutungswandel zur Voraussetzung haben, sind nicht mehr wert als die aus lautlichen Gründen unhaltbaren. Die Schwierigkeit ist nur die, daß es für den Bedeutungswandel selbst schwer ist, bestimmte Kriterien zu finden. Man kann grundsätzlich nur sagen, daß eine Etymologie um so sicherer ist, je weniger sie uns in begrifflicher Beziehung zumutet. Im übrigen kann eine Entscheidung nur von Fall zu Fall getroffen werden, weil zugleich die beiden anderen Faktoren, Laute und Wortbildung, dafür ins Gewicht fallen. Man darf dem einen Kriterium gegenüber etwas nachsichtiger sein, wenn die beiden anderen völlig zutreffen. Die etymologische Methode muß also auf einem Ausgleich der drei Kriterien beruhen. Faßt man Laute und Wortbildung unter dem Begriff des Formalen zusammen, so kommt man zu folgenden Grundsätzen:

1. Bei starker Bedeutungsverschiedenheit ist formale Eindeutigkeit zu fordern. Umgekehrt also ist bei eindeutigen formalen Verhältnissen ein größerer Bedeutungsunterschied gestattet. Z. B. νέφος 'Wolke' und slav. *nebo* 'Himmel' darf man trotz der erheblichen Bedeutungsverschiedenheit gleichsetzen; denn dieser Mangel wird durch die vollkommene Übereinstimmung von Lauten und Stammbildung (*nebo* ist ebenfalls *s*-Stamm) aufgewogen, zumal auch der Bedeutungswandel im engl. *sky* 'Wolke, Himmel' (aus altnord. *skȳ* 'Wolke') eine Parallele hat.

Der Zusammenhang von κρέας altind. *kraví-* 'Fleisch' mit lat. *cruor* slav. *krŭvĭ* altir. *crū* 'Blut' wird kaum von jemandem bezweifelt, weil die lautliche Ähnlichkeit überzeugend wirkt und deshalb die begriffliche Verschiedenheit hingenommen wird. Zahllose Fälle dieser Art liefern besonders die romanischen Sprachen, wo die Herkunft aus dem Lateinischen meist so klar und sicher ist, daß die stärksten Bedeutungsunterschiede geglaubt werden müssen. Z. B. ital. *pagare*, span. port. *pagar*, frz. *payer* 'bezahlen', eigentlich (den Gläubiger) befriedigen, aus lat. *pacare* 'zum Frieden bringen', ital. *fuoco*, frz. *feu* 'Feuer' aus lat. *focus* 'Herd'.

Zuweilen handelt es sich um völlige lautliche Übereinstimmung, und das ganze Problem besteht in der Vermittlung der auseinandergehenden Bedeutungen. Eine berühmte Streitfrage dieser Art ist ngr. ὁ ἥλιος βασιλεύει 'die Sonne geht unter', τὰ μάτια του βασιλεύουν 'die Augen brechen ihm': altgr. βασιλεύειν 'König sein, herrschen'. Daß συκοφάντης aus σῦκον und *-φαντης, Nomen agentis zu φαίνω, zusammengesetzt ist, kann keinem Zweifel unterliegen, aber wie daraus im 5. Jahrh. das Schmähwort für den Verleumder, Ränkeschmied geworden ist, das ist nicht ohne weiteres klar und war schon den Alten frühzeitig (im 4. Jahrh.) dunkel geworden. Ihre Erzählung, daß die Feigenausfuhr zeitweise in Attika verboten war und συκοφάντης anfänglich der genannt wurde, der einen Feigenschmuggler anzeigte (Alexis, Istros, Philomnestos bei Athen. III 74), hat bei den Neueren mit Recht keinen Glauben gefunden. Schon das Bestehen einer Nebenform von dieser Erzählung, wonach die Angeberei der Sykophanten sich vielmehr auf die Plünderung heiliger Feigenbäume zur Zeit einer Hungersnot in Attika bezogen habe (Schol. Aristoph. Plut. 31), muß mißtrauisch machen. Das Richtige sah erst ACook (Class. Rev. 1907, 133ff.): σῦκον φαίνειν bedeutet 'die Feige weisen', it. *mostrar le fiche*, frz. *faire la figue*, jene apotropäische Geste, die Ovid Fast. V 433 beschreibt und die man gegen Personen machte, welche des bösen Blicks, der Zauberei oder irgend einer anderen bösen Absicht verdächtig erschienen. Der Sykophant war ein Mensch, der allen möglichen, auch harmlosen Leuten die Feige wies und sie dadurch in den Verdacht der Übeltat brachte, also ein falscher Angeber. Frz. *voler* 'stehlen' weicht begrifflich vom lat. *volare* 'fliegen' so weit ab, daß Diez es ganz von diesem trennen und von *vola* 'hohle Hand' ableiten wollte. Die Bedeutung 'stehlen' tritt aber erst im 16. Jahrh. auf und erklärt sich aus der Falkenjagd: *voler* bedeutet das Losfliegen, Stoßen des Jagdfalken auf seine Beute, daher 'fangen, erjagen'.

2. Bei formaler Mehrdeutigkeit ist ungefähre Gleichheit oder wenigstens Ähnlichkeit der Bedeutungen zu fordern. Z. B. wird man lat. *frigus* mit ῥῖγος durch die Grundform **srīgos* vereinigen, obwohl *f-* auch aus *bh-*, *dh-*, *gh-* oder *m-*, ῥ- auch aus Ϝρ entstehen konnte, weil eben die beiden Wörter begrifflich völlig übereinstimmen.

Etymologien also, welche diesen Grundsätzen nicht genügen, sind als unerwiesen anzusehen. Das folgt aus der allgemeinen Erwägung, daß eine wissenschaftliche Annahme, die auf zwei bloßen Möglichkeiten aufgebaut ist, nicht für gesichert gelten kann. Aus diesem Grunde müssen sehr viele bis in die neueste Zeit aufgestellte

Etymologien verworfen werden. Z. B. die Erklärungen von ἄνθρωποc aus ἄνθοc, ἀνθηρόc als 'blühenden Gesichts' oder einfach 'blühend' oder die neue von Güntert aufgestellte aus ἀνθέριξ 'Halmspitze', ἀνθερεών 'Bartstelle, Kinn' also der 'Bärtige' sind formal nur möglich, nicht zwingend, und die angenommenen Bedeutungswandel beruhen auch lediglich auf Vermutung. Ebenso stützt sich die Gleichung *mulier* = *mollis* auf eine formale und eine begriffliche Möglichkeit, die keinen Beweis ergeben. Lat. *mos* 'Sitte' hat man auf **movos* 'Bewegung' zu *moveo* zurückgeführt und die Bedeutungsentwicklung von τρόποc 'Wendung, Art und Weise, Charakter, Sitte' verglichen. Aber die Grundform **movos* und der Bedeutungswandel 'Bewegung' > 'Sitte' beruhen beide nur auf Annahme, und zwei bloße Möglichkeiten genügen nicht, um eine Etymologie zu sichern.

Nicht selten irren die Etymologen auch dadurch, daß sie dem besonderen Bedeutungscharakter eines Wortes nicht genügend gerecht werden. Der Delphin soll von δελφύc als 'Höhlung, Schlund' benannt worden sein. Aber δελφύc bedeutet nicht 'Schlund', sondern die Gebärmutter, ein Organ des menschlichen Körpers, das in erster Linie durch seine Funktion, nicht durch seine den meisten gar nicht vertraute Gestalt ausgezeichnet ist. Wer bedenkt, daß der Delphin sich mit den Walen von den übrigen Meerbewohnern durch die Gebärmutter unterscheidet, also zu den Säugetieren gehört, der kann nicht zweifeln, daß δελφίc eben den Gebärmutterfisch bedeutet. Lat. *sīdus* wird gewöhnlich mit lit. *svidù* 'glänze', *svidùs* 'glänzend' verbunden, aber diese Deutung ist nicht nur lautlich bedenklich, sondern es kommt dabei auch die eigentliche Bedeutung des Wortes 'Sternbild', Wiedergabe des kollektiven gr. ἄcτρον = τὸ ἐκ πλείcτων ἀcτέρων cύcτημα οἷον λέων im Unterschied von *stella* ἀcτήρ, dem einzelnen Stern, nicht zu ihrem Recht. Schon Varro l. l. VII 14 leitete *sidera* von *sido* ab (vgl. *foedus* zu *fīdo*, *pondus* zu *pendo*, *genus* von *gen-*, *nemus* νέμοc zu νέμω), weil sie *quasi insidunt*. So spricht Ovid Ars am. II 39 von den *sedes sidereas*, den Sitzen der Gestirne. Da man aber die Sternbilder als an den Himmel versetzte Gestalten wie den Orion, Bootes, Arcturus, die Bärin, die Pleiaden ansah oder nach pythagoreisch-orphischer Anschauung als *sedes mortuorum* betrachtete, so bedeutet eben *sidera* die Niederlassungen solcher Gestalten am Himmel. Als weiteres Beispiel für diesen methodischen Grundsatz kann das Glotta XII (1922) 105 ff. erörterte *mentula* dienen.

Von etymologischen Hilfsmitteln für das Griechische kann EBoisacqs Dictionnaire étymologique de la langue grecque, Heidelb. 1907—1916, am meisten empfohlen werden. Das frühere Hauptwerk von GCurtius, Grundzüge der griech. Etymologie, [5]Lpz. 1879, ist jetzt zu einem großem Teil veraltet. LeoMeyers Handbuch d. griech. Etymologie, Lpz. 1901 f., steht nicht auf der Höhe der Forschung und bietet im Verhältnis zu seinem großen Umfang (4 Bände) viel zu wenig. WPrellwitz' Etymolog. Wörterbuch der griech. Sprache, [2]Götting. 1905, müßte mehr durchgearbeitet sein. Vorläufer eines neuen etymologischen Wörterbuches sollten FSolmsens Beiträge zur griech. Wortforschung I, Straßb. 1909 sein. — Für das Lateinische ist nur AWaldes inhaltsreiches Lat. etymolog. Wörterbuch, [2]Heidelb. 1910, zu nennen, brauchbar besonders wegen der Literaturnachweise. Erwähnenswert sind auch, wenn auch elementaren Charakters, JMStowassers Lateinisch-Deutsches Schulwörterbuch, [3]von MLPetschenig. Einleit. und etymol. Teil neu bearbeitet von FrSkutsch, Wien-Leipz. 1910 und FAHeinichens Lateinisch-Deutsches Schulwörterbuch [9], zu dem OHoffmann die etymologischen Bemerkungen beigesteuert hat (Lpz. 1917). — Von der Etymologie im allgemeinen handeln RThurneysen, Die Etymologie. Rede bei der Übergabe des Prorektorats der Univ. Freiburg i. Br. 1903 (SA. Freiburg 1905) und HLommel, NJahrb. 35 (1915), 417 ff.

4. Syntax.

Von allen Teilen der Grammatik ist die Syntax ohne Zweifel der am längsten zurückgebliebene. Die Sprachwissenschaft hat dieses Gebiet lange Zeit vernachlässigt, weil das vergleichende Verfahren dafür weniger reichen Gewinn abwirft als für Laut-, Flexionslehre und Etymologie, und da sich auf diesen Gebieten Probleme und Resultate den Sprachforschern zudrängten, fanden sie für die syntaktische Forschung keine Zeit und Muße. So blieb diese fast ganz den Philologen überlassen, aber man kann nicht sagen, daß gerade die bedeutendsten Philologen sich der Syntax mit besonderem Eifer angenommen hätten. In neuerer Zeit nun, wo die Ernte auf anderen grammatischen Gebieten anfängt magerer zu werden, nimmt das Interesse für die Syntax zu, und es ist zu erwarten, daß das früher Versäumte jetzt nachgeholt werden wird. |

Das Beste, was die frühere Syntax geleistet hatte, lag naturgemäß nach der philologischen Seite. Die Syntax verlangt intimere Kenntnis einer Sprache als die übrigen Gebiete der Grammatik; die richtige Auffassung der einzelnen Textstellen fällt für sie in höherem Maße ins Gewicht. In dieser Beziehung haben die älteren Syntaktiker nach Maßgabe der philologischen Kritik ihrer Zeit die Grundlagen für die griechische und lateinische Syntax gelegt. Aber Prinzipien und Methode der syntaktischen Forschung bedurften nach vielen Seiten einer Reform, die sich in derselben Richtung vollziehen mußte wie die Umgestaltung der Sprachwissenschaft überhaupt.

Auch für die Syntax muß der Ausgangspunkt der Betrachtung die gesprochene Sprache sein. In ihr treten Faktoren hervor, die in der Schrift nicht zum Ausdruck kommen, wie namentlich die Satzbetonung, und umgekehrt zeigt sich, daß die literarische Prosa Erscheinungen entwickelt und ausgestaltet, die der Umgangssprache fremd sind oder doch wenig in ihr ausgebildet werden. So macht die gesprochene Sprache von der Hypotaxe einen viel geringeren Gebrauch als die Schriftsprache, die sie zu künstlichen, oft verwickelten Perioden weiter entwickelt. Es ist daher interessant zu beobachten, wie weit die neugriechische Volkssprache in der Parataxe geht. Z. B. βλέπει τὸν ἀδελφὸ καὶ ἔρχεται 'er sieht den Bruder kommen', und sogar δὲ ξέρουν οἱ ἰατροὶ κι ἀπὲ τὸ βασιλόπουλλο ἰατρεύεται 'die Ärzte wissen nicht, womit (wörtl. 'und damit') der Königssohn geheilt wird'. Was die lebendige Sprache durch Gebärden, Satzbetonung, Pausen andeutet, kann die Schriftsprache zumal bei dem der antiken Schreibweise eigenen Mangel von Interpunktionszeichen nur durch besondere Wörter zum Ausdruck bringen. Daraus mag sich teilweise der Reichtum der altgriechischen Prosa an Partikeln erklären, der wiederum der neugriechischen Volkssprache abgeht. Aber auch innerhalb der Schriftsprache selbst sind die syntaktischen Unterschiede nach literarischen Gattungen und individuellem Stil ziemlich bedeutend. Bei der syntaktischen Verwertung einer Textstelle müssen die stilistischen Neigungen des Schriftstellers in Anschlag gebracht werden. Z. B. ist in der Kunstprosa die Wortstellung von der Neigung zu rhythmischen Satzschlüssen, die zu den technischen Mitteln der Rhetorik gehört, beinflußt, also zu Folgerungen über die natürliche Wortstellung nicht durchweg brauchbar. Der Syntaktiker muß also alle Sprachgattungen in den Kreis seiner Betrachtung ziehen; und der griechische Syntaktiker darf daher auch die dialektischen Inschriften, der lateinische die umbrischen Tafeln von Iguvium nicht ignorieren.

Damit berühren wir schon einen zweiten Punkt, worin es der älteren Syntax gebrach, die Vergleichung der verwandten Sprachen. Das vergleichende Ver-

fahren wirft freilich für die Syntax nicht ganz so viel Gewinn ab wie für die übrigen Gebiete der Grammatik. Der Grund hierfür ist hauptsächlich der, daß wir nur Satztypen und Arten der Wortverknüpfung miteinander vergleichen können, nicht aber (von wenigen einwortigen Sätzen abgesehen) wirkliche Sätze. Das Verhältnis wäre dasselbe, als wenn auf dem Gebiete der Wortlehre nur Wurzeln und Suffixe der verwandten Sprachen übereinstimmten, nicht aber ganze Wörter. Trotzdem ist der Nutzen des vergleichenden Verfahrens für die Syntax noch immer bedeutend genug. Die von der vergleichenden Grammatik in der Flexionslehre gewonnenen Ergebnisse haben zugleich auch für die Kasus-, Tempus- und Moduslehre grundlegenden Wert. Dahin gehört die Erkenntnis, daß in einzelnen Casus obliqui verschiedene Kasus zusammengefallen sind, im Griechischen z. B. der Dat. Pl. auf -σι ursprünglich ein Lokativ ist, der zugleich die Funktionen des Dat. und Instrum. übernommen hat, im Lat. der Ablativ auch die Funktionen des alten Instrumentalis und Lokativus versieht, ferner daß im lat. Konjunktiv zugleich ein Optativ steckt, im lat. Perfekt Aorist und Perfekt vereinigt sind, daß der Infinitiv der Kasus eines Verbalabstraktums ist usw. Die vergleichende Grammatik hat so auch in der Syntax das Prinzip der geschichtlichen Entwicklung zur Geltung gebracht, das den früheren Syntaktikern wenig zum Bewußtsein gekommen war. Diese Entwicklung ist natürlich nicht nur zeitlich aufwärts, sondern auch abwärts bis ins Neugriechische und ins Vulgärlatein zu verfolgen und daher auch den Schriftstellern der jüngeren Gräzität und Latinität die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ein wichtiges Ergebnis der vergleichenden Syntax ist ferner die Lehre von den sogen. Aktionsarten, d. h. die Erkenntnis, daß die Tempora nicht nur das Verhältnis des Vorganges zur Zeit des Sprechens (Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft) bezeichnen, sondern daß bei den indogermanischen Verben auch die Art des Verlaufs eines Vorganges (Dauer, momentane Natur, Vollendung, Wiederholung) unterschieden wird. Es ist noch wenig beachtet worden — was zur Bestätigung dieser Erkenntnis dient —, daß eine solche Unterscheidung auch im Neugriechischen eine große Rolle spielt und sogar auf das Futurum ausgedehnt ist. Das Lateinische hat zwar das alte Imperfektum aufgegeben, aber für einen Ersatz gesorgt durch die Neubildung *legēbam*, deren Entstehung strittig ist. — Übrigens ist das vergleichende Verfahren auch über die indogermanischen Sprachen hinaus gerade für den Syntaktiker vielfach sehr lehrreich, sowohl durch die Analogien, die sich dabei für indogermanische Erscheinungen ergeben, als auch durch die Abweichungen, die die Eigenart des indogermanischen Satzbaues erst ins rechte Licht setzen. Welche wertvollen Perspektiven sich da eröffnen, mag beispielsweise die anregende Studie von HermJacobi, Compositum und Nebensatz, Bonn 1897, zeigen.

Die wichtigste Reform aber, die in der Syntax Platz greifen mußte, war die Einführung der psychologischen Methode an die Stelle der rein logischen Betrachtungsweise, welche die Grammatik seit dem Mittelalter beherrscht hatte. Dieser Umschwung vollzog sich ungemein langsam und allmählich. Zwar hatte schon im Jahre 1809 ChrKoch in einer jetzt verschollenen Schrift De linguarum indole non ad logices sed psychologiae rationem revocanda (Marburg), auf die neuerdings Golling aufmerksam gemacht hat, den alten Irrtum bekämpft und treffend auf die sog. Attraktion als ein Beispiel sprachlicher Unlogik hingewiesen. Aber er blieb vereinzelt mit diesen Anschauungen, und es dauerte beinahe ein halbes Jahrhundert, ehe sie in LLange, Andeutungen über Ziele und Methode der syntaktischen Forschung, Verh. Phil. Vers., Götting. 1852, wieder einen Vertreter fanden. Lange betonte, daß an der Entwicklung einer Sprache die ganze Masse des Volkes teil habe und in ihr

daher nicht die scharfe wissenschaftliche Logik, sondern vielmehr die 'Volkslogik' zum Ausdruck komme, die durchaus nicht immer folgerichtig, oft sogar geradezu unlogisch sei. Auch diese mehr negative als positive Kritik vermochte aber nicht die logische Methode endgültig aus der Syntax zu verdrängen. Erst als in der vergleichenden Sprachwissenschaft die psychologische Auffassung der sprachlichen Erscheinungen zum Durchbruch kam, mußte ihr schließlich auch in der Syntax die logische Betrachtungsweise weichen. HZiemer zog in seinen Junggrammatischen Streifzügen, Colberg 1882, zuerst diese Folgerung und übertrug die in der Flexions- und Stammbildungslehre gewonnenen Begriffe der Analogiebildung, Ausgleichung und Kontamination auf die Syntax. Wenn der Grieche statt ἐλαφρότεροι ἢ ἀφνειοί | Od. α 164 ἐλαφρότεροι ἢ ἀφνειότεροι oder der Römer statt *audacior quam paratus*: *audacior quam paratior* sagt, so liegt hier eine gedankenlose Übertragung der Komparativendung vom ersten auf das zweite Adjektiv vor. Der zweite Dativ in Wendungen wie *ei est nomen Claudio, Themisticli licuit esse otioso*, ὑμῖν εὐδαίμοσιν ἔξεστι γενέσθαι, ὑμῖν ἀγαθοῖς προσήκει εἶναι beruht auf einer formalen Angleichung an den ersten Dativ. Hierher gehört auch die sogen. Attraktion des Relativpronomens, das im Kasus dem zugehörigen Substantivum oder Demonstrativum des Hauptsatzes angeglichen wird: σὺν τοῖς θησαυροῖς οἷς ὁ πατὴρ κατέλιπεν; ἐρῶ οἵου σοῦ ἀνδρός = ἐρῶ ἀνδρὸς τοιούτου οἷος σὺ εἶ. Oder ein Adjektivum nimmt Numerus und Genus des abhängigen Genetivus partitivus an: ὁ πλεῖστος τοῦ χρόνου = τὸ πλεῖστον τοῦ χρόνου, οἱ ἡμίσεις τῶν ἱππέων = τὸ ἥμισυ τῶν ἱππέων. Auch die Präpositionen erleiden eine sogen. Attraktion: οἱ ἐκ τῆς ἀγορᾶς ἀπέφυγον statt οἱ ἐν τῇ ἀγορᾷ ἀπέφυγον >< οἱ ἄνθρωποι ἐκ τῆς ἀγορᾶς ἀπέφυγον oder eine Kürzung von οἱ ἐν τῇ ἀγορᾷ ἐκ τῆς ἀγορᾶς ἀπέφυγον. Die Konstruktion *interdicere alicui aqua et igni* erklärt sich aus Vermischung von *interdicere alicui aquam et ignem* und *intercludere aliquem aqua et igni.*

Verwickelter war der Vorgang bei der Entstehung der merkwürdigen Konstruktion des Accusativus cum infinitivo, wie sie in besonderer Häufigkeit das Lateinische, auch das Oskisch-Umbrische, in geringerem Maße das Griechische ausgebildet hat. Verständlich ist diese Ausdrucksweise ohne weiteres da, wo der Akkusativ das Objekt zu dem sog. regierenden Verbum bildet und der Infinitiv ebenfalls zu diesem gehört, also in Fällen wie *iubet me proficisci* 'er treibt mich zum Abreisen an' (*iubeo*, altlat. *ioubeo* gehört zu skr. *yodháyati* 'er setzt in Bewegung'), *iusiurandum pollicitust dare se* (Plaut. Most. 1084) 'er machte sich anheischig, einen Eid abzulegen'. Das Auffällige ist nun, daß die Konstruktion sich auch da findet, wo entweder der Infinitiv oder der Akkusativ nicht zum Verbum gehören kann, (*dicunt Homerum caecum fuisse*) und zweitens, daß der Akkusativ in diesen Fällen offenbar als Subjekt, der Infinitiv als zugehöriges Verbum finitum empfunden wird. Letztere Verschiebung erklärt sich daraus, daß der Acc. c. inf. historisch einen beigeordneten Satz ablöst, dessen Subjekt dem Akkusativ und dessen Verbum dem Infinitiv entsprach. *Caesar dixit Gallos Romanis bellum intulisse* beruht auf einer älteren parataktischen Ausdrucksweise: *Caesar dixit: Galli Romanis bellum intulerunt.* Bei der Überführung dieser parataktischen in die hypotaktische Konstruktion diente nun einerseits als Vorbild die Verbindung der Verba sentiendi und declarandi mit dem doppelten Akkusativ (*nihil humani a me alienum puto — Cleanthem victorem declarat*), andererseits die Sätze vom Typus *iubet me proficisci.*

Für Geschichte und Prinzipien der Syntax vgl. außer der früher zitierten Literatur über die Prinzipien der Sprachforschung im allgemeinen JosGolling, Einl. in die Geschichte d. lat. Syntax = Hist. Gramm. d. lat. Spr. III 1, Lpz. 1903, EdwMorris, On Principles and

Methods in Latin Syntax, London 1902, der die Wichtigkeit der Wortgruppe, der Umgebung eines Wortes für dessen syntaktische Funktion betont (Adaptationstheorie). BAGildersleeve, Problems in Greek Syntax (AmJphil. XXIII [1902] 1 ff.) hebt das stilistische Moment hervor, FrSkutsch, Zur lat. Syntax (Arch.l.Lex. XV [1902] 34 ff.) den Zusammenhang der Syntax mit Lautlehre und Morphologie. WKroll, Moderne lat. Syntax (NJahrb. XXV [1910] 318 ff.) weist auf den Einfluß hin, den die stilistischen Tendenzen eines Autors auf die Syntax hatten. Gute Einführungen in die Syntax besonders der klassischen Sprachen sind in letzter Zeit mehrere erschienen: JWackernagel, Vorlesungen über Syntax mit besonderer Berücksichtigung von Griechisch, Lateinisch und Deutsch. 1. Reihe, Basel 1920. FSommer, Vergleichende Syntax der Schulsprachen (Deutsch, Engl., Franz., Griech., Lat.) mit bes. Berücks. des Deutschen. Lpz. 1921. WKroll, Die wissenschaftliche Syntax im lat. Schulunterricht [2] Berlin 1920. Von zusammenfassenden Darstellungen bringen die historisch-vergleichende Methode zur Geltung BDelbrücks Syntax in KBrugmanns Grundriß d. vergl. Gramm. III–V, Straßbg. 1893–1900, und KBrugmanns Syntax in seiner Griech. Gramm., [4] München 1913. Als Materialsammlungen sind nützlich RKühners Griech. Satzlehre, neu bearbeitet von BGerth, Lpz. 1898—1904 und ADraegers Hist. Syntax d. lat. Sprache,[2] Lpz. 1878—81. Mehr den philologischen Standpunkt hält JHSchmalz in seiner Lat. Syntax (= Handb. d. klass. Altert. II 2), [4] München 1910, fest. Eine neue lateinische Syntax als Teil der Hist. Gramm. der lat. Sprache (III 1, Lpz. 1903. Supplement 1908) ist im Erscheinen begriffen. Auf das griechische Verbum beschränkt sich JMStahls Kritisch-historische Syntax des griech. Verbums in der klassischen Zeit, Heidelberg 1907, auf das lateinische RMethners Latein. Syntax des Verbums, Berlin 1914. Zur Syntax der griechischen Dialekte haben neuerdings Beiträge geliefert: KMeister, Der syntaktische Gebrauch des Genetivs in den kret. Dialektinschriften, Idg. Forsch. XVIII (1905/6) 133 ff. HJacobsthal, Der Gebrauch der Tempora und Modi in den kret. Dialektinschriften, Straßb. 1907. EFClaflin, The Syntax of the Boeotian Dialect Inscriptions, Baltimore 1905. Der Syntax des 'archaischen Lateins' hat ChBennett, Syntax of Early Latin (Boston 1910—14) ein besonderes Werk gewidmet, zu dem RFrobenius' Syntax des Ennius (Nördlingen 1910) eine Ergänzung bildet.

So sehr aber auch in der Theorie die psychologische Methode anerkannt und zur Herrschaft gelangt ist, so ist es doch in praxi durchaus nicht leicht, sich von der logischen Betrachtungsweise, die so lange die Syntax beherrscht hat, immer gänzlich zu befreien. Verdeutlichen wir uns dies zum Schluß an einem Grundproblem der Syntax, der Definition des Satzes. Ein Problem fast so viel umstritten wie einst die Quadratur des Kreises. Die älteste antike Definition des Satzes, die des Dionysios Thrax (ed. Uhlig p. 22, 5) lautet: λόγος ἐστὶ πεζῆς λέξεως σύνθεσις διάνοιαν αὐτοτελῆ δηλοῦσα, bei Priscian II 45 mit einem Zusatz: oratio est ordinatio dictionum congrua sententiam perfectam demonstrans. Diese bis in die neueste Zeit wiederholte Definition, wenach der Satz eine 'Verbindung von Wörtern' wäre, wird sofort durch die Tatsache einwortiger Sätze wie *vivo, pluit*, die Imperativsätze *dic*, ἄγε widerlegt. Vermeidet man diesen Fehler und behält man nur den zweiten Teil des antiken Lehrsatzes bei, so ergibt sich jene Definition, die in moderner Zeit besonders populär geworden ist: der Satz ist der sprachliche Ausdruck eines Gedankens. Woran wir hier Anstoß nehmen, das ist der Ausdruck 'Gedanke'. Entweder ist dieser Begriff ein so weiter und unbestimmter, daß er selbst erst definiert werden müßte, oder er steht in engerem, logischem Sinne, bedeutet also Denkvorgang, Urteil. Dann wird damit jene rein logische Auffassung des Satzes angebahnt, die z. B. dazu geführt hat, das Verbum *sein* als Kopula, d. h. als die Verbindung von Subjekt und Prädikat, den Gliedern des logischen Urteils, anzusehen. Unrichtig ist die Definition schon deshalb, weil sie nur auf den Aussagesatz paßt, die anderen Satzarten aber wie der Imperativsatz, der Optativsatz gar nicht oder nur gewaltsam mit ihr vereinigt werden können.

Eine andere moderne Definition vermeidet den Ausdruck Gedanken und ersetzt ihn durch Vorstellung oder Vorstellungsmasse, die dem Sprechenden und Hörenden als ein zusammenhängendes und abgeschlossenes Ganzes erscheint. Ein

Fortschritt ist hier insofern zu konstatieren, als der Übergang vom Logischen ins Psychologische versucht ist, aber eine Nachwirkung der alten logischen Auffassung ist doch geblieben; denn auch diese Definition trifft nur auf die Aussagesätze zu. Ein Imperativsatz ist nicht Ausdruck einer Vorstellung, sondern eines an Vorstellungen sich knüpfenden Willenstriebes. Die Bezeichnung des Satzinhaltes als eines abgeschlossenen Ganzen nimmt den antiken Ausdruck αὐτοτελής, *perfecta* wieder auf. Damit ist etwas Richtiges geahnt, aber nicht klar erkannt und nicht richtig ausgedrückt. Denn ich kann durchaus auch ein (nicht als Satz fungierendes) Wort als Ausdruck einer ein abgeschlossenes Ganzes bildenden Vorstellungsmasse bezeichnen, die z. B. gegenüber der Silbe den Charakter der Vollständigkeit hat. Durch diese Formulierung wird also der Satz nicht gegen das Wort abgegrenzt.

Dasselbe ist gegen die Paulsche Definition zu sagen: der Satz sei das Symbol dafür, daß sich die Verbindung mehrerer Vorstellungen in der Seele des Sprechenden vollzogen habe, und das Mittel dazu, sie auch in der Seele des Hörenden zu erzeugen. Die Verbindung von Vorstellungen ist keineswegs das für den Satz allein Charakteristische. Aber auch die neueste Definition, die von WilhelmWundt aufgestellte, hat keine befriedigende Lösung des Problems gebracht. Wundt beanstandet den Ausdruck Verbindung von Vorstellungen bei HPaul und ersetzt ihn durch Gliederung. Nach ihm wäre der Satz der sprachliche Ausdruck für die willkürliche Gliederung einer Gesamtvorstellung in ihre in logische Beziehungen zu einander gesetzten Bestandteile. Obwohl diese Definition von anderer Seite Zustimmung gefunden hat, ist sie doch ebenso unbefriedigend wie die früheren. Sie trifft genau so auf das einzelne Wort wie auf den Satz zu. Wenn ich in dem Satze ἔχει τρεῖϲ πόδαϲ eine gegliederte Gesamtvorstellung sehe, so muß ich sie doch auch in dem Wort τρίπουϲ anerkennen, und nicht etwa nur in Compositis, sondern auch in einfachen Worten. Z. B. ἄροτρον drückt eine Gesamtvorstellung 'Pflug' aus, die in die Einzelvorstellungen 'pflügen' (ἀρο-) und 'Werkzeug' (-τρο-) gegliedert ist. Das also, worauf es gerade ankommt, die Abgrenzung des Satzes gegen das Wort, ist durch diese Definition nicht erreicht. Einem Philosophen wie WilhWundt konnte zwar dieser Fehler nicht entgehen, er glaubt ihn aber damit entschuldigen zu können, 'daß zwischen Satz und Wort eine absolute Grenze nicht zu ziehen sei'. Das heißt in Wirklichkeit eingestehen, daß die Definition nicht gelungen ist. Ein weiterer Mangel an ihr ist, daß sie sich wieder nur auf die Aussagesätze bezieht, denn die Aufforderungssätze geben doch nicht bloß Vorstellungen Ausdruck.

Man sieht, keine der bisherigen Definitionen hat das wahre Wesen des Satzes enthüllt, und der Grund ist, daß sie es alle im Vorstellungsinhalte des Satzes suchen. Darin stehen sie immer noch unter dem Einflusse logischer Betrachtungsweise, obwohl diese in der Theorie z. B. von WilhWundt gerade aufs energischste bekämpft wird. Die Logik, die es mit den Denkgesetzen zu tun hat, sieht bei Betrachtung der Sprache immer nur auf die Begriffe und Urteile, die durch das Sprechen ausgedrückt werden. Darin liegt aber das Wesen des Satzes nicht begründet. Wollen wir es erkennen, so müssen wir den ganzen seelischen Prozeß ins Auge fassen, durch den ein Satz zustandekommt.

Jede Ausübung der Sprechtätigkeit, jede einzelne sprachliche Äußerung ist durch einen bestimmten seelischen Vorgang bedingt, durch einen Affekt, wenn man mit Wundt dazu nicht nur Gefühlsverläufe, sondern auch Willensvorgänge rechnet. Einem Aussagesatz liegt das Motiv zugrunde, dem Angeredeten eine bestimmte Vorstellung oder Vorstellungsmasse (deren Eigenschaften, Gliederung usw. für das

Wesen des Satzes im allgemeinen ganz gleichgültig sind) zu suggerieren. Ein Aufforderungssatz beruht auf dem Willenstriebe, den Angeredeten zu einer gewissen Handlung zu veranlassen. Diese Affekte und Willensvorgänge, die uns überhaupt veranlassen, das Wort zu ergreifen, uns sprachlich zu äußern, konstituieren das Wesen des Satzes. Sie beginnen mit einem Spannungs- und Erregungsgefühl, das schließlich seine Lösung findet, und eben dieser Lösung, die lautlich in vielen Sprachen in der Senkung der Stimme ihren Ausdruck erhält, entspricht das Ende des Satzes, jene Eigenschaft der Vollständigkeit und Abgeschlossenheit, die ältere und neuere Definitionen an dem Satz hervorheben, ohne doch in das Wesen der Sache einzudringen. Eine sprachliche Äußerung ist erst dann ein Satz, wenn der Affekt, der sie veranlaßt, seine Lösung gefunden hat, der Willenstrieb, der ihr zugrunde liegt, befriedigt ist. Hierauf beruht der Unterschied zwischen Wort und Satz. *Errare humanum est* ist ein Satz, aber *errare* allein nicht, so lange kein psychisches Motiv vorhanden ist, dieses eine Wort auszusprechen. Sobald aber ein solches besteht, kann auch das einzelne Wort allein einen Satz darstellen. Unsere Definition lautet also: der Satz ist eine sprachliche Äußerung, durch die ein Affekt oder Willensvorgang ausgelöst wird.

KBühler (IdgJahrbuch VI [1920] 1 ff.) übt, anscheinend ohne die obigen schon in der 1. Auflage (1910) gegebenen Ausführungen zu kennen, eine teilweise ähnliche Kritik an den früheren Satzdefinitionen und stellt folgende eigene auf: 'Sätze sind die Sinneinheiten der Rede'. Ich habe hiergegen einzuwenden, daß der Ausdruck Sinneinheiten, Sinn selbst der Definition bedürfte. 'Sätze sind Zweckgebilde, erfüllen bestimmte Leistungen, sind die einfachen selbständigen, in sich abgeschlossenen Leistungseinheiten der Rede' — diese ausführlicheren Formulierungen Bühlers kommen dagegen meiner Definition näher. AlanHGardiner (The Definition of the Word and the Sentence, Brit. Journ. of Psychology XII [1922] 352ff.) legt großes Gewicht darauf, daß der Satz eine Willenshaltung des Sprechers gegenüber dem Hörer zum Ausdruck bringe. Aber letzteres ist ein Merkmal, das für die Sprache überhaupt gilt und daher für jeden sprachlichen Vorgang selbstverständlich ist. Übrigens war die Sprache zuerst Monolog d. h. Ausbruch von Gefühlen und Affekten ohne Rücksicht auf einen Hörer.

Von der Art und Richtung des seelischen Motives hängt weiter die besondere Eigenart der verschiedenen Sätze ab. Die übliche Einteilung der Sätze in Aussagesätze, Aufforderungs- oder Ausrufungssätze und Fragesätze, geht auch von diesem Gesichtspunkt aus, während doch gleichzeitig die übliche Definition sich nur auf die im Satz ausgedrückten Vorstellungen bezieht. Scharfe Grenzen lassen sich jedoch zwischen den verschiedenen Satzarten nicht ziehen, weil auch die ihnen zugrundeliegenden seelischen Motive nicht so streng zu scheiden sind. Wir können nur für jede Sprache oder jeden Sprachstamm die in ihm am häufigsten wiederkehrenden Satztypen namhaft machen und müssen darauf verzichten, ein Schema aufzustellen, in das alle Sätze wohl oder übel eingezwängt werden.

Der Aussage- oder Behauptungssatz ist ein Satz, der den Zweck hat, in dem Hörenden bestimmte Vorstellungen wachzurufen. Der Aufforderungssatz dient dem Zweck, den Angeredeten zu einer gewissen Handlung zu veranlassen. Der Gefühlssatz entspringt, ohne Rücksicht auf eine zweite Person und oft ohne die Anwesenheit einer solchen, einem starken Gefühlsausbruch in der Seele des Sprechenden, z. B. *Me miserum! Vae victis!* Es ist jedoch nicht immer leicht, einen Satz in eine dieser Klassen einzuordnen. Die äußere Form entscheidet nicht. Ein Optativsatz kann ein Aufforderungssatz sein (Il Δ 193 πίθοιό μοι), kann aber auch die Mitteilung eines Wunsches bedeuten, also einem Aussagesatz gleich stehen (Il Ε 121: νῦν δὲ κλέος ἐσθλὸν ἀροίμην) und kann endlich auf dem einen lebhaften Wunsch begleitenden Gefühlsausbruch beruhen, ohne direkt an eine andere Person gerichtet

zu sein. Auch ein Vokativ kann bald auffordernd sein (*Lydia, dic . . .*), bald einen Gefühlssatz darstellen (*o matre pulchre filia pulchrior*). Die von Wundt und Brugmann vorgenommene Zusammenfassung der Aufforderungs- und Gefühlssätze in eine Klasse der 'Ausrufungssätze' ist wenigstens in der Benennung nicht sehr glücklich: auch ein Aussagesatz kann 'ausgerufen' werden (I. Mos. 41, 43: und ließ vor ihm her ausrufen: der ist des Landes Vater!).

KBühler a. a. O. schlägt für die drei Satzarten die Namen Kundgebesatz = Gefühlssatz, Auslösungssatz = Aufforderungssatz und Darstellungssatz = Aussagesatz vor.

Eine besondere Satzklasse, die manches Rätselhafte hat, bilden die Fragesätze: sie haben den Zweck, den Angeredeten zu einer Äußerung zu veranlassen. Je nachdem, ob sich die gewünschte Äußerung auf den ganzen Satz oder nur auf einen einzelnen Punkt beziehen soll, unterscheiden wir 1. Satzfragen (Totalfragen), von Sütterlin Entscheidungsfragen genannt, in denen der ganze (oder wesentliche) Satzinhalt in Zweifel gezogen und dem Angeredeten zur Entscheidung vorgelegt wird: ἔνδον ἐστ' Εὐριπίδης; 2. Wortfragen (Partialfragen), von PhWegener Ergänzungsfragen genannt, in denen der Sprechende vom Angeredeten nur über einen einzelnen Punkt seiner Aussage Aufschluß verlangt: τί φης' ὁ χρησμός; πῶς ἐπράχθη τοῦτο; — Merkwürdig und der Erklärung bedürftig ist nun die Art, in der in den Fragesätzen die Frage, d. h. die Erwartung einer Antwort zum Ausdruck gebracht wird.

Die erste Klasse, die Satzfragen, sind ihrer Form nach von den Aussagesätzen ursprünglich nicht verschieden. Denn die Inversion in den modernen Sprachen (geht ihr? allez-vous?) ist eine sekundäre Erscheinung, die ja auch nicht auf die Fragesätze beschränkt ist, und die Hinzufügung besonderer Fragepartikeln wie lat. *-ne, num*, gr. ἦ, ἆρα ist bekanntlich, wenn auch sehr häufig, doch nicht obligatorisch. Somit bleibt als einziger alter Unterschied zwischen Satzfrage und Aussagesatz die Tonbewegung. Während am Schluß des Aussagesatzes die Stimme sich senkt (du hast gelesen), tritt in der Satzfrage am Ende scheinbar eine Tonhebung ein (hast du gelesen?): in Wirklichkeit hebt sich die Stimme nicht unbedingt oder doch nur wenig, sondern sie bleibt ungefähr auf derselben Tonstufe wie vorher, und nur das Unterbleiben der Stimmsenkung am Satzende unterscheidet die Satzfrage vom Aussagesatz. Wie kommt nun diese Tonmodulation dazu, die Frage, also die Forderung einer Antwort, zu bezeichnen? PhWegener, der auf diese Frage eine Antwort gesucht hat (Untersuch. über die Grundfragen des Sprachlebens, Halle 1885, 75), erklärt den Frageton als einen Verwunderungston und sieht daher im Fragesatze eine verwunderte Mitteilung. Aber der Tonfall bei Verwunderung ist vom Frageton ganz verschieden, nur in der verwunderten Frage (du bist krank?) diesem ähnlich, was aber auf Rechnung der Frage, nicht der Verwunderung kommt. Daß die sogenannte Tonhebung nicht auf dem Gefühl des Zweifels, der Unsicherheit beruht und nicht vom Wesen der Frage untrennbar ist, geht aus ihrem Fehlen in der Wort- oder Partialfrage hervor (wann ist Caesar ermordet worden?). Aber nicht nur hier fehlt sie, sondern auch in der disjunktiven Satzfrage, deren zweiter Teil die Negation des ersten bildet. Die Doppelfragen: Ist es wahr oder ist es nicht wahr? Willst du gestehen oder nicht? haben keinen anderen Tonfall wie die entsprechenden disjunktiven Aussagesätze: Es ist wahr oder es ist nicht wahr. Du willst gestehen oder nicht. Damit ist aber auch die Erklärung des Fragetons gegeben. Die einfache Satzfrage ist von Haus aus der erste Teil eines disjunktiven Aussagesatzes, dessen zweiter Teil der Kürze halber weggelassen ist. Beispielsweise die Frage Pater rediit? war ursprünglich die erste Hälfte der disjunktiven Aussage Pater rediit aut non rediit. Indem der Sprechende durch die disjunktive

Formulierung die Sache unentschieden läßt, reizt er den Angeredeten, sich seinerseits darüber zu äußern. Der Frageton, d. h. die mangelnde Tonsenkung am Ende des Fragesatzes, stellt also die Tonstufe dar, wie sie der Mitte eines Satzes zukommt, wo sich die Stimme noch nicht gesenkt hat; er ist ein Zeichen dafür, daß der Fragesatz ein abgebrochener Satz ist: die Spannung hat noch nicht ihre Lösung gefunden. Noch deutlicher ist derselbe Vorgang, wenn der disjunktive Aussagesatz erst nach dem oder abgebrochen wird; z. B. Du willst jetzt ausgehen oder —? Natürlich ist dieser Ursprung des Fragetons längst vergessen, und der Mangel der Stimmsenkung zu einem 'mechanischen Mittel', die Frage zu bezeichnen, geworden.

Die zweite Klasse der Fragesätze, die Wort- oder Ergänzungsfrage, unterscheidet sich vom Aussagesatz dadurch, daß ein einzelner Punkt der Aussage durch ein Interrogativum als ein solcher bezeichnet wird, über den vom Angeredeten Auskunft verlangt wird. Auf die Natur dieser Fragepronomina wirft es ein Licht, daß sie zugleich als Indefinitpronomina fungieren, und zwar betont und meist an den Anfang des Satzes gestellt in interrogativem Sinne: gr. τίϲ = lat. *quis*, ποῦ, πότε, πῶϲ usw.; unbetont und enklitisch nachgestellt in indefinitem Sinne: οὔ-τιϲ, *ne quis*, οὔποτε, οὔπω usw. Auch in anderen Sprachstämmen, wie dem Malayischen und dem Japanischen sind Interrogativa und Indefinita identisch. Man hat angenommen, daß das Indefinitum aus dem in den Satz eingeschalteten Interrogativum hervorgegangen sei: z. B. ἦλθέ τιϲ πρὸϲ τὸν βαϲιλέα eigentlich 'es kam — wer? — zum König'. Indessen wird eher die von Wegener aufgestellte umgekehrte Ansicht zutreffen, daß das Interrogativum ein betontes Indefinitum sei. D. h. ein betontes und an den Anfang des Satzes gestelltes irgendwer soll den Angeredeten reizen, über diese Person, wenn er es kann, | Aufschluß zu geben. Dieser Anreiz zur Antwort ist aber eben das, was wir Frage nennen.

Wenn nun, wie wir gesehen haben, jedem Satz ein seelisches Motiv zugrunde liegt, wie steht es dann mit dem aus mehreren Sätzen zusammengesetzten Satze, dem Satzgefüge? — Es ist eine für die Geschichte der Satzgefüge grundlegende, übrigens bis auf Adelung zurückgehende Erkenntnis, daß es ursprünglich nur einfache Sätze gegeben hat und das hypotaktische Satzverhältnis aus dem parataktischen hervorgegangen ist. Äußerlich betrachtet sind drei Fälle zu unterscheiden. 1. Der zweite von zwei aufeinander folgenden Sätzen wurde dem ersten untergeordnet. Z. B. Timeo. Ne moriatur 'Ich habe Furcht. Möge er nicht sterben!' wird zu Timeo ne moriatur, wo das lat. *ne* gegenüber deutschem 'ich fürchte, daß er stirbt' sich eben aus dieser Entstehung erklärt. 2. Der erste Satz wird dem zweiten untergeordnet: Εἴ (= εἴθε) μοι τι πίθοιο! Τό κεν πολὺ κέρδιον εἴη 'O, möchtest du mir doch gehorchen! Das wäre weit besser', wird zu einem Satz verschmolzen, indem der erste Satz als Bedingung für den zweiten aufgefaßt wird: 'Wenn du mir folgst, wäre das weit besser' (Il. H 27). Vgl. die Satzfügung von Sint Maecenates, non deerunt, Flacce, Marones (Martial. VIII 56, 5) und in Schillers: Sei im Besitze und du wohnst im Recht = Wenn du im Besitz bist, so wohnst du im Recht. 3. Ein eingeschobener Satz wird dem ihn umgebenden Satz untergeordnet. Il. B 308 ff. δράκων . . . ϲμερδαλέοϲ, τόν ῥ' αὐτὸϲ 'Ολύμπιοϲ ἧκε φόωϲδε, . . . ὄρουϲεν ist ursprünglich folgendermaßen gedacht 'ein schrecklicher Drache — den schickte der Olympier selbst ans Tageslicht — stürzte sich . . .'. Indem der eingeschachtelte Satz dem ihn einschließenden untergeordnet wird, wird das Demonstrativum τόν zu dem, was wir Relativum nennen.

Anders erklärt HLattmann, KZ. 49 (1919), 100 den Satztypus *Timeo ne moriatur*, indem er *nē* als intensive (vgl. gr. νή, ναί) und indefinite (lat. *-nĕ* in Fragen) Partikel auffaßt und

in dem Konjunktiv einen Potentialis sucht. Also ursprünglicher Sinn: Ich fürchte, er möchte vielleicht sterben.

Wie ist nun diese Entstehung der Hypotaxe psychologisch zu erklären und mit dem Wesen des Satzes, wie es sich uns dargestellt hat, zu vereinigen? Zunächst ist klar, daß die Verschmelzung zweier Sätze zu einem durch den Zusammenhang der Vorstellungsmassen, die die beiden Sätze ausdrücken, bedingt ist. Aber dieser Zusammenhang war eben nur eine Bedingung, nicht die Ursache ihrer Verschmelzung. Denn in einer Erzählung, einer Rede, einer Abhandlung hängen ja oft alle Sätze logisch miteinander zusammen, aber die Verschmelzung zu einem Satz beschränkt sich dennoch nur auf gewisse Fälle. Auch sollte man meinen, daß die beiordnenden Partikeln schon genügen, jenen Zusammenhang zum Ausdruck zu bringen. Man hat wohl mindestens zwei Entstehungsursachen der Satzverschmelzung zu unterscheiden. In den einen Fällen wurde der zweite von zwei aufeinanderfolgenden Sätzen — einerlei ob er nun später zum Neben- oder zum Hauptsatz wurde — von dem Sprechenden als so wesentliche Ergänzung des ersten empfunden, daß dieser ohne ihn unvollständig erschien, d. h. das Spannungsgefühl, das den zugrunde liegenden Affekt begleitet, fand seine Lösung nicht am Ende des ersten, sondern erst an dem des zweiten Satzes. Beispielsweise in der Satzfolge Εἰπέ: Τί κλαίεις καὶ ὀδύρεαι Ἀργείων Δαναῶν ἠδ' Ἰλίου οἶτον ἀκούων, ist der erste Satz so inhaltsarm, sagt ohne den zweiten so wenig, daß wir begreifen, wenn der Sprechende die Absicht, mit der er zu reden angefangen, erst am Ende des zweiten Satzes befriedigt sieht und daher die beiden Sätze zu einem: Εἰπὲ ὅ τι κλαίεις usw. verbindet. Man sieht zugleich, daß der sogenannte Nebensatz hier durchaus nichts Nebensächliches und weniger Wichtiges als der Hauptsatz enthält. Diese Entstehung von Satzgefügen wiederholte sich aber nicht beständig von neuem, sondern nachdem sich einmal Typen von zusammengesetzten Sätzen ausgebildet hatten, wurden sie mechanisch nachgeahmt und entwickelten sich ohne Rücksicht auf ihren Ursprung weiter. So gehen die lateinischen Relativsätze, wie WKroll (Glotta III [1912] 1 ff.) ausgeführt hat, größtenteils auf vorausgeschickte Hauptsätze mit Indefinita zurück, das Relativum ist also aus dem Indefinitum hervorgegangen. Z. B. '*quae pecunia recepta erit, ea pecunia emere liceto*' (CIL. I 603, 10) war eigentlich 'Etwas Geld wird angenommen werden: mit diesem Geld soll es gestattet sein zu kaufen'. '*Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas*' 'Es mögen irgendwie (= *ut*) die Kräfte fehlen! Der Wille ist doch zu loben.' Hier ist der erste Satz, dessen Inhalt weniger wesentlich war, dem zweiten, auf dem der Nachdruck lag, untergeordnet worden. Die sogen. Attractio inversa, die fälschlich Kasusassimilation des Substantivs an das zugehörige Relativum annimmt, erklärt sich aus dieser Entstehung des Relativpronomens: *ostium quod in angiportost horti, patefeci fores* (Plaut. Most. 1046) 'Es befindet sich ein Eingang zum Garten in der Nebengasse; ich habe die Türen geöffnet'. '*Naucratem quem convenire volui, in navi non erat*' (Plaut. Amph. 1009) 'Ich habe einen gewissen Naucrates treffen wollen: er war nicht auf dem Schiffe.' Dadurch nun, daß dem Sprechenden der zweite Satz der wichtigere war und ihm als dessen Subjekt *Naucrates* vorschwebte, gelangte er dazu, den Akk. des ersten Satzes, den er mit dem zweiten verschmolz, durch *Naucrates* zu ersetzen. So entstand des Typus des Relativsatzes Naucrates, quem convenire volui in navi non erat, in welchem *quem* als Einleitung eines Nebensatzes empfunden wurde.

In anderen Fällen handelt es sich um Nebensätze, die, indem sie den Redestrom unterbrechen, unwesentliche erläuternde Zusätze zum Hauptsatz machen. Hierher gehören einmal die eingeschobenen Sätze (Fall 3), und mit diesen auf einer Linie

stehen die angeflickten Sätze, wie Il. A 35: ἠρᾶθ' ὁ γεραιὸς Ἀπόλλωνι ἄνακτι, τὸν ἠΰκομος τέκε Λητώ. Dies sind die Nebensätze im eigentlichsten Sinne, die von vornherein nach der Wichtigkeit ihres Inhalts, gewöhnlich auch nach ihrer Betonung dem Hauptsatz, dem sie angegliedert wurden, untergeordnet waren, denen also eine schwächere Willensspannung als den Hauptsätzen zugrunde lag. Sie gehen mit diesen keine sehr innige Verschmelzung ein, sondern bleiben immer mehr oder weniger Einschiebsel und Anhängsel. Solche eingeschobenen Sätze sind, wenn sie von kurzer Fassung waren, vielfach auf die Stufe von Partikeln, Adverbien, Konjunktionen herabgedrückt worden. So gr. ὀίω (Il. Θ 536 ἐν πρώτοισιν, ὀίω, κείσεται), οἶμαι, δοκῶ, ὁρᾷς, ὁρᾶτε, οἶδα, εὖ ἴσθι, πῶς δοκεῖς, ἀμέλει 'sei unbesorgt' = 'gewiß', lat. *obsecro, quaeso, amabo, credo, puto, puta, verius dixerim* u. dgl., *videlicet, scilicet, forsitan, = fors sit an.* Ein uralter Fall dieser Art ist *vel*, das ursprünglich jedenfalls eine Form von *velle* war, welche (2. Sg. Imperat.?), ist strittig. Verwandt ist auch *nescio quis = aliquis.* Aus vorangeschickten kurzen Fragesätzen sind zuweilen Fragepartikeln, Adverbia und Konjunktionen entstanden. *quia* 'weil' (eig. Nom. Pl. Ntr. von *quis*) und *quippe* 'freilich, ja' bedeuten ursprünglich 'warum?' Also 'quia nihil timebant' 'weil sie nichts fürchteten' aus 'warum? Sie fürchteten nichts'. Ebenso erklärt sich franz. *car* = vulgärlat. *quare* 'denn'; vgl. Sueton. Tib. 59: Non es eques; quare? non sunt tibi milia centum. Ferner neugr. γιατί (*jatí* aus διὰ τί), das sowohl 'warum?' als auch 'denn, weil' bedeutet, und τίποτε 'nichts', eigentlich 'was denn?'. Die Fragepartikeln πότερον, *utrum* gehen auf die vorausgeschickte Frage 'Was von beiden?' zurück, weshalb auch im Lateinischen dem ersten Gliede bisweilen noch *ne* hinzugefügt ist; vgl. Cic. Tusc. IV 4, 9: utrum mavis statimne nos vela facere an paululum remigare?

III. SPRACHGESCHICHTLICHE GESICHTSPUNKTE UND PROBLEME

Eine Geschichte der griechischen und der lateinischen Sprache ist noch nicht geschrieben, und hier ist nicht der Ort, diese Lücke auszufüllen. Es soll im folgenden nur eine Übersicht über die wichtigsten Tatsachen und die daran sich knüpfenden Probleme gegeben werden, die nach keiner Richtung hin Vollständigkeit anstrebt.

1. Die indogermanische Urzeit

Die Geschichte der griechischen und lateinischen Sprache hebt nicht erst da an, wo die Literaturgeschichte beginnt, bei den ältesten Sprachdenkmälern. Denn nicht die Griechen und Römer haben ihre Sprache geschaffen, sondern sie ist ihnen aus prähistorischer Urzeit überkommen. Von dieser Vorgeschichte beider Sprachen können wir mangels einer historischen Überlieferung keine erzählende Darstellung geben, wir können nur die Tatsachen aufzeigen, aus denen Schlüsse auf die Urzeit zu ziehen sind. Das wichtigste Faktum ist hier die weitgehende sprachliche Übereinstimmung einer Reihe europäischer und asiatischer Völker, die wir unter dem Namen Indogermanen zusammenfassen, der Inder, Iranier, zu denen ihrer Sprache nach auch die Skythen gehören, weiter der Tocharer, von deren Sprache wir erst durch die neuen Handschriftenfunde in Turkestan Kenntnis erhalten haben, der Slawen, Litauer, Germanen, Kelten, Italiker, Illyrier, Thraker, Phryger, Armenier und Griechen. Diese Sprachverwandtschaft bedeutet, daß die Idiome der genannten Völker ursprünglich nur eine einzige Sprache, die indogermanische Ursprache, bildeten, aus deren dialektischer Differenzierung sie hervorgegangen sind.

Diese Annahme einer relativ einheitlichen Ursprache führt aber notwendig auch zur Hypothese eines indogermanischen Urvolkes als des Trägers der vorausgesetzten Ursprache; und die Ausbreitung des Urvolkes von unbekannten Sitzen aus über ganz Europa und Vorderasien bis Indien, seine Entwicklung zu den zahllosen Stämmen der Einzelvölker, wie sie uns im Beginn der historischen Zeit entgegentreten, bildet die älteste Epoche der indogermanischen Geschichte. Die früher herrschende Ansicht, die Indogermanen Europas seien sämtlich aus Asien, 'der Wiege des Menschengeschlechts', eingewandert — man dachte sich das etwa in der Art, wie später die Hunnen in Europa einbrachen —, ist heute fast allgemein aufgegeben, und zwar namentlich aus zwei Gründen. Die Annahme, daß die ganze indogermanische Bevölkerung Europas aus Asien stamme, ist die fernerliegende und müßte daher durch besondere Argumente erwiesen werden; alle bisher dafür beigebrachten sind unzureichend. Positiv wird für die Altansässigkeit der Indogermanen auf europäischem Boden geltend gemacht, daß die archäologischen Funde in Mitteleuropa, besonders in Deutschland, von der historischen Zeit zurück mindestens bis in den Anfang der jüngeren Steinzeit eine zusammenhängende Entwicklung aufweisen, die nirgends einen scharfen Riß zeigt, wie wir es bei Einwanderung eines fremden Volksstammes erwarten müßten.

Genauere Aufschlüsse über die allmähliche Ausbreitung der Indogermanen und ihre älteste materielle Kultur haben wir von historischen Kombinationen im allgemeinen sowie von der prähistorischen Archäologie zu erwarten. Hier besteht nun | freilich eine große Schwierigkeit: es ist nicht leicht, und zwar versucht worden, aber noch nicht mit Sicherheit gelungen, die ältesten Bodenfunde, namentlich die der Steinzeit, ethnologisch zu bestimmen, Indogermanisches hier von Nichtindogermanischem zu trennen. Denn das wichtigste ethnologische Merkmal, die Sprache, läßt sich an den Trägern dieser ältesten Kultur, denen die Schrift noch unbekannt ist, nicht feststellen. Man sollte aber nicht ausschließlich und nicht zuerst gleich die letzte Frage, die nach der 'Urheimat' der Indogermanen und der Kultur des Urvölkchens zu beantworten suchen, sondern auch die Fäden, die von der schon besser bekannten Urgeschichte der Einzelvölker rückwärts laufen, bis an den Anfang der indogermanischen Geschichte zurückverfolgen. Jene 'Urzeit', in der noch sämtliche Indogermanen, also auch die Vorfahren der Inder, Perser und Griechen, auf ein kleines Gebiet in Mitteleuropa — wie man z. B. behauptet hat, das nördliche Deutschland — beschränkt waren, ist ja von dem Beginn der historischen Zeit durch so große Zeiträume getrennt, daß sie für uns völlig in der Luft schwebt, wenn wir nicht auch die Zwischenperioden der Ausbreitung und Entwicklung kennen. Wir wissen noch nichts von den Zuständen der später griechischen Stämme zu der Zeit, als sie erst bis zum Norden der Balkanhalbinsel vorgerückt waren, oder der späteren Italiker, als sie noch nordöstlich der Alpen saßen. Nur die fortgesetzte Verarbeitung und die vollständige Beherrschung des ganzen archäologischen Materials sowie die weitere Durchforschung der noch wenig untersuchten Gebiete wie der nördlichen Balkanhalbinsel, Rußlands, Irans, wird vielleicht nach und nach eine teilweise Lösung dieser Aufgaben ermöglichen. Übertriebene Hoffnungen dürfen wir jedoch auch auf die Archäologie nicht setzen: sie wird die mangelnde historische Überlieferung sicher nie ganz ersetzen.

Auch die Entwicklung der indogermanischen Ursprache zu den Einzelsprachen der geschichtlichen Zeit können wir natürlich nicht vollkommen rekonstruieren. Einen gewissen Anhalt geben uns die partiellen Gleichungen, d. h. Übereinstimmungen, die sich nicht auf alle indogermanischen Idiome, sondern nur auf zwei oder

mehr Nachbarsprachen erstrecken. Sie weisen auf eine Zeit, in der die Indogermanen schon dialektisch differenziert waren, diese Dialekte aber noch nicht so scharf gegeneinander abgegrenzt waren, daß ein Austausch sprachlicher Erscheinungen zwischen ihnen ausgeschlossen war. Auf welche Weise aus den Dialekten der indogermanischen Ursprache die Einzelsprachen entstanden sind, muß für jede von diesen besonders untersucht werden. Im allgemeinen ist darauf hinzuweisen, daß uns am Anfang der historischen Zeit überhaupt noch nicht Einzelsprachen im eigentlichen Sinne, sondern Gruppen enger zusammengehöriger Dialekte entgegentreten.

Ausführlicher habe ich mich früher über diese Probleme ausgesprochen in der Einleitung in die Geschichte der griech. Sprache, Götting. 1896; zu genauerem Eingehen ist hier nicht Raum. Kulturgeschichtliches Material bei OSchrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, [3] Jena 1907 (vgl. dazu meine Anzeige Berl.phil.W. 1908, 1091 ff.) und Reallexikon der indogerm. Altertumskunde, [2]Straßbg. 1917 ff. Zusammenfassend EMeyer I 2, [2]Stuttg. 1909, 754 ff.

2. Die griechische Sprache

Die Geschichte der griechischen Sprache zerfällt in zwei Perioden, deren Grenze in die Zeit Alexanders des Großen fällt, die Periode des Sonderlebens der griechischen Dialekte und die Periode der Gemeinsprache. Die erste Epoche läßt sich natürlich gegen die indogermanische Urzeit nicht abgrenzen, wir können nur etwa als ihren Anfang die Festsetzung der Vorfahren der Hellenen auf dem Boden Griechenlands betrachten. Eine Darstellung der Urgeschichte der griechischen Sprache läßt sich wie die der vorhergehenden prähistorischen Epochen nur mosaikartig aus zahlreichen Bruchstücken zusammensetzen, und die Lücken unseres Wissens sind so groß, daß das Bild dabei kein vollständiges wird. Vielfach können wir nur die Probleme aufzeigen und formulieren, die hier zu lösen sind.

Kurze Darstellungen der griechischen Sprachgeschichte (fast ausschließlich der äußeren) haben OttoHoffmann, Geschichte der griech. Sprache I (bis zum Ausgang der klassischen Zeit) [2]Lpz. 1916 und AMeillet, Aperçu d'une histoire de la langue grecque, [2]Paris 1920 = Geschichte des Griechischen, übersetzt von HMeltzer, Heidelberg 1920, geliefert.

Die ältere ganz auf der Stammbaumtheorie basierende Anschauung, daß an den Anfang der griechischen Sprachgeschichte eine Periode des einheitlichen Urgriechisch zu stellen sei, das sich dann in den ionischen, aiolischen und dorischen Dialekt gespaltet habe, kann heute nicht mehr aufrechterhalten werden. Die Entwicklung der griechischen Dialekte ist vielmehr im großen und ganzen eher konvergierend als divergierend; in älterer Zeit treten uns weit mehr mundartliche Differenzen entgegen als in der jüngeren, wo ja die Dialekte schließlich in der Gemeinsprache münden. Wir kommen also für die Urzeit zunächst nicht auf eine urgriechische Spracheinheit, sondern vielmehr auf mehrere nebeneinander liegende Dialekte. Und die Geschichte der griechischen Stämme und der griechischen Religion führt uns zu ganz ähnlichen Ergebnissen. Auch da geht der Weg von der Zersplitterung zur Einheit. Die Hellenen treten uns im Anfang ihrer Geschichte als eine Vielheit von politisch gesonderten, in Sitte und Glauben sich unterscheidenden Stämmen entgegen, denen das volle Bewußtsein nationaler Einheitlichkeit und dementsprechend auch ein Gesamtname noch fehlt. Das ältere Epos kennt bekanntlich eine Landschaft Ἑλλάς und ein Volk der Ἕλληνες nur im südlichen Thessalien in der Nachbarschaft von Phthia, und die umständliche Ausdrucksweise im Schiffskatalog (B 530) Πανέλληνας καὶ Ἀχαιούς zeigt, daß zur Zeit seiner Entstehung der hellenische Name als Bezeichnung der ganzen Nation erst aufkam.

Die Ausdehnung des Namens der Hellenen beruht wohl darauf, daß der früh verschollene thessalische Stamm für besonders alt galt, sein Eponym Hellen daher in Thes-

salien gleich an den Stammvater der Menschen, Deukalion, Sohn des Prometheus, angeknüpft wurde, der nach seinem Namen zu urteilen nur ein anderer Prometheus war (Δευκαλίων zu δεύκει· φροντίζει Hesych aus unbekannter Quelle, hom. ἐνδυκέως). Der Name Ἕλληνες, dor. Ἕλλᾱνες zeigt dieselbe Bildungsweise wie zahlreiche andere meist nordgriechische Ethnika, Ἀθαμᾶνες, Αἰνιᾶνες (Herodot Αἰνιῆνες), Ἀγριᾶνες, Ἀτιντᾶνες, Ἀκαρνᾶνες, Ἀρκτᾶνες, Ἀζᾶνες (ion. Ἀζῆνες), Κεφαλλᾶνες (Κεφαλλῆνες), Εὐρυτᾶνες, Ἐγχελᾶνες (Herodian I 12f., vgl. auch Τιτᾶνες, Τιτῆνες), aber weicht von diesen sämtlich auf der Stammsilbe -ᾱν- betonten Formen (Herodian I 12ff.) auffällig im Akzent ab. Da es sich um ein aiolisches Volk handelt, könnte man an aiolische Barytonese denken. Aber daß die aiolische Betonung des Namens von allen Griechen übernommen worden wäre, ist schon wegen des oxytonierten Ἑλλάς nicht eben wahrscheinlich. Erwägt man, daß als nationaler Gesamtname Πανέλληνες älter als Ἕλληνες ist (Il. B 530, bei Hesiod und Archilochos nach Apollodor bei Strab. VIII 370; vgl. EdMeyer, Gesch. d. Alt. II 535), und daß manche Komposita mit παν- den Akzent zurückgezogen haben (παναλήθης, πανώκης, πάναλες, παμμεγέθης, παμπάλαιος παμμίαρος), so darf man annehmen, daß die Barytonierung zuerst im Kompositum eingetreten (vgl. Τιτάν : Αἰνοτίταν, αὐχήν ποιμήν : ἐριαύχην ἀρχιποίμην Herodian I 13. 16) und Ἕλληνες als Gesamtname eine Abkürzung von Πανέλληνες ist.

Mit der Stammbaumtheorie steht auch die übliche Einteilung der griechischen Dialekte in Aiolisch, Ionisch und Dorisch in Zusammenhang; denn sie beruht auf der zuerst im hesiodischen Katalog (fr. 7 Rz.) bezeugten Genealogie, die die Epomyme der Aioler, Dorier und Ionier zu Nachkommen des Hellen macht, also eine Spaltung der Hellenen in jene drei Stämme annimmt. Diese Theorie paßt vorzüg- | lich auf Kleinasien, wo im Norden die Aioler, im Süden die Dorier, in der Mitte die Ionier sitzen; den Stammes- und Dialektverhältnissen im Mutterlande wird sie dagegen weniger gerecht. Die arkadische, boiotische, thessalische Mundart läßt sich in keinem jener Hauptdialekte unterbringen, auch nicht das Kyprische und Pamphylische in Asien. Hat der hesiodische Stammbaum auch eine gewisse reale Grundlage, so ist doch eine richtigere Anschauung über die älteste Entwicklung der griechischen Dialekte erst von der Geschichte der Stämme aus, mit der sie in engstem Zusammenhange steht, gewonnen worden. Die Geschichtsforschung muß dabei, vom Bekannten ausgehend, den Weg, den die Ereignisse genommen, rückwärts schreiten.

Die Urgeschichte der griechischen Stämme stellt sich uns als eine Übereinanderschichtung verschiedener griechischer Völkerschaften dar. Die jüngste Schicht ist durch die sogenannte Dorische Wanderung gebildet worden, d. i. die Einwanderung der Dorier und der mit ihnen verwandten nordwestgriechischen Stämme in Thessalien, Mittelgriechenland (außer Attika) und den Peloponnes, sowie in Kreta und andere südliche Inseln des Ägäischen Meeres. Die Bevölkerung, auf die die Eroberer stießen, wird von den Neueren in Ermangelung eines antiken Gesamtnamens teils als achäisch, teils als aiolisch bezeichnet. Indem die Eroberer mit den Unterworfenen teilweise verschmolzen, vermischten sich ihre Dialekte, jedoch waren die Komponenten dieser Mischung in den einzelnen Landschaften verschieden stark. In Arkadien z. B. erhielt sich der achäische oder aiolische Dialekt rein, weil die Dorier in das arkadische Bergland nicht eindrangen. In anderen Landschaften des Peloponnes dagegen, in Achaia, Argolis, Lakonien überwog sogar das dorische Element in der Mischung, während in Thessalien wieder das aiolische stärker vertreten war. Aufgabe der Sprachwissenschaft ist es also, die Elemente dieser Mischungen zu sondern und den älteren, vordorischen Sprachzustand, den achäischen oder aiolischen Dialekt, wie er auf dem Festlande vor der 'dorischen Wanderung' bestand, zu rekonstruieren.

Die moderne Benennung dieser Bevölkerung als Achäer gründet sich darauf, daß das Epos bekanntlich alle vor Ilios kämpfenden Griechen so bezeichnete, d. h. die vordorische

Bevölkerung des Festlandes, mit Ausschluß also der Dorier, der Ionier und auch der Pelasger. Insoweit ist der moderne Gebrauch des Namens ganz passend. Im Altertum selbst aber wurde der Name Achäer in nachepischer Zeit bekanntlich anders verwendet, nämlich für die Bevölkerung der nordpeloponnesischen Landschaft Achaia und ihrer italischen Kolonien sowie der Ἀχαία Φθιῶτις in südlichen Thessalien. Da aber diese Verschiedenheit des Sprachgebrauchs und das Verhältnis der nachepischen zu den epischen Achäern nicht aufgeklärt ist, so hat die Verwendung des zweideutigen Namens etwas Mißliches und wird daher von manchen Gelehrten beanstandet. Der Vorschlag, ihn durch Aioler zu ersetzen, leidet an demselben Übelstand, da auch dieser Name zweideutig ist, nämlich sonst nur den kleinasiatisch-lesbischen Volksstamm bezeichnet, und von peloponnesischen Aiolern ist überhaupt erst in dem späteren Zeugnis Strabon VIII 333 die Rede. Ich habe die Bezeichnung Achäer beibehalten, weil sie schon so eingebürgert ist, daß sie kaum noch mißverstanden wird. Vielleicht wäre aber ein anderer unzweideutiger Name wie das auch schon epische Panachäer vorzuziehen. AThumb hat den Ausdruck Zentralgriechen vorgeschlagen, der aber nicht sehr passend ist, weder für eine vorhistorische Periode, wo Ionier und Achäer zusammen auf dem Festlande saßen, noch für die historische Zeit, wo die asiatischen Aioler so weit östlich wohnen wie die Ionier.

Neben diesen beiden Dialektgruppen steht selbständig eine dritte, die ionische mit Einschluß des Attischen. Ihr historisches Verhältnis zur 'achäischen' Gruppe ist strittig. Was wir zunächst feststellen, ist ein Nebeneiander beider Gruppen. Die ionischen Stämme sind in ihre historischen Sitze auf den Kykladen und in Kleinasien aus | dem Peloponnes und Mittelgriechenland eingewandert: auf diese Herkunft weisen ihre eigenen Traditionen, und sie ist nach der ganzen Sachlage von vornherein zu vermuten. Attika, nach Solon die πρεσβυτάτη γαῖα Ἰαονίας, ist immer in den Händen dieses Stammes geblieben und gilt daher als das Mutterland der Ionier schlechthin. Außerdem waren die Kynuria (Herodot VIII 73), wahrscheinlich auch der Nordosten des Peloponnes und nach einer zwar in moderner Zeit angezweifelten, aber schwerlich ganz unbegründeten Überlieferung das spätere Achaia Sitze der Ionier. Die übrigen Gebiete Mittelgriechenlands und des Peloponnes waren in den Händen der 'Achäer'. Wie das Verhältnis der Ionier zu den Achäern zu beurteilen ist, ob ihr Nebeneinander auf einem älteren Nacheinander beruht und die Ionier eine ältere Schicht als die Achäer darstellen, die älteste griechische überhaupt, wird unten zur Sprache kommen. — Neben diesen drei griechischen Volksstämmen haben wir nun noch einen vierten, vorgriechischen anzunehmen, eine autochthone Urbevölkerung des griechischen Festlandes und der Inseln, deren Sprache mit der der alten Bevölkerung Kleinasiens verwandt gewesen zu sein scheint.

Grammatische Darstellungen der griechischen Dialekte haben seit HLAhrens' grundlegendem Werk De graecae linguae dialectis (Götting. 1839–43) RMeister, Die griech. Dialekte auf Grundlage von Ahrens' Werk (Götting. 1882–89), OHoffmann, Die griech. Dialekte in ihrem histor. Zusammenhang (Götting. 1891–98), HWSmith, The Sounds and Inflections of the Greek Dialects (Oxford 1894) zu liefern begonnen; keine wurde vollendet. Die neueste Bearbeitung ist die FBechtels, Die griech. Dialekte. I. Bd. Der lesb., thess., böot., arkad. und kypr. Dialekt (Berlin 1921). Ferner bietet AThumb in seinem Handbuch der griech. Dialekte (Heidelb. 1909) eine vortreffliche Zusammenfassung der wichtigsten Tatsachen mit reichen bibliographischen Nachweisen, und fast gleichzeitig ist von CDBuck eine sehr viel kürzer gefaßte Introduction to the Study of the Greek Dialects (Boston etc. s. a. [1910]) erschienen, die eine vergleichende Grammatik der griech. Dialekte und ausgewählte Dialektproben umfaßt. Das inschriftliche Material ist in HCollitz-FBechtels Sammlung der griech. Dialektinschriften (Götting. 1884–1915) vereinigt. Eine Auswahl für Unterrichtszwecke hat früher PCauer, Delectus inscriptionum graecarum propter dialectum memorabilium, ²Lpz. 1883, dann FSolmsen, Inscriptiones graecae ad inlustrandas dialectos selecta, ³Lpz. 1910 geliefert. Eine brauchbare Übersicht über die Analyse der griechischen Dialekte gab CDBuck, The Interrelations of the Greek Dialects, Class. Phil. II (1907) 241 ff.

Urbevölkerung Griechenlands

Daß vor den Hellenen eine andere, den Stämmen Kleinasiens verwandte Bevölkerung auf dem griechischen Festland und den Inseln des Ägäischen Meeres gesessen hat, läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit aus der älteren Schicht griechischer Ortsnamen schließen, die mit den kleinasiatischen eine auffallende Ähnlichkeit zeigen. Die in Kleinasien so verbreiteten Bildungen mit c und cc wie Ἁλικαρνᾱccóc, Λυρνηccóc, Cαγαλαccóc, Πεδνηλιccóc, Μύλαcα, Βάγαcα sind auch auf griechischer Seite ungemein häufig: Μυκαληccóc, Τερμηccóc, Ὑμηττóc, Βριληττóc, Γαργηττóc, Παρνᾱcóc, Κηφιcóc, Ἰλιcóc, Παμιcóc usw., und den kleinasiatischen Bildungen mit -νδ- wie Ἄλινδα, Πίγινδα, Κάλυνδα entsprechen die griechischen mit -νθ- abgeleiteten Ortsnamen Τίρυνc, Κóρινθοc, Cάμινθοc, Ἀμάρυνθοc, Λέβινθοc, Πρεπέcινθοc u. a. Auch in den radikalen Elementen weisen die Ortsnamen zu beiden Seiten des Aegaeischen Meeres nicht wenige Übereinstimmungen auf, z. B. Μυκαληccóc in Boiotion und in Karien, hier neben Μυκάλη. Hierzu kommen die Zeugnisse Herodots (I 171) und Thukydides' (I 4. 8), die von einer ehemals karischen Bevölkerung der Kykladen berichten. Wirkliche Reste aber vorgriechischer Sprache liegen uns seit einiger Zeit auf drei Steinen von Praisos auf Kreta vor. Diese Inschriften, die man gewiß mit Recht auf die Eteokreter, die Urbevölkerung Kretas, zurückführt, zeigen eine | ungriechische Sprache, welche sich zwar vorläufig nicht mit Sicherheit beurteilen läßt; aber die nächstliegende Vermutung ist jedenfalls die, daß wir es hier mit der Sprache der vorgriechischen Urbevölkerung zu tun haben. Bemerkenswert ist die Aspiration in Φραιcοι und Φραιcονα, worin offenbar der Stadtname Πραιcóc steckt, und der Lautkomplex Ταρκομν.., der an den Namentypus kar. Ταρκονδαρα, kilik. Ταρκóνδημοc usw. erinnert. Sollten sich einmal die zahlreichen in unbekannten Schriftsystemen aufgezeichneten altkretischen Inschriften des 2. Jahrtausends v. Chr., die bei den neueren Ausgrabungen namentlich in Knosos zutage gekommen sind, entziffern und deuten lassen, so werden wir über die Sprache der Eteokreter genauere Auskunft erhalten. — Weiter sind an der östlichen Peripherie der griechischen Welt, auf der Insel Kypros, Inschriften in einer ungriechischen Sprache in kyprischer Silbenschrift geschrieben, zutage gekommen, die der vorgriechischen und vorsemitischen Urbevölkerung entstammen müssen. Die Sprache läßt sich noch nicht mit Sicherheit einem bestimmten Sprachstamm einordnen.

Zur Frage der Urbevölkerung und der kleinasiatischen Ortsnamen vgl. PKretschmer, Einleit. in die Geschichte d. griech. Sprache, 293ff. 401ff. und AFick, Vorgriech. Ortsnamen, Göttingen 1905. — Die erste Inschrift von Praisos in archaischem Alphabet (sogen. Barxe-Fragment) ist Mus. Ital. II (1888) 673 veröffentlicht, die beiden anderen in ionischer Schrift (Nomos- und Neikar-Fragment, IV. Jahrh. v. Chr.) von RSConway, Annual of the Brit. School at Athens VIII (1901—2) 125. X (1903—4) 115. Conway hält die Sprache mit unzureichenden Gründen für indogermanisch. Auffällig ist der Reichtum an r (Neikar-Fr., Z. 7 ιρερμη, 8 ξιρερφινc, 10 ριcραικαριφ): die dritte Inschrift weist bei ca. 125 Buchstaben 16 ρ auf, während z. B. im Anfang des Gortynischen Gesetzes auf ebensoviel Buchstaben nur 4 ρ kommen. Dies erinnert an den heutigen Dialekt des südkretischen Sphakia, wo λ vor dunklen Vokalen zu zerebralem r geworden und dadurch die Zahl der r sehr vermehrt ist; auf der zweiten Inschrift von Praisos kommt jedoch λ vor, und ein Zusammenhang der Erscheinungen ist wegen des zeitlichen und örtlichen Abstandes natürlich nicht wahrscheinlich. Wenn αρκ⟨ρκ⟩οκλεc auf der ältesten Inschrift mit Dittographie von ρκ für Ἀρχοκλῆc steht, so handelt es sich hier natürlich um Entlehnung aus dem Griechischen, ebenso bei νομοc auf dem zweiten Stein, wenn es = gr. νóμοc ist. — Die nichtgriechischen Inschriften Kretas hat ArthurEvans, Scripta Minoa I (Oxford 1909) herauszugeben begonnen. — Die urkyprischen Inschriften sind veröffentlicht von RMeister, S. Ber. Berl. Ak. 1911, 166ff; und Vendryes Mem. Soc. Lingu. XVIII (1913) 271ff., eine Art Bilinguis aus Amathus,

deren griechischer Text aber dem urkyprischen nicht genau entspricht, von ESittig, Ἀρχ. Ἐφημ. 1914 S. 1f. Vgl. PKretschmer Glotta V (1914) 216. VIII (1917) 252.

Für die ganze Urgeschichte Griechenlands und der Hellenen ist die Frage, welchem Volks- oder Sprachstamm die Urbevölkerung angehörte, von grundlegender Bedeutung. Dazu muß man aber erst über die Sprachverhältnisse der Völker Kleinasiens ins Klare kommen. Unser Material hierfür hat sich in letzter Zeit durch die Funde lydischer Inschriften und die Ausgrabungen von Boghazköi überraschend vermehrt: wir haben hier ganz neue Aufschlüsse erhalten und stehen vor weiteren neuen Erkenntnissen. In Boghazköi, dem alten Chattušaš, dem herodotischen Pteria, der Hauptstadt des etwa von 2000—1200 v. Chr. blühenden Hethiterreiches, entdeckte HugoWinckler die umfangreiche Bibliothek eines der letzten Hethiterkönige, die Urkunden aus der ganzen vielhundertjährigen Geschichte des Reiches enthält. Diese in Keilschrift geschriebenen Inschriften sind in den verschiedenen Sprachen des Hethiterreiches abgefaßt, der weitaus größte Teil in der kanisischen Sprache (genannt von einer Stadt Kaniš), die offenbar der herrschenden Volksklasse des Reiches angehörte.

Die anderen Sprachen liegen nur in verhältnismäßig wenigen Texten vor; es sind dies das Luvische, Charrische, Balāische und Protochattische, wie die Sprache genannt wird, die für die eigentlich hethitische Sprache, die der Urbevölkerung des Hethiterreiches in Kappadokien, gehalten wird. Die Stellung dieser Sprachen ist noch nicht völlig aufgeklärt. Das am besten bekannte Kanisische, das anfangs für das eigentliche Hethitische gehalten wurde, erklärt sein erster Entzifferer FHrozný für indogermanisch, und es zeigt in der Tat nach seinen Textdeutungen eine weitgehende Übereinstimmung seiner Flexionsendungen mit dem Indogermanischen. Aber der Wortschatz weicht stark ab, und auch sonst erscheint die Sprache für eine so alte Zeit, das II. Jahrtausend v. Chr. — es wäre die älteste idg. Sprache — so wenig altertümlich, daß die Einwirkung noch einer anderen Sprache, eine Vermischung mit der einer unterworfenen Urbevölkerung anzunehmen wäre. Anders will EForrer diesen Sachverhalt erklären: er sieht das Kanisische als eine Schwestersprache des Urindogermanischen an, das sich von diesem um 3000 v. Chr. getrennt habe; in der 2. Hälfte des 3. Jahrtausends wären die Kanisier wie später die Phryger über das Marmarameer in Kleinasien eingewandert. Noch entfernter mit dem Indogermanischen verwandt ist nach Forrer das Luvische, die Sprache der über Kleinasien und Griechenland verbreiteten Bevölkerung, der die Ortsnamen auf *-anda* und *-assos*, die Götter *Šandaš* und *Tarchundaš* und die damit gebildeten Personennamen angehören, auch sie erst eingewandert, aber schon vor dem IV. Jahrtausend v. Chr. Dagegen sei das durch mannigfaltige Präfixe ausgezeichnete Protochattische die Sprache der Urbevölkerung Kleinasiens, und vielleicht auch das Balāische mit den kaukasischen Sprachen, namentlich den nordöstlichen, verwandt. Sind diese Ansichten zutreffend, so wäre das Luvische die gesuchte Sprache der vorgriechischen Urbevölkerung, und das durch Inschriften belegte Lykische, Karische, Lydische, das Eteokretische und wohl auch das Urkyprische hätten wir uns als Dialekte oder Einzelsprachen dieses luvischen Stammes zu denken. Vorläufig können wir aber über diese Vermutungen noch nicht sicher und selbständig urteilen, da das ihnen zu Grunde liegende Material noch nicht genügend bekannt ist. Von den kanisischen Inschriften ist nur ein kleiner Teil veröffentlicht, von den übrigen nicht sehr viel erhalten.

Eine Hauptfrage bleibt, wie weit eine vorindogermanische Unterschicht nicht nur in Vorderasien, sondern auch in Europa, namentlich in Südeuropa anzunehmen ist. Die große Ähnlichkeit im Bau des Baskischen mit dem der kaukasischen Sprachen spricht für die Annahme, daß dieser Sprachstamm ursprünglich viel weiter verbreitet war als heutigen Tages. Ein Schlaglicht auf diese Verhältnisse wirft die bemerkenswerte Übereinstimmung zwischen lyk. *lada* 'Frau, Gattin', chald. *lutu*, kaukas. awar. *thladi* 'Ehefrau', russ. *lada* 'Gattin, Geliebte', *lado* 'Gatte', *ladŭ* 'Übereinstimmung, Eintracht, Verlobung', serbo-kroat. *lȁda* 'Gattin', alttschech. *lada* 'Jungfrau, Mädchen', *lad* 'Übereinstimmung'. Früher wollte man aus den slawischen Wörtern indogermanischen Charakter des Lykischen folgern. Aber das Wort hat im Indo-

germanischen sonst keinen Anhalt, ist dagegen noch in anderen vorderasiatischen Sprachen vertreten, andererseits aber auch im Slawischen so weit in eigenartigen Bedeutungen verbreitet, daß es kein Lehnwort aus den neueren kaukasischen Sprachen sein kann. Wir haben also mit der Möglichkeit einer unindogermanischen, über Vorderasien und einen Teil Europas verbreiteten Bevölkerung zu rechnen. Eine weitere Klärung aller dieser Fragen ist erst von der Zukunft zu erwarten.

Seinen ersten Bericht über 'Die Lösung des hethitischen Problems' gab FHrozný in den Mitt. d. deutschen Orient-Gesellsch. No. 56 (Dez. 1915), eine Grammatik der pseudohethitischen oder kanisischen Sprache in dem Buche Die Sprache der Hethiter, ihr Bau und ihre Zugehörigkeit zum Idg. Sprachstamm (Lpz. 1917), eine erste Ausgabe von Inschriften in den Hethitischen Keilschrifttexten von Boghazköi. 1. Lief. (Lpz. 1919). Über die verschiedenen Sprachen des Hethiterreichs belehrte zuerst EForrer, Die acht Sprachen der Boghazköi-Inschriften, S.-Ber. Berl. Ak. 1919, S. 1029ff. (im wesentlichen übereinstimmend damit FHrozný, Über die Völker und Sprachen des alten Chatti-Landes [Lpz. 1920]), dann in den Mitt. d. Deutschen Orient-Ges. Nr. 61 (Dez. 1921) S. 20ff. und zuletzt in der ZDMG. N. F. I (1922) 174–269 (Die Inschriften und Sprachen des Hatti-Reiches). Über den Stand des hethitischen Problems unterrichten weiter JohFriedrich, ZDMG. N. F. 1 (1922) 153ff. und GHerbig, GGA. 1921 S. 193ff. und Idg. Jahrbuch VIII (1922) 1ff. Über die kaukasische Theorie s. HeinrWinkler, Das Baskische und der vorderasiatisch-mittelländische Völker- und Kulturkreis, Bresl. 1909. ThKluge, Stud. z. vergleich. Sprachwiss. der kaukas. Sprachen, Mitt. d. Vorderasiat. Gesellsch., Lpz. 1907, 5. Heft; 1910, 1. Heft.

Von den westkleinasiatischen Sprachen waren das Lykische und Karische schon lange durch Inschriften in beschränktem Umfange bekannt. Dazu sind in neuerer Zeit Denkmäler des Lydischen getreten. Das Vergleichsmaterial, das sich aus der noch ganz unvollständigen Deutung dieser Inschriften ergibt, ist nicht umfangreich genug, um die Stellung dieser Sprachen mit völliger Sicherheit bestimmen zu können. Aber es läßt sich zunächst sagen, daß Anzeichen für eine Verwandtschaft dieser drei Sprachen untereinander vorhanden sind, wie wir es auch erwarten; Lyder und Karer waren ja nach Herodot I 171 Brüder, die Lykier allerdings aus Kreta eingewandert (I 173). Verschiedene Anklänge ans Indogermanische fehlen nicht, aber im ganzen machen die Sprachen, verglichen besonders mit dem benachbarten Phrygischen, keinen indogermanischen Eindruck. Die Zukunft muß lehren, ob Forrers Auffassung des Luvischen als eines entfernteren Seitenverwandten des Urindogermanischen oder ob die Sprachmischungstheorie zutrifft. — Das Lydische zeigt außerdem einige Berührungen mit dem Etruskischen, z. B. in den Genetivendungen *-l* und *-s*, *-ś*, der enklitischen Partikel *-k* = etr. *-c* 'und' und der Vokalsynkope. Sie stimmen zu der herodotischen Theorie von der Abstammung der Etrusker (Tyrrhener) aus Lydien, die schon durch den Fund der alten lemnischen Inschrift von Kaminia neues Leben erhalten hat. Hier ist die Übereinstimmung mit dem Etruskischen noch viel deutlicher. Der Schluß der Inschrift B, der etwas verändert in A wiederkehrt: *aviz sialχviz maraz-m aviz aomai*, zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit den Altersformeln der etruskischen Grabschriften: *aviz* = etr. *avils* 'Jahre', *sialχviz* = *cialχuś cealχuz* 'fünfzig' oder eine andere Dezimalzahl, *maraz-m* = etr. *maru* umbr.-lat. *maro* Beamtentitel, enklit. Partikel *-m*. Durch diese Tatsachen werden die Nachrichten der Alten von Tyrrhenern auf Lemnos (Thuk. IV 109) und anderen Inseln des Ägäischen Meeres bestätigt.

Inschriften in lydischer Schrift und Sprache wurden zuerst von JKeil und AvPremerstein in den Denkschr. d. Wien. Ak. LIII (1908), 2 veröffentlicht. Eine größere Anzahl, darunter zwei Bilinguen, lieferten die amerikanischen Ausgrabungen in Sardis, her. von ELittmann, Sardis, Vol. VI, Part. 1 (Leiden 1916). Dazu OADanielsson, Zu den lyd. Inschriften, Schrift. Wiss. Ges. in Uppsala 20,2 (1917). — Die Inschrift der lemnischen Grabstele zuerst von GCousin, FDurrbach, BCH X (1886) 1ff. herausgegeben, nachverglichen von ENachmanson Ath. Mitt. XXXIII (1908) 47ff. Vgl. dazu CPauli, Eine vorgriech. Inschr. v. Lemnos 1 Lpz.

1886. II 1894. ATorp. Die vorgr. Inschr. v. Lemnos, Christiania 1903. FSkutsch in RE. VI 782.

Zu diesen Ergebnissen gesellt sich nun die weitere, für die Frage nach der Stellung der vorgriechischen Urbevölkerung wesentliche Beobachtung, daß der griechische Wortschatz mit dem Etruskischen Elemente gemein hat, die nur aus der Sprache der Urbevölkerung herstammen können. Sie beweisen demnach, daß diese mit den Etruskern verwandt war. Stephanos von Byzanz (unter Ὑττηνία) überliefert, daß die attische Tetrapolis früher Ὑττηνία hieß: dazu stimmt schlagend etr. *huϑ*, für das schon längst die Bedeutung 'vier' erschlossen worden ist. Hom. (aiol.) ὀπυίω att. ὀπύω 'nehme zur Frau' zu etr. *puia* 'Frau'; μνᾶcθαι 'um ein Weib freien' von *μνᾱ aus *βνᾱ = boi. βανά, att. γυνή 'Weib' sieht wie eine idg.-griech. Übersetzung des ersten Verbums aus. Πρύτανις = *purϑne, eprϑni* (mit *t* die Ableitung *purtsvana*) ein Beamtentitel; phok. βρύτανις erinnert an das Schwanken zwischen Tenuis und Media in der lateinischen Wiedergabe etruskischer Namen. Das religionsgeschichtlich wichtige ἰαρός, ἱερός 'heilig' aus **isarós* zu etr. *aiseras, eiseraś, aesar* 'Gott' (Suet. Aug. 97), woraus auch volsk. *esaristrom* 'sacrificium, umbr. *esona* 'sacra' = etr. *aisuna*, stammt. In andern weniger sicheren Fällen muß das etruskische Wort erschlossen werden; z. B. ὕρχη 'Topf' mit seinem auffälligen χ gegenüber lat. *urceus, urna* aus **urcnā* erklärt sich bei etruskischem Ursprung. Auch die ungriechischen Ortsnamen von Hellas zeigen Anklänge an etruskische Eigennamen, die nicht alle zufällig sein dürften. Von diesen Tatsachen aus fällt neues Licht auf die Nachrichten der Alten über Tyrrhener und Pelasger, z. B. Thuk. IV 109, der die Bevölkerung der Athos-Halbinsel als zum größten Teil pelasgisch bezeichnet, bestehend aus den Tyrsenern, die einst Lemnos und Athen bewohnten.

Vgl. PKretschmer, Pelasger und Etrusker, Glotta XI (1921) 276ff. Den wichtigen Fund Ὑττηνία etr. *huϑ* hat MOštir, Beitr. z. alarod. Sprachwiss. (Wien 1921) 34 gemacht. Andere griech. Wortgleichungen ὀπυίω: *puia*, νηδύς: *netsvis* usw. MHammarström Glotta XI (1921), 211ff. Über Berührungen griechischer Eigennamen mit etruskischen AKannengiesser, Ist das Etruskische eine hethitische Sprache? 1. Über d. νθ-Suffix im Etr. u. im Griech. Beil. d. Gymn. z. Gelsenkirchen 1908. Ägäische Namen bei den Etruskern, Klio XI (1910) 26ff. GHerbig, Kleinasiatisch-etr. Namengleichungen, Sitz. Bayr. Ak. 1914, 2. Abh. S. auch HEhrlich, Verh. d. 52. Phil.-Vers. in Marburg 1913, S. 150.

Wir haben also eine mit den Etruskern verwandte tyrrhenische oder pelasgische Urbevölkerung in Griechenland anzunehmen, und es fragt sich nur, ob sie im wesentlichen einheitlich war oder ob sprachliche und völkische Unterschiede bestanden. Auf diesen Gedanken kommt man, wenn man die Inschriften von Praisos mit der lemnischen Grabstele vergleicht. Ein Merkmal, das der Sprache der vorgriechischen Urbevölkerung mit dem Etruskischen gemeinsam ist im Gegensatz zu Kleinasien, die Aspiration der Tenues, scheint durchzugehen. Die Ortsnamen mit νθ, dem in Kleinasien νδ entspricht (beides aus *nt*), finden sich im äußersten Süden (kret. Cύρινθος, λαβύρινθος) wie im Norden (Ὄλυνθος). Das νθ greift auch auf den Norden Kleinasiens über: Cμίνθη, Ἀπόλλων Cμίνθιος in der Troas, das an etr. *sminϑe, isminϑians, Smintius* anklingt, Βερεκύνθιον in Phrygien neben Βερεκύνται, Βερεκυντία und Βερεκύνδαι, Βρεκύνδαι (Hesych), wo alle Lautstufen neben einander vorkommen. Rhodos gehört mit Κάμυνδος, Βρυγινδάριος (vielleicht auch Λίνδος) schon zum νδ-Gebiet. Im Etr. ist *nϑ* neben *nt* sehr häufig: vgl. *leinϑ* Todesgottheit zu *leine* 'starb', *larnϑ* neben *lar*. Gerade auf einer Inschrift von Praisos findet sich auch, wie schon erwähnt, dieses wichtige Merkmal im Namen der Stadt selbst: φραιcοι, φραιcονα; ferner in kret. κυφάριcοc (Lato GDI. 5084) = κυπάριccοc.

Ist den Hellenen eine autochthone Urbevölkerung vorausgegangen, so bildete ihr Zusammentreffen mit diesem Urvolk auf griechischem Boden den ersten Akt

ihrer Geschichte. Ein gewisses Licht auf diese Vorgänge wirft zunächst die Tatsache, daß auch Städtenamen der historischen Zeit, nicht bloß Gebirgs- und Flußnamen jenen vorgriechischen Sprachcharakter zeigen, beispielsweise Κόρινθος, Τίρυνς, Ἄρνη, Κνωσός, Καρνησσόπολις (später Lyktos). Hier sind also die Hellenen auf Ansiedlungen der Urbevölkerung gestoßen und haben sie sich angeeignet. Greifbarer sind uns aber diese Vorgänge vor allem durch die archäologischen Funde geworden. |

Sie haben uns eine eigenartige hochentwickelte Kultur des vorgeschichtlichen Hellas kennen gelehrt, eine auf der Insel Kreta vom Anfang des II. Jahrtausends bis etwa ins 14. Jahrhundert v. Chr. blühende und eine etwas jüngere festländische Kultur, die nach einem Hauptfundort die mykenische genannt wird und vom 17. bis ins 13. Jahrhundert oder später dauerte. Daß die Schöpfer der kretischen oder sogen. ägäischen Kultur, die sich hoch über die älteste indogermanische erhebt, in einer vorgriechischen Bevölkerung zu suchen sind, wird allgemein anerkannt. Es bleibt die Frage, wer die Träger der mykenischen Kultur waren, in welchem Zeitpunkt die indogermanischen Hellenen sich über dieses Kulturgebiet verbreitet haben, ein Eindringen, das sich vermutlich über einen längeren Zeitraum erstreckte und mit der Verdrängung der Urbevölkerung, größtenteils aber wohl mit ihrem Aufgehen in den Einwanderern endete. In der Sprache siegten im wesentlichen die hellenischen Einwanderer. Ein Terminus post quem für ihr Einrücken ergibt sich aus der Erwägung, daß Städte mit vorgriechischen Namen wie Tiryns, Korinth, Theben, wahrscheinlich auch Mykene, Athen u. a. doch wohl von der vorgriechischen Bevölkerung gegründet und zuerst bewohnt wurden. Man hat (vgl. RDussaud, Les civilisations préhelléniques S. 283) in der bärtigen goldenen Maske aus dem 5. mykenischen Schachtgrabe, das der frühmykenischen Zeit angehört, einen der ersten achäischen Eroberer erkennen wollen, weil die ägäischen Künstler die Männer sonst bartlos darstellen. Diese Folgerung ist indessen nicht unanfechtbar: man kann doch z. B. an Änderungen der Sitten, an örtliche Ausnahmen oder dgl. denken, und so läßt sich wohl nur so viel sagen, daß die Griechen innerhalb der mykenischen Zeit, aber nicht von deren ersten Anfängen an, sich über Hellas verbreitet haben und allmählich in diese Kultur hineingewachsen sind. Ein Vorgang wie die Gründung der attischen Tetrapolis, also der Zusammenschluß der Orte Marathon, Oinoe, Trikorynthos und Probalinthos war, wie man aus dem Bestehen einer vorgr. Bezeichnung Ὑττηνία = τετράπολις schließen muß, noch eine Tat der vorgriechischen Bevölkerung.

Orientierende Zusammenfassung der Ergebnisse der kretischen Ausgrabungen bei EMeyer I [2], 688 ff. RDussaud, Les civilisations préhelléniques dans le bassin de la Mer Égée, Paris 1910. DiedrichFimmen, Die kretisch-mykenische Kultur, Lpz. 1921. WDörpfeld, AthMitt. XXX (1905) 257 ff. schrieb die älteren Paläste von Knosos, Phaistos und Aja Triada den 'Karern', die jüngeren den 'Achäern' zu und erkannte in der Zerstörung der älteren Paläste das Merkmal des Bevölkerungswechsels. Gegen DMackenzie, Annual of the Brit. School XI (1904/05) 181 ff. XII (1905/06) 216 ff., der in der architektonischen Entwicklung der altkretischen Kultur keinen Riß anerkennt und letztere in ihrem ganzen Verlauf auf die 'mediterrane' Rasse zurückführt, verteidigt WDörpfeld seine Ansichten AthMitt. XXXII (1907) 576 ff. Über die Bevölkerung der mykenischen Periode EKornemann, Zu den Siedlungsverhältnissen der myken. Epoche, Klio VI (1906) 171 ff. KurtMüller ArchJahrb. XXX (1913) 316. MNilsson Danske Videnskab. Selskab. Hist.-fil. Meddelser IV 7 (1921) 3 [1].

Wie die Griechen aus einer Verschmelzung der einheimischen Urbevölkerung mit den eingewanderten Indogermanen hervorgegangen sind, so ist ihre älteste Kultur aus der kretisch-mykenischen erwachsen. Daß hierbei auch eine sprachliche Beeinflussung des Griechischen durch jene Bevölkerung eintrat, ist von vornherein

zu erwarten, aber natürlich bei unserer geringen Kenntnis der vorgriechischen Sprache im einzelnen schwer nachzuweisen, am leichtesten noch bei den entlehnten Kulturwörtern. Die auffällige Erscheinung, daß so viele griechische Wörter keine Parallelen in den übrigen idg. Sprachen haben, findet offenbar in diesem vorgriechischen Ursprung ihre Erklärung. Um ihn wahrscheinlich zu machen, müssen in jedem Fall noch besondere Gründe hinzukommen, z. B. die Bildungsweise. Wie die Ortsnamen werden auch die Appellativa auf -ιvθoc, -υνθoc, -ονθoc größtenteils vorgriechisch sein. Man wird es gern glauben, daß die einwandernden Hellenen die Badewanne, hom. ἀcάμινθoc, nicht aus dem Norden mitbrachten, sondern der höheren Kultur des Südens entlehnten, stellt doch eine vorgriechische Terrakotte aus einem kyprischen Grab (Dussaud, Les civil. préhell. S. 260) das Bad eines Mannes, den eine Dienerin in einer Wanne wäscht, genau so dar, wie es das Epos schildert (γ 486. θ 449 ff. δ 48 f. u. ö.)

Mit den Ortsnamen auf -ccoc berührt sich der Name der nur im Süden gedeihenden Zypresse, κυπάριccoc: wenn man die lykischen Ethnika auf *-azi* wie *Sppartazi* vergleichen darf, so könnte der Name 'den kyprischen Baum, die Kyprierin' bedeuten; die Zypresse ist auf dieser Insel sehr häufig. Der Name der kretischen Heilpflanze δίκταμνος war von dem Gebirgsnamen Δίκτᾱ abgeleitet (Isid. Orig. XVII 9, 29. Serv. Aen. III 171), bedeutete also soviel als Δικταῖoc. Das Suffix *-mno-* ist in dieser Funktion dem Indogermanischen fremd, kehrt aber in vielen vorgriechischen Eigennamen wie kret. Cέδαμνος, Ῥίθυμνος, Μάθυμνα, Λάρυμνα, Κάλυμνα, auf der 3. Inschrift von Praisos *Tarkomn* ... wieder und begegnet auch in Ethnika der kanisischen Inschriften, die Hrozný, Völker und Sprachen des alten Chatti-Landes 47 verzeichnet: *Luiumnaš* 'der Luier', *Chatušumnieš* 'die Einwohner von Chattušaš', *palaumnili* 'auf pāläisch'.

Auch lautliche Merkmale, wie unregelmäßige Aspiration (κυφάριccoc) kommen in Betracht. Verschiedene griechisch-lateinische Gleichungen von Kulturwörtern zeigen solche lautlichen Unregelmäßigkeiten, z. B. ὕρχη 'Topf' = lat. *urceus* 'Krug' mit χ = lat. *c*. Gr. θώραξ, wenn = lat. *lōrīca* (Endung wie in μύρμᾱξ: *formīca*), zeigt einen sonst unerhörten Wechsel von stimmloser Dentalis mit *l* (*d* : *l* ist häufiger), der aber in Vorderasien Parallelen hat: derselbe hethitische König wird in chattischen Inschriften *Tabarnaš*, in kanisischen meist *Labarnaš* genannt (Hrozny, Hethit. Könige, Boghazköi-Stud. V S. 49). Auch cῦκον boi. τῦκον: armen. *thuz*: lat. *fīcus* hat man aus lautlichen Gründen auf eine 'mittelländische' Quelle zurückgeführt. — Der vorgriechische Einfluß konnte sich auch in Begriffsentlehnung äußern. Das idg. Wort für 'Bruder' φράτηρ = *frater* wurde durch ἀδελφεός, ἀδελφός 'der aus demselben Mutterleib (δελφύς) Entsprossene, Bruder mütterlicherseits' ersetzt: hier kommt eine den Indogermanen fremde Anschauung zum Vorschein, die das größere Gewicht auf die Abstammung von der Mutter statt vom Vater legt.

Vgl. PKretschmer, Einl. in d. Gesch. d. griech. Sprache 401 ff. AMeillet, Mém. Soc. Lingu. XV (1906) 161 ff. Gesch. des Griechischen 63 ff. — ACuny, Rev. ét. anciennes XII (1910) 154–164, KMeister, Die homer. Kunstsprache, 228 f. und vollends JHuber, De lingua antiquissimorum Graeciae incolarum (Comment. Aenipontanae IX. Wien 1921) bringen vieles Unsichere. Wie so häufig, besteht auch hier die Neigung, einen richtigen neuen Gedanken zu überspannen. Man darf doch nicht übersehen, wie gewagt es schon an sich ist, Wörter aus einer Sprache herzuleiten, in der man sie selbst nicht nachweisen kann, weil man von dieser Sprache viel zu wenig weiß. Huber zieht gar echtgriechische Wörter wie ἄναυρος, ἀμέθυςτος, θάργηλος (s. PKretschmer, Glotta X [1909] 108 ff.) hierher. Darum kann aber doch im allgemeinen behauptet werden, daß unberechenbar Vieles in Sprache und Kultur der Griechen von der Urbevölkerung herstammt. Daß Name und Kult einer so wichtigen Göttin wie der Athena dieses Ursprungs ist, geht aus ihrem Namen hervor, über dessen Bedeu-

tung ich Glotta XI (1921) 282f. eine Vermutung ausgesprochen habe, vgl. ferner Nilsson, Danske Videnskab. Selsk. hist. fil. Meddel. IV 7 (1921), EKalinka, NJahrb. XLV (1920) 412 und UvWilamowitz, Athena, S.-Ber. Berl. Ak. 1921, 950ff. Aber dasselbe gilt z. B. nicht von den Namen des Ares (darüber PKretschmer, Glotta XI [1921] 195ff.) und Apollon. — Über die griechische Benennung des Bruders s. Glotta II (1910) 201ff.

Die ionische Dialektgruppe

Als älteste griechische Bevölkerung treten uns, wie wir sahen, im Peloponnes und in Mittelgriechenland Ionier und Achäer entgegen. Die Dialekte dieser beiden Volksstämme stehen nebeneinander wie andererseits 'Achäisch' und Westgriechisch. Zwar haben Ionisch und Achäisch Merkmale gemein, die dem Westgriechischen fehlen: die Assibilation von -τι zu -cι auch im Wortauslaut (ion.-achä. δίδωcι, φέρονcι φέρουcι = westgriech. δίδωτι, φέροντι), den Ersatz von τοί, ταί durch οἱ, αἱ — dafür gibt es aber auch zwischen Achäisch und Westgriechisch Übereinstimmungen, an denen das Ionische nicht teilnimmt: aiol. westgr. αἰ = ion. εἰ, achä. κε, westgr. κα = ion. ἄν, die Apokope der Präpositionen, ξ im Aorist, wo das Ionische c hat (ark. παρετάξωνcι, hom. ἐνάριξα u. a.). — Hätten nun von jeher Ionier und Achäer nebeneinander im südlichen Hellas gesessen, so müßten wir erwarten, daß auch die Kykladen und die lydisch-karische Küste von beiden Volksstämmen gemeinsam besiedelt worden wären. In Wirklichkeit sind sie aber nur von den Ioniern eingenommen, und einen achäischen Dialekt finden wir im Osten erst auf dem fernen Cypern, außerdem Reste derselben Mundart auf Kreta und sehr spärliche auf einigen südlichen kleinen Inseln. Da uns aber die ehemalige Existenz der Ionier für ganz verschiedene Teile des Festlandes mehr oder weniger sicher bezeugt wird, von Attika abgesehen für Boiotien, Achaia, die Kynuria, den Nordosten und den Westen (Pylos) des Peloponnes, so muß die Frage aufgeworfen werden, ob nicht die Ionier, oder richtiger die Bevölkerung, aus der die Ionier der Kykladen und Kleinasiens hervorgegangen | sind, einmal den ganzen Süden des Festlandes innehatten, hier die älteste griechische Schicht und überhaupt die ersten griechischen Einwanderer darstellen und die Achäer ihnen von Norden her gefolgt sind und sie außer in Attika überall entweder verdrängt haben oder mit ihnen verschmolzen sind. Sollte diese Annahme zutreffen, so haben wir, wenigstens in manchen Gegenden, eine vierfache Schichtung anzunehmen: 1. Nichtindogermanische Urbevölkerung. 2. Ionier. 3. Achäer. 4. Westgriechen. Keinesfalls ist eine so vielfache Überschichtung an sich unwahrscheinlich, sie hat nicht wenige geschichtliche Parallelen.

Überliefert ist die Schichtung Ionier—Achäer direkt für Achaia, und eine dritte darüberliegende westgriechische Schicht ergibt sich aus den Inschriften dieser Landschaft. Für Boiotien sind Ionier durch die Überlieferung, Achäer und Westgriechen durch den Dialekt bezeugt. Für die Annahme einer ältesten urionischen Schicht lassen sich aber auch dialektgeschichtliche Gründe geltend machen. Die Arkader, die nach Strabon VIII 333 von der Dorisierung wenig betroffen wurden und deshalb Αἰολιcτὶ διελέχθηcαν, haben den Inschriften zufolge allerdings einen Dialekt gesprochen, der mit dem Aiolischen mehrere Merkmale gemein hat: ἀπύ, Ποcοιδάν, ὐν aus ὀν = ἀνά, δέκοτος, Flexion der Contracta als Verba auf -μι. Aber daneben weist dieser Dialekt nichtaiolische mit dem Ionischen übereinstimmende Merkmale auf: das Aiolische bildet den Dat. Pl. der konsonantischen Stämme auf: -εccι (χρημάτεccι), das Arkadische wie das Ionische: χρήμαcι, ebenso das Kyprische: παιcί. Andererseits beweisen el. φυγάδεccι und die Dative auf -εccι in den Kolonien Korinths, daß diese Bildung auch dem peloponnesischen 'Achäisch' eigentümlich

war, ark. χρήμαcι usw. also unachäisch ist. Der aiol. Partikel κε entspricht ion. ἄν: im Arkadischen wird ἄν, auf Cypern κε gebraucht. Der Infinitiv der Verba auf -μι geht in Arkadien wie im Ionischen auf -ναι (ἦναι) aus, nicht wie im Aiolischen auf -μεναι (ἔμμεναι) oder wie im Dorischen auf -μεν (ἦμεν). Für aiol.-westgr. αἰ brauchen die Arkader gleich den Ioniern εἰ usw.

In Korinth und seiner Kolonie Korkyra sowie in Sikyon wird ο durch Kontraktions- oder Ersatzdehnung zu ου gelängt wie im Ionischen, nicht zu ω wie im Westgriechischen, Aiolischen und Arkadischen, d. h. ο war in ersteren Dialekten geschlossenes, in letzteren offenes ο. Die Schreibung OY für diese Dehnung ist in Korinth und Sikyon viel früher Regel als in Attika oder irgendeiner anderen Gegend, sie geht schon auf den ältesten Inschriften durch: kor. Cωνόου IG. IV 357. Διοδώρου 355, korkyr. δάμου usw. (IGA. 340. 342. 344.), sikyon. Μοῦcoc IG. IV 425 (dor. μῶcα). Ist dies ein urionisches Element, so liegen auch in Korinth drei griechische Schichten übereinander, denn Aioler sind durch die Dative auf -εccι in den korinthischen Kolonien und die Thukydidesstelle IV 42 (Δωριῆc τὸ πάλαι ἱδρυνθέντεc τοῖc ἐν τῇ πόλει Κορινθίοιc ἐπολέμουν οὖcιν Αἰολεῦcι) bezeugt; korinthische Dorismen sind z. B. Ποτειδάν, ἵκομεc IG IV 329. — Der Fortgang der Forschung muß lehren, ob sich diese Annahme einer ältesten den Ioniern verwandten Bevölkerungsschicht auch sonst bewährt.

Die Annahme einer ältesten urionischen Bevölkerung habe ich Glotta I (1907) 9 ff. näher begründet. Weitere Dialektanalysen werden ergeben, ob noch sonst Reste des Ionischen auf dem Festlande zu erkennen sind. Vielleicht ist boi. λάδδουcθη = λάζυcθαι ein Ionismus: λάζυμαι bei Hippokrates und im Attischen (Aristoph. Lys. 209); vgl. LSadée, Boeot. Dial. 59. HJacobsohn, Phil. LXVIII (1908) 348, 32. — Die Bildung des Fut. und Aor. von Dentalstämmen mit ξ ist dialektgeschichtlich noch nicht ganz geklärt. CDBuck, ClassPhil. II (1907) 251, hat beobachtet, daß in der Argolis ξ gemieden wird, wenn ein Guttural vorhergeht (also durch eine Art Dissimilation): ἐδίκαccαν, Ϝεργάc|(c)ατο, κατεcκεύαccαν, ἀνχίccαι, aber ἐναρμόξαι, προcεφάνιξε, ἐγκατοπτρίξαcθαι u. a. Dasselbe scheint vorher schon Blaß bei RKühner, Gramm. I, (²Hannover 1890) 158 erkannt zu haben, der auf kalymn. δικαccέω neben ψαφίξηται hinweist. Ferner hat das Arkadisch-Kyprische nach derselben Regel ξ und c verteilt; in Mantineia δικαcά[μ]εν neben ποινίξαcθαι, weiter παρετάξω, aber κατεcκεύϜαcε. Durchbrochen wird diese Regel allerdings durch ὤριcαν im ark. Orchomenos Glotta X (1920) 214, Bechtel Gr. Dial. I 364. Bei Homer begegnet man neben häufigem cc ξ auch nur in Fällen, wo kein Guttural vorhergeht: ἐνάριξα, κτερεΐξω, μερμήριξα, πτολεμίξω u. a., bei Hesiod φημίξωcι. Daraus scheint sich zu ergeben, daß diese Regel ‘achäisch’ war, während das Westgriechische ξ auch nach Guttural (kret. δικάξαcθαι ὀρκιξάτω, messen. ὀρκιξάτω, herakl. ἐργαξόνται, delph. ὀρκιξέω, korkyr. ἀπολογίξαcθαι) hatte. — ου = dor. ω auch in der Argolis auf den Inschriften in ionischem Alphabet (außer der jüngeren aus Hermione IG. IV 729).

Nach ihrer Ausbreitung über die Kykladen und die lydische und karische Küste haben die Ionier neue dialektische Merkmale ausgebildet, die gern als Hauptcharakteristika des ionischen Dialektes angesehen werden, aber gerade nicht zu den ältesten gehören. Es sind dies der Wandel von ᾱ in η und der etwas jüngere Schwund von Ϝ. Ersterer scheint von den kleinasiatischen Ioniern ausgegangen zu sein; auf den Inseln wird noch in historischer Zeit das aus ᾱ entstandene ē vom alten ē unterschieden, und in Attika ist der Zusammenfall mit η durch vorhergehendes ρ, ι, ε, υ verhindert worden. Da die Brechung von ᾱ zu ē auch lykisch ist (dor. Cιδάριοc wird auf der Bilinguis von Limyra TAM. I 117 mit *Siderija* wiedergegeben) und Einfluß der kleinasiatischen Sprachen auf das Ionische sich auch sonst zeigt, z. B. in der Verdopplung des τ und c nach κ und χ auf einer ephesischen Inschrift (ὀκττώ, ἐκ ττῶν, ἠνείχτθηcαν Glotta IV [1913] 315), so dürfte der ionische Wandel von ᾱ in η auf ‘kleinasiatischer’ Aussprache des ᾱ beruhen (vgl. Glotta I (1907) 32). Es ist daher nicht gerechtfertigt, ihm eine große geschichtliche Bedeu-

tung zuzuschreiben und die griechischen Dialekte in eine ᾱ- und eine η-Gruppe einzuteilen. — Wie alt die in der ganzen ionisch-attischen Dialektgruppe vertretene Ausbreitung des ν ἐφελκυστικόν ist, wissen wir nicht. — Daß auf dem ausgedehnten Dialektgebiet von der karischen bis zur attischen Küste sich noch wieder lokal beschränkte mundartliche Idiotismen entwickelten, ist natürlich. Am stärksten unterscheidet sich das Attische von den ionischen Dialekten, z. B. (abgesehen von dem schon erwähnten ᾱ nach ρ und hellen Vokalen) durch die Vokalkontraktion, durch das vermutlich aus Boiotien eingedrungene ττ für σσ, das aber auch auf Euboia (Eretria und Styra) übergegriffen hat, durch den von den o-Stämmen entlehnten Genitiv πολίτου = ion. πολίτεω, Einzelheiten wie ὤν = ion. ἐών, ξύν = σύν u. a. Unter den Inseln hat namentlich die größte, Euboia, ihre Besonderheiten wie den Infinitiv εἶν für εἶναι und den eretrisch-oropischen Rhotazismus.

Über die dialektische Differenzierung des Ionischen s. FBechtel, Die Inschriften des ion. Dialekts, AbhGG. 1887 und GDI. III 2, 5. Heft, Vorwort. Über das Attische KMeisterhans, Gramm. der att. Inschriften [3] (besorgt von ESchwyzer), Berl. 1900. WLademann, De titulis Atticis quaestiones orthographicae et grammaticae. Diss. Basel 1915. PKretschmer, Die griech. Vaseninschriften ihrer Sprache nach untersucht, Gütersloh 1894, 73ff. WRabehl, De sermone defixionum atticarum, Diss. Berl. 1906.

Die 'achäische' Dialektgruppe

Die Sprache der zweiten großen Stammgruppe, zu der wir uns jetzt wenden, liegt am reinsten vor im Aiolischen, der Mundart der vor der Invasion der Thessaler aus Thessalien nach Lesbos und der gegenüberliegenden asiatischen Küste ausgewanderten 'Achäer', die ihres südlichen Zweiges im Arkadischen, das von der Dorisierung verschont blieb, und im Kyprischen, dem Dialekt der aus dem Peloponnes vor der dorischen Wanderung nach Kypros übersiedelten Achäer. Daß der arkadisch-kyprische Dialekt zwar der Dorisierung entgangen ist, aber den Einfluß der urionischen Bevölkerung erfahren hatte, kam bereits zur Sprache. Gemeinsam sind beiden Zweigen des 'Achäischen' hauptsächlich folgende spezifische Merkmale: ein ο für ion.-westgr. α unter gewissen noch nicht genau festgestellten Bedingungen, namentlich vor oder nach ρ: lesb. στρότος, βρόχυς, ark. ἐφθορκώς, wenn genau = att. ἐφθαρκώς, Στορπάου (Ἐφ. ἀρχ. 1906 Sp. 64) = Ἀστραπαίου, paph. κόρζα = καρδία, στροπά (Hesych στροπή, vgl. auch στορπά), doch α gerade im Stammnamen Ἀρκάδες; dann wo ein Nasal im Spiele ist: lesb.-ark. δέκοτος, ark. | δυώδεκο, lesb. ἔνοτος, ark. ἑκοτόν, ferner ὀν, ark. kypr. ὐν aus ὀν = ion. ἀνά; οι im Namen des Poseidon, Ποτοίδαν, wenn es wirklich aiolisch ist (AthMitt. XXXII [1907] 304f.), ark. Ποσοιδᾶνος (lak. Ποhοίδαια). Weiter κρέτος, θέρσος = κράτος, θάρσος. Auslautendes *-u* statt *-o* in lesb. ark. kypr. ἀπύ = ἀπό. Endlich die Flexion der Verba contracta als Verba auf -μι: lesb. κάλημι, ark. ἀδικέντα, ἀδικήμενος. Hierzu gesellen sich lexikalische Übereinstimmungen wie thess. und kypr. δαύχνα (RMeister, Ber.sächs.Ges. 1908, 3), κασίγνητος als epischer Aeolismus und auf Kypros, thess. κατίγνειτος (Larisa IG. IX 2, 894).

Ein wichtiges Merkmal des nördlichen Zweiges, die Vertretung der *qu*-Laute vor *e*-Vokal durch Labiale gegenüber ion. westgr. Dentalen, ist im südlichen Zweig auffallend spärlich vertreten, nämlich nur im kypr. πείσει = τείσει; vgl. thess. ἀππεῖσαι — aiol. πέσυρες (thess. πετροετηρίς) = τέσσαρες, βέλφις = δελφίς.

Die Frage, von wo dieser Volksstamm gekommen, wo er seine dialektischen Eigentümlichkeiten ausgebildet hat, läßt sich natürlich schwer beantworten. Ein gewisses Licht wirft vielleicht auf seine Ursprünge, wenigstens die seines nördlichen

Zweiges, die Beobachtung, daß er sprachlich Berührungen mit den Nachbarvölkern zeigt, die die anderen griechischen Dialekte nicht teilen. Dazu gehört das Patronymikon auf -ιος, ein die Zugehörigkeit zum Vater bezeichnendes Adjektiv: aiol. Νικίαιος, Sohn des Nikias, als Aeolismus im homerischen Epos Τελαμώνιος Αἴας, Ποιάντιος υἱός, thess. Τιμογένειος, Sohn des Timogenes, boi. Μενάνδριος, Sohn des Menander. Während die Ionier den Vatersnamen in den Genitiv setzen (Σωκράτης Σωφρονίσκου), finden wir die aiolische Weise bei den Messapiern, einem von der Balkanhalbinsel nach Unteritalien ausgewanderten illyrischen Stamm, in den italischen Sprachen und im Gallischen wieder. Der lateinische Gentilname ist aus einem solchen Patronymikon hervorgegangen (*Tullius*, eig. Sohn des Tullus). Freilich darf nicht übersehen werden, daß die Verwendung des possessiven Adjektivs für den Genitiv eine altertümliche Erscheinung ist, die auch dem Ionischen nicht ganz fremd ist. Weiter kehrt die Verdopplung von Konsonanten vor konsonantischem ι, wie sie dem Aiolisch-Thessalischen eignet (thess. κύρρον aus κύρι̯ον, πόλλιος aus πόλι̯ος, aiol. μέτερρος aus *μέτερι̯ος = μέτριος), im Messapischen und Oskischen wieder. Der ion. Lautgruppe αρ entspricht im Achäischen wie im Makedonischen (Κόραννος = Κάρ̄ανος) und Italischen *or*: att. καρδία — kypr. κόρζα (überliefert κορζία), lat. *cor*. Soweit diese Übereinstimmungen nicht spontan sind, ist zu erwägen, ob sie nicht in eine frühe Epoche zurückreichen und sich daraus erklären, daß die aiolischen Stämme entweder einmal jenen westlichen Nachbarvölkern geographisch näher waren oder mit ihnen länger in einem (wenn auch vielleicht nur mittelbaren) Zusammenhang gestanden haben als die ionischen Stämme.

Deutlich erkennbar sind uns die ʻAchäer' jedoch erst in der Zeit, wo sie die herrschende Bevölkerung des griechischen Festlandes bilden, als die sie das homerische Epos schildert. Daß sie sich im wesentlichen von Norden nach Süden, von Thessalien über Mittelhellas nach dem Peloponnes ausgebreitet haben, ist ein Schluß, den wir wohl aus der sonstigen Richtung der griechischen Einwanderung ziehen dürfen. In Thessalien haben sie offenbar am frühesten Fuß gefaßt. Mit der pelasgischen Bevölkerung, die sie dort vorfanden, erschienen sie in historischer Zeit schon untrennbar verschmolzen, während das Epos Pelasger und Achäer oder Hellenen noch trennt. Wohl schon vor ihrer Ausbreitung nach dem Peloponnes haben sich die Achäer von Nord- und Mittelhellas aus nach Osten über das Ägäische Meer ausgebreitet. Das schließt nicht aus, daß auch noch vom Peloponnes aus neue Scharen der ersten Auswanderung gefolgt sind, worauf gewisse sagenhafte Überlieferungen von den Ahnherren aiolischer, sich von Orestes, dem Sohne Agamemnons, ableitender Familien, Penthilos in Mytilene, Kleuas und Malaos in Kyme zu weisen scheinen. Die Sage vom Kampf um Ilios ist der mythische Niederschlag eines ersten Vorstoßes achäischer Stämme gegen die Troas. Spätere Züge haben zu einer dauernden Besetzung der Insel Lesbos sowie des nördlichen Teiles der kleinasiatischen Küste bis Smyrna geführt. Der Bevölkerung dieses gesamten Gebietes wurde der Name Αἰολεῖς beigelegt, vermutlich nach einem unter ihr vertretenen einzelnen Stamme, der später verschollen war.

Zu den Hauptmerkmalen des aiolischen Dialekts gehört die Barytonese, die Zurückziehung des Akzents, soweit sie nach dem Dreisilbengesetz möglich war, in allen Wörtern außer Präpositionen und Konjunktionen: πόταμος, σόφος, βασίλευς. Obwohl sie nur für den aiolischen, d. h. lesbischen Dialekt bezeugt ist, also wohl nicht weit verbreitet war, kann sie nicht ganz jung sein. Denn aus aiol ἔδοντες = att. ὀδόντες (aus *ἐδόντες) folgt, daß sie älter als die Assimilation von unbetontem ε an ό ist, und das Nebeneinander von ὀβολός aus *ὀgᵘελός* : ὀβελίσκος ἡμιωδέλιον

macht es weiter wahrscheinlich, daß die Assimilation wieder älter ist als die Spaltung der *qu*-Laute im Ionischen und Westgriechischen in Labiale (vor *o*) und Dentale (vor *e*). Die aiolische Barytonese ist die vollständigste Durchführung des Dreisilbengesetzes, das außerhalb dieser Mundart Hemmungen erlitten hat, insofern sich Oxytona ihm entzogen haben. Dadurch wird es wahrscheinlich, daß dieses Gesetz vom Aiolischen ausgegangen und die Barytonese daselbst so alt wie das Dreisilbengesetz ist. — Weitere Merkmale des Aiolischen außer den schon früher genannten sind die Geminaten (στέλλαι = att. στεῖλαι, σελάννα = σελήνη, ἔμμι = εἰμί, μῆννος = μηνός), die Entstehung oder Bewahrung eines *u*-Diphthongen vor Vokal (αὔως = dor. ἀώς, ναῦος = νᾱός, εὔαδον = ἕαδον), die Entwicklung von ι vor νς (μοῖσα, στροτάγοις = att. στρατηγούς aus στρατᾱγόνς, ἔχοισι aus ἔχονσι), der Wandel von ρι in ρε (Δαμόκρετος), der Dat. Pl. der konsonantischen sowie der *i*- und *u*-Stämme auf -εσσι (ἀγώνεσσι, πολίεσσι), der Infinitiv auf -μεναι (δόμεναι), die Flexion des Part. Perf. Akt. als Part. Praes. (πεπρεσβεύκων, fem. τετόκοισα).

Im Mutterlande, wo die 'Achäer' fast durchweg dem Einbruch der westgriechischen Stämme unterlegen sind, hat sich der achäische Dialekt mit dem der Einwanderer in verschiedenem Maße vermischt. In Thessalien blieb er im Osten, in der späteren Tetrarchie Pelasgiotis, reiner erhalten, als im Westen, in der Thessaliotis; die Einwanderung der Thessaler aus Epirus hat offenbar je weiter nach Osten um so mehr an Stärke abgenommen. Darauf beruhen die Dialektunterschiede, wie sie uns in den Urkunden von Larisa, Phalanna, Gyrton, Krannon, Pherai einerseits und Pharsalos, Kierion, Thetonion andererseits entgegentreten.

Vgl. namentlich FSolmsen, RhMus. LVIII (1903) 598ff.

Seit der Trennung der asiatischen Aioler vom Mutterlande, deren Wirkungen sich auch in der Geschichte der Schrift zeigen (+ in Thessalien = ξ, in der Aiolis = χ, Ψ dort = χ, hier = ψ), haben sich auf thessalischem Boden auch manche Neuerungen eingestellt. So der Gen. Sg. der o-Stämme auf -οι statt -οιο seit dem 3. Jahrh. in der Pelasgiotis und Perrhaibia z. B. Μενεδάμοι = Μενεδάμοιο (auf den aiol. Inschriften kontrahiert -ω), älter noch Φιλάγροιο, Παυ[σου]νείοιο u. a., die merkwürdige 3. Plur. des Imperf. und Aor. Akt. auf -οεν und -αεν, αιν: ἐνεφανίσσοεν = ἐνεφάνιζον, ὀνεθείκαεν ἀνεθείκαιν = ἀνέθηκαν u. a.

Während sich der 'achäische' Dialekt im nördlichen Griechenland ziemlich rein erhalten hat, ist er in den mittelgriechischen Landschaften bis auf geringe Reste der westgriechischen Invasion erlegen. Das gilt schon von der Phthiotis, gerade dem Stammlande der echten Achäer: hier ist vorläufig das adjektivische Patronymikon der einzige Rest des achäischen Dialekts, auch der noch unsicher. — In | Mittelhellas sind die Achäer östlich nur bis zur boiotisch-attischen Grenze vorgedrungen. Boiotien hat von den mittelgriechischen Landschaften noch die zahlreichsten aiolischen Dialektelemente bewahrt, z. B. den Labial für den *qu*-Laut (Πειλεξενίς = Τηλεξενίς, πέτταρες = τέτταρες, Βελφοί = Δελφοί), ρο für ρα (στροτός, Ἐροτίων, Βρόχυλλος), die Flexion des Part. Perf. Akt. wie ein Part. Praes. (καταβεβάως = καταβεβηκώς u. a.), die adjektivischen Patronymika (Ξενώνιος). Sehr viel spärlicher sind die Spuren aiolischer Mundart dagegen weiter westlich. Dazu zu rechnen ist in Phokis das von Personennamen abgeleitete Adjektiv auf -ιος (Χαρμαδαία von Χαρμάδας CIG. IX 1, 185, vgl. thess. Πολυξεναία στάλλα), das auch boiotische δίδημι für δέω, das Plusquamperfektum auf -εον (delph. ἐφεστάκεον, vgl. hom. ἐγεγώνεον), sowie der ebenfalls Phokis mit Boiotien gemeinsame Gebrauch von ἐπί mit dem Namen des Toten auf Grabschriften (vereinzelt auch bei den östlichen Lokrern, IG. IV 307), der in der asiatischen Aiolis wiederkehrt, wahrscheinlich auch

der Dat. Plur. aller konsonantischen Stämme auf -εϲϲι (lokr. χρημάτεϲϲι, delph. ϲαμάτεϲϲι, ἱερομναμόνεϲϲι). Noch weiter westlich, in Aitolien und Akarnanien, fehlen überhaupt alle sicheren Spuren aiolischer Mundart. Nur die Nachricht bei Thukydides (III 102), daß die Gegend von Kalydon und Pleuron Αἰολίϲ geheißen habe, deutet auf frühere aiolische Bevölkerung in Aitolien.

Außer dem älteren Versuch, die griech. Dialekte zu analysieren, von OHoffmann, De mixtis graecae linguae dialectis, Gött. 1888, s. LSadée, De Boeotiae titulorum dialecto, Halle 1903. FSolmsen, KZ. XXXIX (1906) 213ff.; RhMus. LIX (1904) 481ff.

Die südlichen achäischen Stämme, die sich über den Peloponnes ausbreiteten, scheinen sich von ihren nördlicher wohnenden Brüdern dialektisch wenig unterschieden zu haben. Die Differenzen zwischen peloponnesischem Achaeisch und Aiolisch, die wir antreffen, können meist sekundär entstanden sein, so — abgesehen von den früher auf eine vorachäische Schicht zurückgeführten Merkmalen — die Verdumpfung von auslautendem *-o* in *-u* (ark. ἄλλυ, kypr. γένοιτυ, ark. kypr. -αυ aus -ᾱο im Gen. Sg.), die Endung -τοι im Medium (Analogiebildung nach -το; ark. γένητοι, τέτακτοι). Daher bezeichnet denn auch Strabon (VIII 333) die ehemalige Bevölkerung des Peloponnes und ihren Dialekt direkt als aiolisch. Er berichtet dann weiter, daß mit der alten aiolischen Bevölkerung die einwandernden Dorier verschmolzen, daß ebenso die Dialekte der beiden Volksstämme sich vermischten und daher im Peloponnes die einen mehr, die andern weniger aiolisch sprechen; nur die Arkader und Eleer hätten einen rein aiolischen Dialekt, jene, weil ihr Gebirgsland von den Doriern nicht okkupiert wurde, diese, weil sie mit Rücksicht auf den Kult des Zeus von Olympia geschont wurden. Mit Strabons Angaben stimmt der Befund, den die Dialektinschriften ergeben haben, im wesentlichen überein. Der arkadische Dialekt zeigt in der Tat, soweit nicht der 'urionische' Untergrund durchschimmert, 'aiolischen' Charakter. In Elis dagegen sind im Widerspruch mit Strabon auffallend wenig Aiolismen zu konstatieren: der sicherste ist der Dativ Pl. φυγάδεϲϲι auf der Szantoschen Bronze (Z. 10). Weiter das Einlenken der Kontrakta in die μι-Flexion, das sich in δαμοϲιῶμεν auf derselben Inschrift Z. 3 bekundet. Das ζ von ἡμιολίζοι (GDI. 1151, 8) ist wenigstens ein sicher undorisches Element.

Vgl. sonst FBlaß, GDI. I 313. RMeister, Gr. Dial. II, Göttingen 1889, 11ff. OHoffmann, Gr. Dial. I 5f. zu GDI. 1151.

In den übrigen Randlandschaften des Peloponnes ist eine reinliche Analyse der Dialekte in achäische und dorische Bestandteile noch nicht gelungen, teils weil das uns zu Gebote stehende Material noch zu dürftig ist, teils weil die Scheidung des Dorischen vom Achäischen an sich Schwierigkeiten macht. In Messenien, wo uns alte Urkunden fast ganz fehlen, kann θέρϲοϲ (dorisch ist θάρϲοϲ) in Δαμοθέρϲηϲ (GDI. 4677. 4679 in Thuria), das in Thessalien wiederkehrt (GDI. 345, 85), mit der Eigennamen gegenüber gebotenen Vorsicht als 'achäisches' Element angesprochen werden, weniger sicher ἔρϲην 'männlich' (GDI. 4650 = att. ἄρρην), das zwar aiolisch ist, aber auch in Elis (Arch.Jahresh. I 198), Gortyn, Epidauros, Kos und bei Herodot (aber thas. ἄρϲην) auftritt. Das Zahlwort ἰόϲ auf der großen Mysterieninschrift von Andania (von RMeister, GDI. 4689, 126 gelesen) 'einer' gehört bekanntlich auch dem Epos an und bildet das Maskulinum zu dem lesb. thess. homer. ἴα, dürfte also in Messenien achäischer Herkunft sein.

In der Nachbarlandschaft Lakonien liegt ein sicherer achäischer Rest in dem Gottesnamen Ποhοιδάν vor, der zu dem ark. Ποϲοιδάν stimmt (dor. Ποτειδάν), und zwar sowohl in dem auf die Achäer beschränkten οι wie in dem zu h gewordenen ϲ aus τ. Die begreifliche Erscheinung, daß sich im Kult die alte Form des Namens erhielt, wiederholt sich in dem Namen der Charitin Φαέννα, die mit der Κλῆτα auf

dem Wege von Sparta nach Amyklai am Tiasaflusse ein Heiligtum hatte (Paus. III 18, 4, IX 35, 1), wenn diese Form nicht etwa aus der Chorlyrik stammt. Daß ihr Name dialektisch ΦαϜέννα lautete, ergibt sich aus dem Namen des Hieromnemon der Lakedaimonier Φάβεννος auf der delphischen Urkunde GDI. 2513, 7: φαϜεννός aus *φαϜεσνός zeigt die aiolisch-thessalische Behandlung der Lautgruppe σν, für die wir aus dem Südachäischen sonst noch kein Beispiel besitzen. Aus dem Achäischen stammt ferner die Apokope von κατά vor allen Konsonanten (nicht nur vor Dentalen) und von περί: Καππώτας, Καβάτας Beinamen des Zeus, Περκλῆς (Annual of the Brit. School X [1903/4] 168), Περφίλα u. a. Achäisch θέρσος erscheint wieder in einem Eigennamen Θέρσανδρος (lakon. Flötenspieler Xenoph. Hell. IV 8, 18 und in der lakon. Genealogie Paus. III 16, 6). In anderen Fällen macht die Entscheidung der Frage, ob achäisch oder dorisch, größere Schwierigkeit. Das gilt beispielsweise von dem Wandel des sekundären intervokalischen σ zu h, der nicht nur in Lakonien, sondern auch im Nachbarland Argolis schon frühzeitig und in weitem Umfange auftritt, z. B. lak. νικάhας = νικάσας, 'Ελευhύνια = 'Ελευσύνια, Αἰνηhίας = Αἰνησίας, Παhιφᾶι = Πασιφᾷ, προβειπάhας = προϜειπάσας, arg. ἐποίϜηhε = ἐποίϜησε, Φραhιαρίδας = Φρασιαρίδας, δαμόhοι = δαμόσιοι, Θράhυλλος = Θράσυλλος. Das Merkwürdige ist nun, daß das σ in denselben Fällen vielfach auch erhalten ist: so steht auf demselben argivischen Stein Λυσίμαχος, 'Αγόραισος neben Hαγηhικ[ράτης]. In den lakonischen Kolonien Tarent und Herakleia ist das sekundäre σ durchweg bewahrt. Für 'achäischen' Ursprung der Erscheinung spricht ihr gleichartiges Vorkommen auch im kyprischen Dialekt, z. B. φρονέωϊ = φρονέωσι (daneben viele erhaltene -σ-), auch im Auslaut: 'Εχέδαμο ὁ = 'Εχέδαμος ὁ wie lak. Διὸ hικέτα aus Διὸς ἱκέτα. Da sie hingegen im Arkadischen wie im Thessalischen und Aiolischen fehlt, so läßt sich der Sachverhalt daraus erklären, daß der Wandel von -σ- in -h- auf den altachäischen Dialekt des östlichen und südöstlichen Peloponnes beschränkt war und die kyprischen Griechen, die ja nicht direkt aus dem Binnenlande, sondern von der Küste des Peloponnes aus nach Cypern kamen, ihn von dort aus mitgebracht haben. Auf der anderen Seite sind für dorische Herkunft dieses h Δράιπος = Δράσιππος und Πείανδρος = Πείσανδρος auf einer epirotischen Inschrift (GDI. 1351) geltend gemacht worden, zwei Belege jedoch, die den kyprischen nicht die Wage halten. In Elis, wo die 'Verhauchung' nur vereinzelt und spät auftritt (ἀδεαλτώhαι, ποιήασσαι), ist sie vielleicht, wie man angenommen hat, aus Lakonien | importiert. Schließlich kann man aber auch die Möglichkeit nicht ganz ausschließen, daß die schon prähistorische Verhauchung von σ sich in jüngerer Zeit in verschiedenen Gegenden (nach dem EtM. 391, 15 noch in Pamphylien, Eretria und Oropos) spontan wiederholt hat. Dies Beispiel mag zeigen, wieviel Schwierigkeiten die Zuteilung einer dialektischen Erscheinung an eine der Dialektgruppen zuweilen macht.

Gehen wir weiter nach Nordosten, so springt uns in ὐπισθοδόμος = ὀπισθοδόμος auf einer Stele von Aigina (IG. IV 1588, 9) anscheinend ein Aeolismus entgegen (aiol. ὔπισθα), aber da die Urkunde in attischem Dialekt abgefaßt ist, könnte die Form für den aiginetischen Dialekt nur in Anspruch genommen werden, wenn sie von einem einheimischen Steinmetzen herrührte. Von θέρσος in Personennamen (Θέρσανδρος, Θερσίδαμος, Θερσίων, Φιλοθέρσης in der Argolis, Θέρσις in Aigina IG. IV 179, Θερσίνους in Sikyon GDI. 2563. 2564. 2566) sowie von epidaur. ἔρσην gilt das früher Bemerkte. Wenn sich Αἰσχλαβιός, Αἰσκλαπιός in derselben Gegend (IG. IV 356. 1202) findet, so kann dieser Aeolismus, die Entwicklung eines ι nach Vokal vor σ + Konsonant (vgl. aiol. εἴκοιστος, boi. αἴστεα = ἄστεα BCH. XXIV [1900] 70, ferner aiol. αις, οις aus ανς, ονς), mit dem Kult des thessalischen Gottes nach dem Pelo-

ponnes gelangt sein. Doch findet sich ein ähnliches ι auch in dem Stadtnamen Τροιζήν, Τροιζάνιος (Hanisch, De titulorum argol. dial. 1903 S. 20), sonst Τροζάν. Das wichtigste vordorische, möglicherweise schon vorachäische Element im nordöstlichen Peloponnes ist aber ζ für dor. δδ, das in der ganzen Argolis und in Korinth herrscht: δικάζοιτο schon auf der alten Bronze aus Argos IG. IV 554, Ζεύς auf altkorinthischen Tontäfelchen 263. 264, und die Stadt Τροζάν trägt das ζ von jeher im Namen.

RMeister (Dorer und Achäer I, Lpz. 1904) hat eine Scheidung der achäischen und dorischen Elemente in Lakonien und Argolis versucht, versteht aber unter den Achäern nicht einen aiolischen Stamm, sondern einen mit den Doriern verwandten, dessen Dialekt im nordpeloponnesischen Achaia fortlebe. Die Voraussetzung, von der er ausgeht, daß der politische Gegensatz der Spartiaten und Periöken in Lakonien den alten ethnologischen Unterschied von Doriern und Achäern darstelle, wird von Historikern (BNiese, HistZ. N. F. XXVI [1889] 75ff. EMeyer II 272ff.) als der Überlieferung widersprechend bestritten. Andere Einwände bei AThumb, NJahrb. XV (1895) I 385ff. ESchwyzer, Idg. Anz. XVIII (1905/6) 46.

Die nördlichste Landschaft des Peloponnes, Achaia, führte nach den Alten ihren Namen von den Achäern, die, von den Doriern aus Argos vertrieben, sich hierher flüchteten. Den alten Dialekt dieses Küstenlandes sowie seiner Kolonien auf den Ionischen Inseln und in Unteritalien kennen wir fast gar nicht, denn die bisher gefundenen Inschriften sind fast alle ziemlich jung und die älteren wieder zu kurz. Die Mundart, die uns hier entgegentritt, ist ein abgeschliffener Dorismus mit nordwestgriechischer Färbung: 3. Pl. ἄγοντι, πρᾶτος, τῆνος, πόκ᾽ (Ithaka GDI. 1671), Καρύνεια = Κερύνεια, Φαραί = Φεραί, καθιστᾶι (GDI. 1644, 32, vgl. delph. ἀποκαθιστάοντες), mask. Εὐcοίδα (Kephallenia), τοί (Ithaka GDI. 1669). Man hat deshalb die Frage aufgeworfen — die RMeister sogar bejaht —, ob die Achäer nicht statt eines aiolischen vielmehr ein nordwestgriechischer, also den Doriern verwandter Volksstamm gewesen sind, der vor den Doriern die Herrschaft über den Peloponnes in Händen hatte. Diese Annahme hat jedoch das Bedenken gegen sich, daß dann das aiolisch-ionische Epos eine Nation feiern würde, die weder aiolisch noch ionisch war, und daß der dorischen Wanderung eine Dorisierung oder wenigstens eine Unterwerfung unter einen den Doriern eng verwandten Stamm schon lange vorhergegangen wäre. Da aber auch die sagenhafte Tradition Aitoler, also Nordwestgriechen mit den Doriern nach dem Peloponnes kommen läßt, so haben wir kaum Ursache, den westgriechischen Dialekt von Achaia anders zu erklären als in den übrigen Landschaften des Peloponnes. Dann waren die Achäer ein aiolischer Stamm, als welchen sie auch Strabon VIII 333 (Ἀχαιῶν, Αἰολικοῦ ἔθνους) ausdrücklich bezeichnet (ihr Name tritt auch auf dem aiolischen Cypern in Ἀχαιῶν ἀκτή und Ἀχαιομάντεις auf), und ihre im Norden des Peloponnes zusammengedrängten Reste sind einer der dorischen Wanderung nachfolgenden nordwestgriechischen Einsickerung unterlegen. Spuren ehemaligen aiolischen Dialekts sind die Namensformen Ποσειδανία (dor. Ποτείδαια) der achäischen Kolonie in Unteritalien, Ἀρτέμιτι (dor. Ἄρταμις) in Zakynthos (GDI. 1679), ἱεροποιοί (1669) neben dor. ἱαρός (1670) in Ithaka.

Von Mittelgriechenland und Peloponnes breiteten sich die Achäer zunächst auf die benachbarten Inseln aus. Von den Ionischen Inseln, die sie einnahmen, war schon die Rede. Daß auf Euboia Achäer gesessen haben, kann man aus mehreren Tatsachen erschließen. Kyme im mittleren Teile der Insel ist doch wohl die Mutterstadt sowohl des aiolisch redenden Kyme in Kleinasien wie der campanischen Stadt gleichen Namens, und letztere bietet in dem auslautenden *-u* = *-o* der Präposition ὑπύ (vgl. aiol. ἀπύ = ἀπό) ein achäisches Element. Ein Aeolismus ist viel-

leicht auch die Namensform des südlichen Vorgebirges Γεραιστός neben seltenerem Γεραστός, wenn sie — was jedoch unsicher bleibt — mit aiol. εἴκοιστος, boi. αἴστεα, thess. Αἰσκλαπιός zu vergleichen ist. Auf thessalische Einwanderer hat man den Rhotazismus von Eretria (Μίργος = Μίσγος) zurückgeführt, da er auch in Pharsalos und Matropolis (Θεορδότειος = Θεοσδότειος) begegnet.

Für Kreta werden die Achäer durch eine bekannte Odysseestelle, τ 175, bezeugt; der Schiffskatalog, B 645 ff., macht als Mannen des Idomeneus besonders die Bewohner von Städten namhaft, die im mittleren Teil der Insel östlich des Ida liegen (allerdings mit dem Zusatz ἄλλοι τε). Ferner steht es von einem 'achäischen' Stamm, den Arkadern, fest, daß sie im mittleren Kreta, in der Nähe von Gortyn, eine Niederlassung Ἀρκάδες hatten; auch die Ortsnamen Gortyn und Tegea hat Kreta mit Arkadien gemein. So treffen wir denn auch ein arkadisch-kyprisches Dialektmerkmal, die Form ἰν der Präposition ἐν, in zwei kretischen Städten Vaxos und Eleutherna. Weitere vordorische Elemente des Zentralkretischen sind der Nom. Pl. des Artikels οἱ, αἱ = dor. τοί, ταί, gelegentliches auf Angleichung beruhendes νν: so Διοννυσιαν aus Διοσνυσιαν in Eleutherna (GDI. 4957, thess. Διόννυσος), der von thessalischen Einwanderern mitgebrachte Ortsname Φαλάννα, wohl auch der Stadtname Βίαννος, Βίεννος und der Personenname Κύδαννος in Lato (GDI. 5077), ferner vielleicht πεδά für μετά in Gortyn, Knosos, Vaxos, Dreros und ἔρσην (GDI. 4962. 4963. 4990). Anderes, was man als achäische Elemente des Kretischen hierher gezogen hat, ist weniger sicher: so der Anlaut πτ in Πτολίοικος Πτολίοιτος (Aptera, 4951), vgl. ark. kypr. (hom.) πτόλις, thess. ττόλις, kypr. hom. πτόλεμος, thess. Τολεμαῖος; Ποσειδάν auf einer jungen Inschrift von Latos GDI. 5075, 74.

Zu den achäischen Bestandteilen der kretischen Dialekte vgl. CNacinovich, Note sul vocalismo dei dialetti di Larisa e di Gortyna, Rom 1905, 30 ff. FEKieckers, Die lokalen Verschiedenheiten im Dialekte Kretas, Marburg 1908, 90 ff.

Auch für die südlichen Sporaden ist achäische Besiedlung überliefert, im Dialekt aber wenig nachweisbar, weil wir nicht hinreichend alte und zugleich umfangreiche Sprachdenkmäler von diesen Inseln besitzen. In Betracht kommt etwa πεδά (πετά) = μετά in rhod. Πεδαγείτνιος, koisch Πεταγείτνιος, kalymn. Πεταγείτνυος, weiter namentlich ζ für dorisch δ(δ) auf Thera (Ζεύς, Ζηνός IG. XII 3, 350—3 u. ö.) und Rhodos (IG. XII 1, 737) schon in sehr alten Inschriften; und in der theräischen Kolonie Kyrene begegnen wir einem ausgesprochen achäischen Merkmal, der Flexion der Verba auf -εω als μι-Verba (τελεσφορέντες GDI. 4837). Προγεγονοίσαις auf einer kyrenäischen Inschrift römischer Zeit (MFränkel, S.Berl.Ak. 1903, 83 ff.) ist merkwürdig: | dieser Aeolismus (-οις- aus -ονς-) ist sonst außerhalb Lesbos-Chios nur noch in Elis nachzuweisen. Weiter im Osten hat Cypern, das die Achäer schon vor der Einführung des phoinikischen Alphabets in Griechenland besiedelt hatten, bis in die historische Zeit den Dialekt rein bewahrt.

Auch nördlich von Cypern, an der Südküste Kleinasiens, in Pamphylien, finden wir einen Dialekt, der sich in seiner Isolierung seinen altertümlichen, im wesentlichen achäischen Charakter erhalten hat. Wie im Arkadisch-Kyprischen ist hier auslautendes *-o* zu *u-* verdumpft (ἐβωλάσετυ, κατεϝέρξοδυ, ἱιαρύ), und der Gen. Sing. der mask. ā-Stämme geht daher auf -αυ aus (Κυδραμούαυ, ark. Ϝιστίαυ). Aber in Pamphylien trat der Lautwandel auch ein, wenn das -ο noch von einem -ς gefolgt war: Ϝαναξίωνυς, Ἀθανάδωρυς, ΔιϜίδωρους, eine Erscheinung, die nur noch in Hermione (Δάμωνους, Νίκωνους IG. IV 728, 13. 30) und Chalkis (Κύκνυς = Κύκνος, GDI. 5300) wiederkehrt, auch hier wohl achäischen Ursprungs. Nach der Überlieferung waren die pamphylischen Städte, besonders Aspendos, argivische Kolonien (Strab. XIV 667),

und der Name von Selge (auf Münzen der Stadt Ἐστλέγιιυς aus Σλέγιος) erinnert an den einer epidaurischen Phyle, Σελεγηίς (IG. IV 1485, 128 u. ö.). Side galt für eine Kolonie des aiolischen Kyme (Arrian Anab. I 26). Bemerkenswert ist aber, daß der pamphylische Dialekt auch mit dem kretischen und arkadischen mehreres gemein hat, so das τ von Πύτιος = Πύθιος, dem Beinamen des Apollon; pamphylisch ἄτρωπος stimmt zu gort. ἄντρωπος; pamph. ἰς aus ἰνς = εἰς zu ἰς, ἰν in Vaxos und ark. ἰν. In Kreta, Thera und Pamphylien begegnen wir einer Metathesis der Liquida: pamph. Ἀφορδίσιιυς = Ἀφροδίσιος, kret. Ἀφορδίτα, στάρτος, ther. Στάρτοφος, Καρτιδάμας. Mit dem Arkadisch-Kyprischen teilt das Pamphylische ferner die Verbindung der Präposition ἐξ mit dem Lok.-Dat. (pamph. ἐξ φυσέλαι, kypr. ἐξ τῶι Ϝοίκωι), speziell mit dem Kyprischen die Unterdrückung oder schwache Artikulation des Nasals vor Konsonant. Das von RMeister auf der Inschrift von Sillyon Z. 11 gelesene δικαστήρεσσι ist nicht ganz sicher. Vielleicht deutet der Name Πάμφυλοι an, daß die Bevölkerung dieser Landschaft aus verschiedenen — auch einheimischen, nichtgriechischen Elementen — gemischt war.

Vgl. ABezzenberger. BeitrBezz. V (1881) 325 ff. PKretschmer, KZ. XXXIII (1895) 258 ff. und RMeister, Ber.sächs.Ges. 1904, 3 ff., der sich um die große Inschrift von Sillyon von neuem bemüht hat. Zuletzt AMeillet, Rev. ét. gr. XXI (1909) 418 ff.

Die westgriechischen Dialekte

Der Herrschaft der Achäer auf dem griechischen Festlande wurde — nach ungefährer Schätzung im 12.—11. Jahrh. v. Chr. — ein Ende bereitet durch die sogen. dorische Wanderung, in Wirklichkeit einen ganzen Komplex von Invasionen mehrerer untereinander verwandter Stämme, die wir in Ermanglung eines aus dem Altertum überlieferten Namens als Westgriechen bezeichnen. Wir unterscheiden unter ihnen zwei Gruppen, die Dorier, die die Randlandschaften des Peloponnes einnahmen, und die Nordwestgriechen, d. h. die Thessaler, Boioter und die ihnen nächstverwandten Stämme, die Lokris, Phokis, Aitolien und Akarnanien besetzten, dann auch nach Achaia und Elis hinüberwanderten. Die Herkunft der Dorier oder wenigstens des Stammes, nach dem sie sich benannten, ergibt sich schon aus ihrem Namen, der sie als Bewohner der Berglandschaft Doris südlich des Oeta bezeichnet. Nach antiker Überlieferung (Herodot I 56, Quelle unbekannt) wären sie ein Μακεδνόν d. h. makedonisches Volk und von der Hestiaiotis nach Doris gekommen, von wo sie die Dryoper verdrängten, d. i. die 'Waldleute', die also in Doris, dem 'Waldlande' (Δωρίς zu δωρι- = δορι- in Δωρίμαχος, Δωρίτιμος, ἀσχέδωρος wie γωνία zu γόνυ), ihre Heimat gehabt haben sollen. Die Namen *Pindos* und *Boion* der dorischen Tetrapolis sprechen allerdings dafür, daß ihre Bewohner vom Pindos und Boion-Gebirge gekommen waren. Von den Nordwestgriechen sollen die Thessaler aus Epirus in das nach ihnen benannte Land Thessalien eingedrungen sein. Die Heimat der Boioter aber scheint, nach ihrem Namen zu urteilen, der sie als *Leute von Boion* bezeichnet, im Boion-Gebirge gelegen zu haben. Dies alles deutet auf eine nordwestliche Herkunft der Einwanderer: von Epirus aus mögen sie sich, vielleicht von den Illyriern gedrängt, teils durch die spärlichen Übergänge des Pindos und Boion nach Osten, teils in südlicher Richtung nach Akarnanien und Aitolien vorgeschoben haben.

Die Sprache dieser westgriechischen Stämme lernen wir erst nach ihrer Vermischung mit der unterworfenen achäischen Bevölkerung kennen, wir können sie also nur durch eine Analyse der historischen Dialekte in ihre Bestandteile erschließen. Dabei müssen wir aber mit der Möglichkeit rechnen, daß das Westgriechische viel

von seiner Eigenart bei der Verschmelzung mit dem Achäischen aufgegeben hat. — Was sich aus der Analyse der Dialekte als Merkmale des Westgriechischen ergibt, ist namentlich folgendes. Die Assibilation von τ vor ι zu c ist im Auslaut regelmäßig unterblieben, auch im Inlaut öfter da, wo sie die ion. ach. Dialekte haben eintreten lassen: δίδωτι, φέροντι = att. φέρουcι, aiol. φέροιcι, arg. φέρονcι; πέρυτι = πέρυcι, Fίκατι = att. εἴκοcι, διακάτιοι, Ποτειδάν u. a.; auch τύ = cύ. Westgr. κα, γα = ach. κε, γε, westgr. πόκα, ὅκα = ion. πότε, ὅτε. Wgr. αἰ = ark. ion. εἰ (lesb. αἰ). Das Zahlwort *vier* lautet im Wgr. τέτορες. In der Vertretung der *qu*-Laute vor ε durch Dentale stimmt das Wgr. mit dem Ionischen gegen das Achäische überein. Der Nom. Pl. des Demonstrativpronomens (später des Artikels) τοί, ταί hat seinen Anlaut bewahrt (ion. ach. οἱ, αἱ), ebenso τοῦτοι, ταῦται. Wgr. τῆνος = aiol. κῆνος ion. κεῖνος att. ἐκεῖνος. Die Personalendung der 1. Pl. lautet -μες (φέρομες, ion. ach. φέρομεν; ἐδώκαμες, γεγράφαμες). Die im Ionisch-Attischen nur ganz vereinzelt auftretende Bildung des sogen. 'dorischen Futurums' ist im Westgr. Regel: delph. πραξέω, ὁρκιξέω, ταγευcέω, kret. βοαθηcίω, herakl. ἐγδικαξῆται, epidaur. βλεψεῖcθαι, ko. knid. ποιηcεῖcθει usw. Ferner scheint die Wortstellung αἴ τίς κα gegenüber aiol. αἴ κέ τις, kypr. ἤ κέ cις, att. ἐάν τις für das Westgr. kennzeichnend. Dazu kommen verschiedene Einzelheiten, wie die Adverbia auf -ει (ὅπει = att. ὅπου, αὐτεῖ usw.), πρᾶτος = ion. aiol. πρῶτος u. a.

Eine Übersicht über die Merkmale des Westgriechischen gibt CBuck, ClassPhil. II (1907) 247 ff.

Innerhalb des Westgriechischen zeigt die nördliche Gruppe, das Nordwestgriechische, in Thessalien, Mittelgriechenland und übergreifend nach dem Peloponnes in Achaia und Elis gegenüber der dorischen einige Unterschiede, die sich jedoch nicht leicht begrenzen lassen. ε ist im Nordwestgriechischen vor ρ zu α geworden: thess. Κιάριον = Κιέριον, Κουάριος = Κουέριος (GDI. 333), lokr. πατάρα, ἀμάρα, Fεcπαρίων aus πατέρα, ἁμέρα, Fεcπερίων, el. Fάργον aus Fέργον, φάρην aus φέρην, in Achaia Φαραί neben Φεραί. Es sind ferner Anzeichen vorhanden, daß dem ion. ach. cc im Nordwestgriechischen ττ entsprach: der boiotische Dialekt zeigt durchweg ττ: ὁπόττος, μέττος, θάλαττα, Κίττος, ἐψαφίτтατο, κομιττάμενοι usw. In Thessalien ist das vorthess. cc durchgedrungen, und ττ findet sich nur mehr vereinzelt, vor allem in dem Volksnamen der Thessalier selbst, Πετθαλοί aus Φετταλοί (boi. Φέτταλος) = Θεccαλοί, wo der Labial freilich achäischen Ursprungs ist, ferner in Κόττυφος, Φαΰττιος; ebenso vereinzelt in aitolischen Ortsnamen Cπαττός, Ἑρματτός (GDI. 1415. 1483), lokr. Βουττός (IG. IX 1, 381—387). Hierher gehört vielleicht auch el. Μετάπιοι, Name einer Gemeinde (GDI. 1150, vgl. Μεcca[π]ίων, cod. Μεccαίων in Elis Strab. VIII 355), der Stadtname Μέταπα in Akarnanien neben lokr. Μεccάπιοι, Μεccάπιον ὄρος in Boiotien; in Italien Μέταβον = Μεταπ-όντιον neben Μεccάπιοι. Dahingestellt bleibe, ob auch die Vereinfachung der Doppelkonsonanz in Μεταπ- für Μετταπ- eine nordwestgriechische Eigentümlichkeit ist: vgl. Μόλοτος auf der Inschrift von Larisa = Μόλοττος, bestätigt durch Steph. Byz. (unter Μολοccία) 455, 9: Μολοτοὶ δι' ἑνὸς τ; moloss. Θάρυψ (IG. IV 1504, I 31. Thuk. II 80. Paus. I 11, 1) = Θάρρυψ aus Θάρcυψ? (in Dodona Φίλιπος, Δράιπος GDI. 1351; in Stratos Κάλλιπος BCH. XVIII [1894] 445. XIX [1895] 549). Ob der dorischen Gruppe das ττ ganz gefehlt hat, läßt sich nicht mit voller Bestimmtheit entscheiden, da es überall durch ach. cc ersetzt worden sein könnte. Auf Kreta (Gortyn, Vaxos) wird zwar im 5. Jahrh. ττ geschrieben: ὁπόττοι, μέττον, δάττωνται usf., aber dies ist erst aus dem auf den ältesten Steinen vorliegenden ζ = *ts* oder ähnl. entstanden (ὅζοι = ὅccοι, ἀνδάζαθαι = ἀνδάccαcθαι). Das nordwestgr. ττ kann also auch verhältnismäßig jung

sein. — Eine bewahrte Altertümlichkeit dagegen stellt der aus dem Nordwestgr. häufig bezeugte maskuline Nom. Sing. auf -ᾰ nach Art von lat. *scriba, incola* dar: boi. πυθιονίκα, ὀλυμπιονίκα, Μογέα, Καλλία, akarn. Προκλείδα, aitol. Νικάτα, thess. Χείμα, auf Kephallenia Εὐcοίδα, auf Leukas Φιλοκλείδα u. a. Weit verbreitet in dieser Dialektgruppe ist auch der Wandel von cθ in cτ, der mit dem Spirantischwerden von θ zusammenhängt: thess. πεπείcτειν = πεπεῖcθαι, boi. καταδουλίτταcτη = καταδουλίcαcθαι, lokr. χρῆcτω, χρῆcται, delph. ἱλαξάcτω, καταρχέcτων, πρόcτα = πρόcθεν (auch Cπαῖροc aus Cφαῖροc, Ἰcκέαc), el. λυcάcτω, προcτιζίων = προcθιδίων. Die Erscheinung begegnet auch in Messenien (ἁγείcτω Andania) und in Lakonien (ἀποcτρυθεcται GDI. 4564, χρῆcται Ber.sächs.Ges. 1905, 277), kann aber hier auf Dissimilation beruhen. Andererseits -νθ- statt -ντ- in der Endung der 3. Plur. wahrscheinlich nach Analogie von ἐνθί aus ἐντί: thess. ἐγένονθο, κατοικείουνθι, ἐφανγρένθειν, boi. δώωνθι, δαμιώνθω, phok. (in Stiris) θέλωνθι, ἱcτάνθω (GDI. 1567, 8. 1538, 18). In der Flexion der Kontrakta auf -έω haben diese Dialekte -ου- durch -ει- ersetzt, namentlich im Part. Praes. Pass., lokr. ἐνκαλείμενοc = καλούμενοc, delph. ποιείμενοc, ἀφαιρείμενοc, phok. ποιεῖνται = ποιοῦνται. Eine von ihnen bewahrte syntaktische Altertümlichkeit (vgl. lat. *in* mit Akk.) ist die Verbindung der Präposition ἐν mit dem Akkusativ (ἐν τὰν οἰκίαν), wo die dorischen und ionischen Dialekte mit -c erweiterte Form (ἐνc, daraus εἰc und ἐc) verwenden. — In der hellenistischen Zeit wurde das Nordwestgriechische dank namentlich dem Achäischen Bunde zu einer Art Κοινή für die peloponnesischen Staaten und verbreitete daher einige seiner Merkmale über die ursprünglichen Grenzen.

Vgl. im allgemeinen HWSmith, AmJphil. VII (1887) 421 ff., CDBuck a. a. O. 264 ff., zur nordwestgriechischen, oder, wie er sie nennt, achäisch-dorischen Κοινή auch RMeister, Gr. Dial. II. Götting. 1889, 81 ff. — ττ schreibt den Nordwestgriechen zu WilhSchulze, GGA. 1897, 900 ff. (FSolmsen, RhMus. LVIII [1903] 612 ff. AThumb, NJahrb. XV [1905] 393). Zu den Maskulinen auf ᾰ vgl. WDittenberger zu IG. IX 1, 392. FSolmsen, RhMus. LIX (1904) 494 f. Über ἐν c. acc. ebd. LXI (1906) 291 ff. — Der Dat. Pl. der konsonantischen Stämme auf -οιc wie aitol. ἀρχόντοιc, lokr. μειόνοιc, delph. ἄνδροιc, el. χρημάτοιc, boi. ἤγυc = αἴγοιc, γονέϋc (neben -εccι) greift in späterer Zeit über das Nordwestgriechische hinaus: lak. πλειόνοιc, kret. λιμένοιc u. a.

Die Westgriechen haben sich so wenig wie ihre achäischen Vorgänger auf das Festland beschränkt, sondern sind den Achäern auch auf die südlichen Inseln gefolgt. Zuerst scheint Kreta von den Doriern erobert worden zu sein: dort kennt sie schon die Odyssee (τ 177), und es ist möglich, daß die Westgriechen, wie man angenommen hat, erst bis Mittelgriechenland gelangt waren, als sie die Eroberung Kretas unternahmen. Sicher geschah dies in einer Zeit, als sie noch *ts* sprachen, das, wie wir sahen, in Gortyn bis in historische Zeit als Affrikata erhalten blieb. Es ist also möglich, daß die früher erwähnte Verschiedenheit von nordwestgr. ττ und dor. cc aus altem *ts* sich daraus erklärt, daß die Dorier nach dem Peloponnes noch *ts* mitnahmen und dies dort unter dem Einfluß des Achäischen in cc wandelten, während ihre nördlichen Brüder und die kretischen Dorier vielmehr das *s* dem vorhergehenden Dental assimilierten. — Auch die südlichen Sporaden sowie Karpathos und Rhodos und der südliche Teil der karischen Küste mit Halikarnaß uud Knidos unterlagen bekanntlich der Dorisierung.

Das Makedonische

Eine Rubrik für sich beansprucht die Sprache der Makedonier, des kleinen Volksstammes an der Grenze von Hellas, dem in der Geschichte die Aufgabe zufiel, die griechische Kultur nach dem Osten zu tragen. Gewöhnlich wird die Frage

nach der ethnologischen Stellung dieses Volkes so gefaßt: waren die Makedonier Griechen oder Barbaren? Allein auf die Frage, ob Griechen oder nicht, kommt im Grunde wenig an, denn ihre Beantwortung ist von dem Sprachgebrauch abhängig, der den Begriffsumfang des Namens 'Hellenen' bestimmte, und sie muß daher mehr oder weniger subjektiv ausfallen. Die Erzählung bei Herodot V 22, daß man anfangs den Makedonierkönig Alexander I. nicht zu den Olympischen Spielen zulassen wollte, zeigt deutlich, daß der hellenische Charakter dieses Volkes nicht allgemein anerkannt wurde. — Was wir nun von der makedonischen Sprache wissen, ist äußerst wenig: es stehen uns nur Glossen und Eigennamen zu Gebote, kein Text, keine Inschrift, nicht ein einziger Satz. Und dieses beschränkte Material zeigt einen widerspruchsvollen Charakter, mit dem aufs reine zu kommen die eigentliche Schwierigkeit des makedonischen Problems bildet. Auf der einen Seite starke Abweichungen vom Griechischen, namentlich die Vertretung der Aspiraten durch Mediae: δάνος Tod: gr. θάνατος, κάναδοι = γνάθοι, Βερενίκα = Φερενίκα, Βίλιππος = Φίλιππος, ferner Vertretung von αι durch α, wenn man dies aus ἀδῆ = αἰθήρ, ἀδραία = αἰθρία schließen darf, ἀβροῦτες oder ἀβροῦϜες = ὀφρύες u. a. Auf der anderen Seite Übereinstimmungen mit dem Griechischen oder geradezu griechische Elemente, die zu zahlreich und auch teilweise zu eigenartig sind, als daß man sie alle für Lehnwörter halten könnte: z. B. νικάτωρ 'Sieger', σαυτορία = σωτηρία, ἑταῖροι die königliche Garde, außer Personennamen auch Ortsnamen wie Ἀταλάντη, Εὐρωπός, Εἰδομένη. Dieses griechische Material zeigt Berührung mit dem Aiolischen: mak. Κόραννος = Κάρᾱνος mit aiol. ορ = αρ und νν aus σν, mak. Κρατεύας, Γαυάνης, die mit ihren *u*-Diphthongen an thess. Ἀλεύας, Κλεύας erinnern — und das stimmt zu Hellanikos' Ableitung des Makedon von Aiolos (Steph. B. u. Μακεδονία) —, aber auch eine westgriechische Erscheinung, den Wandel von ρσ zu ρρ (mak. Δάρρων = Θάρσων), der freilich auch italisch ist — und damit ist Herodots Gleichsetzung von Makedonisch mit Dorisch (I 56. VIII 43) zusammenzuhalten. Soweit sich nach dem äußerst dürftigen Material urteilen läßt, das uns keinen Aufschluß über den Umfang der griechischen und nichtgriechischen Elemente und über die Flexion im Makedonischen gewährt, mag der Sachverhalt im Einklang mit Thukydides' Schilderung der Anfänge der makedonischen Geschichte II 99 der gewesen sein, daß von den später griechischen Stämmen sich | frühzeitig ein Stamm losgelöst und in die Gebirgstäler nördlich von Thessalien gewandt hat. Er unterwarf die dortige illyrische oder thrakische Bevölkerung und verschmolz mit ihr zu einem Volk, dessen Idiom demgemäß auch eine Mischsprache war.

AugFick, KZ. XXII 193 ff. erklärte das Makedonische einseitig für einen griechischen Dialekt. Seiner Ansicht treten bei GHatzidakis, Zur Abstammung der alten Makedonier, Athen 1897. Idg. F. XI (1900) 313 ff. KZ. XXXVII (1904) 150 ff. Γλωσσολογ. Μελέται I (Athen 1901) 32 ff. Φιλολογικαὶ Μελέται (Athen 1911) 87 ff. und OHoffmann, Die Makedonen, Gött. 1906, eine Monographie, die die Frage am ausführlichsten behandelt und das ganze einschlägige Material zusammengestellt hat. Gegen den griechischen Charakter der Makedonier äußerte sich GKazarow, Observations sur la nationalité des anciens Macédoins Rev. ét. gr. XXIII (1910) 243 ff. KOMüller, Über die Wohnsitze, die Abstammung und die ältere Geschichte des makedon. Volkes, Berlin 1825, und HHirt, Die Indogermanen, Straßb. 1905—7, I 149 ff. II 602 ff. sehen in den Makedonen Verwandte der Illyrier. Ich habe meinen Standpunkt Einleit. 288. Berl. ph. W. 1897, 1105. GGA. 1910, 69 ff. dargelegt. VLesný, KZ. XLII (1909) 297 ff. weist auf die makedonischen Worte mit Aspiraten statt Medien hin und erklärt die doppelte Vertretung der Aspiraten im Makedonischen durch Mischung. FSolmsen, Berl. ph. W. 1907, 275 machte sich anheischig nachzuweisen, daß die Makedonier und andere Stämme das Mittelglied zwischen Aiolern und Westgriechen bildeten.

Spätere Schicksale der griechischen Dialekte

Wir haben bisher die ältesten Schicksale der griechischen Dialekte kennen gelernt, wie sie durch die Schichtung der Stämme bedingt waren, wobei alle dialektischen Erscheinungen, die sich noch nicht sicher einordnen lassen, übergangen wurden. In jüngerer Zeit, nach der westgriechischen Einwanderung, entstanden nun natürlich neue dialektische Veränderungen, die mit der alten Gruppierung der Stämme nichts mehr zu tun haben. Soweit diese jüngeren Erscheinungen örtlich beschränkt auftreten, können sie hier aus Raummangel nicht behandelt werden. Manche verbreiteten sich aber weiter und griffen über die alten Mundartengrenzen hinaus. So hat der ionisch-attische Schwund von F schon in der Zeit unserer ältesten Inschriften auch die Insel Thera ergriffen und sich frühzeitig auch dem Aiolischen mitgeteilt, dann sich auch auf die meisten übrigen Dialekte erstreckt. ττ hat sich schon in präliterarischer Zeit von Boiotien aus auf den attischen Dialekt ausgebreitet und ist sogar über den Euripos nach Eretria und Styra gewandert. Ein überseeischer Austausch dialektischer Merkmale scheint sich zwischen Elis und Kreta vollzogen zu haben. Die spezifisch kretische erst ca. in das 4. Jahrhundert fallende Verschiebung von δδ (= att. ζ) zu ττ (gort. ἀττάμιον = ἀζήμιον GDI. 5021, 15) kehrt auf einer Inschrift des 4. Jahrh. aus Olympia wieder: ἀττάμιον, νοστίττην = νοστίζειν (Arch. Jahreshefte 1 [1898] 198). Umgekehrt findet sich der elische Wandel von η in ᾱ vereinzelt auf einem gortynischen Stein des 3. Jahrh.: Τᾶ[να] (GDI. 5023, 12, unsicher in Hierapytna 5039, 11 = CIG. 2555) = Ζᾶνα, el. Ζᾶνες, und in dem Beinamen des Zeus Ὀράτριος (Ττῆνα Ὀράτριον GDI. 5024, 61. Τῆνα Ὀ. 5039, 11. Ζῆνα Ὀ. 5041, 13), der ein el. Ϝράτριος (zu el. Ϝράτρᾱ aus Ϝρήτρα) wiedergibt, beides vielleicht als ʻLehnwörter' aufzufassen.

Die weiteren Schicksale der griechischen Dialekte sind durch das Aufkommen der Gemeinsprache, der Κοινή, bedingt, die die alten Mundarten verdrängt, um an ihre Stelle zu treten. Das allmähliche Zurückweichen der Dialekte im Schriftgebrauch können wir besonders an den Inschriften deutlich verfolgen. Zuerst verschwinden die örtlich beschränkten Eigenheiten, in Satzfügung und Wortwahl werden die Unterschiede von der attischen Prosa immer geringer, und zuletzt bleiben nur einige | wenige weitreichende Dialektmerkmale, z. B. in dorischen Inschriften das ᾱ von δᾶμος, πρᾶτος oder in ionischen die Formel ἐφ' ἴςῃ καὶ ὁμοίῃ. Das Tempo, in dem die Dialekte aus der Kanzleisprache verschwanden, war in den einzelnen Landschaften ein verschiedenes. Die ionische Schriftsprache wich besonders früh, schon im 3. Jahrh. v. Chr., der verwandten attischen; in den dorischen Landschaften dagegen hielt sich ziemlich lange, bis ins 1. vorchristliche Jahrhundert, unterstützt von der föderativen Politik des Aitolischen und Achäischen Bundes ein ausgeglichener, gemilderter Dorismus, den man nicht unzutreffend als eine ʻdorische Κοινή' bezeichnet hat.

Wann die Dialekte auch aus dem mündlichen Gebrauch gekommen sind, können wir nicht genau feststellen. Die literarischen Nachrichten hierüber sind spärlich. Nach Sueton. Tib. 56 wurde zu Tiberius' Zeit noch dorisch gesprochen. Pausanias VI 27, 11 berichtet, daß die Messenier ihren dorischen Dialekt nicht aufgegeben und ihn bis zu seiner Zeit (um 170 n. Chr.) am treuesten von allen Peloponnesiern bewahrt hätten. Aus den Inschriften kann ein sicherer Schluß auf die gesprochene Sprache nicht gezogen werden. Das Schwinden der Mundart in jenen kann zwar ganz im allgemeinen als ein Vorläufer derselben Erscheinung im mündlichen Gebrauch betrachtet werden, aber ein genauer Zeitpunkt ergibt sich daraus für letztere

nicht. Vermutlich hat die Landbevölkerung länger am Dialekt festgehalten als die Städte, denen der regere Verkehr die Gemeinsprache zuerst zuführen mußte. Die Tatsache aber, daß ein Rest des lakonischen Dialekts sich bei den Tsakonen sogar bis heute erhalten hat, muß davor warnen, den Untergang der gesprochenen Mundart in allzu frühe Zeit zu verlegen. Die Τσάκωνες, die in wenigen Ortschaften am östlichen Abhange des Malevó (Parnon) bis zum Meere hin, also in der antiken Kynuria wohnen, sprechen einen den übrigen Griechen nicht verständlichen Dialekt, der, wenn auch vermischt mit Elementen der allgemeinen neugriechischen Volkssprache, zahlreiche Merkmale des Spätlakonischen bewahrt: 1. dor. ᾱ: μάτη 'Mutter' = lak. μᾱ́τηρ. 2. υ = *u*, nach Dentalen wie im Boiotischen *ju*: γουναῖκα = γυναῖκα, λιούκο = λύκος (vgl. boi. Λιουκίσκος). 3. ε vor Vok. > ι: ἐννία '9'. 4. θ > σ: σηλυκό = θηλυκόν. 5. Schwund von intervokalischem σ: δροῦα = δρῶσα. 6. Rhotazismus von auslautendem σ τᾶρ = τᾶς. 7. Bewahrung von Ϝ: δαβελέ = δαϜελός, att. δᾱλός. 8. Wandel von ρν > νν: βάννε 'Lamm' = Ϝαρνίον, vgl. βάννεια· ἄρνεια Hesych, gort. ὄννιθα aus ὄρνιθα. 9. ἐτῆνε 'jener' = dor. τῆνος. 10. *kh*, *th* aus σκ, στ: ἀκhό = lak. ἀκκόρ aus ἀσκός, ἔτhε = ἔστε (vgl. lak. ἔττασαν = ἔστασαν, s. Glotta XII [1923] 204). Bei den Tsakonen hat sich der alte Dialekt so lange halten können, weil sie durch den im Westen steil abfallenden Malevo vom übrigen Peloponnes abgeschnitten sind. Immerhin läßt sich danach die Möglichkeit nicht leugnen, daß auf dem Land oder mindestens im Gebirge die Mundarten viel länger bewahrt wurden, als wir ahnen können.

Die ganze Frage des Schwindens der griechischen Dialekte verlangt eine eigene Untersuchung, womit PWahrmann, Prolegomena zu einer Geschichte d. griech. Dialekte im Zeitalter des Hellenismus, Wien 1907, den Anfang gemacht hat. Ferner hat EKieckers, Idg. Forsch. XXVII (1910) 72 ff. das Eindringen der Κοινή in Kreta, MButtenwieser, ebd. XXVIII (1911) 76 ff. ihre Aufnahme in Boiotien behandelt. — Bemerkenswert ist, daß Suidas, der Lexikograph des 10. Jahrh., noch einen Namen von thessalischer Form trägt: Σουίδας aus Σωίδας GDI. 345, 90 u. ö.

Die Sprache der Literatur

Die Entwicklung der literarisch verwendeten Dialekte und der schriftlich fixierten Sprache folgt ihren eigenen Gesetzen und erfordert daher eine gesonderte Betrachtung: sie steht jedoch bei den Griechen in einem so innigen Zusammenhang mit der Entwicklung der Literatur selbst und der literarischen Gattungen, daß sie von deren Darstellung schwer getrennt und in diesem kurzen sprachgeschichtlichen Abriß nur gestreift werden kann.

Die älteste literarische Gattung der Griechen, das homerische Epos, stellt uns sogleich vor eine Reihe schwieriger sprachgeschichtlicher Probleme.

Eine auf der Höhe der Wissenschaft stehende und vollständige Darstellung der epischen Sprache fehlt. Vorläufig müssen wir uns mit den Werken von HAdMonro, A Grammar of the Homeric Dialect, [2]Oxford 1891, GVogrinz, Grammatik der homer. Sprache, Paderb. 1889, und IvanLeeuwen, Enchiridium dictionis epicae, [2] Leiden 1918 behelfen. Eine zusammenfassende Behandlung der an das Epos sich knüpfenden sprachlichen Fragen bietet PCauer, Grundfragen der Homerkritik, [3] Lpz. 1921, besonders im 6. Kap. KWittes Bearbeitung des Artikels Sprache RE. unter Homeros Sp. 2213 ff. ist ganz auf seine metrische Theorie zugeschnitten. Eine neue eingehende Untersuchung der Sprachform des Epos hat KMeister, Die homerische Kunstsprache (Preisschriften der Jablonowskischen Gesellschaft XLVIII, Lpz. 1921) geliefert. Viel Belehrung über verschiedene Erscheinungen der homerischen Sprache findet man in den großen Einzeluntersuchungen von WilhSchulze, Quaestiones epicae, Gütersloh 1892 und JWackernagel, Sprachliche Untersuchungen zu Homer (Forschungen z. gr. u. lat. Gramm., hrsg. von PKretschmer und WKroll, 4. Heft, Götting. 1916 = Glotta VII 161 ff.). Der homerische Wortschatz ist in HEbelings Lexicon Homericum

(Lpz. 1880–85) und AGehrings Index Homericus (Lpz. 1891) gebucht. Die Etymologie schwieriger Wörter behandelt FBechtel in seinem Lexilogus zu Homer (Halle 1914); dadurch ist PhButtmanns Lexilogus für Homer und Hesiod (Berl. 1818–25) – wenigstens was Homer betrifft – ersetzt; er hat für den damaligen Stand der Etymologie Hervorragendes geleistet, ist jetzt aber natürlich teilweise veraltet. Eine gute Einführung in die Probleme der homerischen Sprache stellt EdHermanns Sprachwissenschaftlicher Kommentar zu ausgewählten Stücken aus Homer (Heidelb. 1914) dar, dem eine Probe in der Festschrift der Hansaschule zu Bergedorf (1908) 171–214 vorherging.

Die Sprache der homerischen Gedichte ist der ionische Dialekt vermischt mit einer beträchtlichen Zahl aiolischer Elemente. Dahin gehören z. B. die Formen πίϲυρεϲ = τέϲϲαρεϲ lesb. πέϲυρεϲ, φῆρεϲ = θῆρεϲ; πέλωρ πελώριοϲ = τελώριοϲ, πέλω πέλομαι = kret. τέλομαι, hom. περιτελλομένων (zu lat. *colo, in-quilinus*); der doppelte Nasal aus ϲν, ϲμ in ἀργεννόϲ ἐρεβεννόϲ, ἐραννόϲ, ἄμμεϲ ὔμμεϲ, ἔμμεναι; πόρδαλιϲ (im Venetus A) = πάρδαλιϲ, ἤμβροτον = att. ἥμαρτον; der Diphthong in εὔαδε, αὐερύω, οὖαϲ, ἔχευα, ἀλεύαϲθαι; die Apokope in κάππεϲε, κάλλιπε usw.; der Dat. Plur. der konsonantischen Stämme auf -εϲϲι: κύνεϲϲι, πόδεϲϲι, ἄνδρεϲϲι, Αἰάντεϲϲι; die Flexion der Contracta nach Art der Verba auf -μι: καλήμεναι, φορήμεναι, ἀλιτήμενοϲ, ἀπειλήτην, ὁμαρτήτην; die Infinitive auf -μεναι wie ἔμμεναι, δόμεναι, ἴδμεναι, τιθήμεναι, ἐλθέμεναι, die sich im Lesbischen wiederfinden, und die auf -μεν, wie ἀγέμεν, ἐχέμεν, φαγέμεν, βεβάμεν, die dem Thessalischen eigen sind; das wie ein Part. Praes. gebildete Participium Perfecti κεκλήγονταϲ, ferner κεκοπών N 60 in der chiischen und Antimachischen Homerausgabe = κεκοπώϲ; die Patronymika auf -ιοϲ: Ποιάντιοϲ υἱόϲ, Καπανήιοϲ υἱόϲ, Νηλήιοϲ, (Ἀγαμεμνονέη ἄλοχοϲ); die Partikel κε neben ἄν. Auch das ᾱ von λᾱόϲ, Λᾱομέδων, θεά, Ποϲειδάων, Μαχάων, Ἰάονεϲ Αἰνείᾱϲ, Ἑρμείᾱϲ, Αἰνείᾱο, πυλάρτᾱο, θεᾱ́ων, θυρᾱ́ων, usw. wird richtiger als Aeolismus denn als urionisch erklärt.

Es entsteht die Frage, wie diese Dialektmischung der epischen Sprache geschichtlich zustande gekommen ist. Zur Lösung des Problems gibt uns die Überlieferung selbst einen gewissen Anhalt, indem sie die Heimat Homers nach Smyrna verlegt, einer Stadt, die, ursprünglich aiolisch, später in die Gewalt von Ioniern aus Kolophon geriet und der Ionisierung verfiel. Da ferner der Schauplatz des ältesten Epos, der Ilias, in der aiolischen Sphäre liegt und sein Hauptheld, Achill, ein Aioler aus Thessalien ist, so dürfen wir annehmen, daß der Ursprung der epischen Dichtung bei den kleinasiatischen Aiolern zu suchen ist und die Ionier sie erst von ihnen übernommen haben. Aber diese Annexion einer literarischen Gattung und die ganze Art des Vorganges bedarf auch dann noch der Aufklärung. Nicht einleuchtend ist die Hypothese von AFick, die ʽΟμηρίδαι, ʽeine kastenartige Innungʼ, seien in Smyrna die Träger des aiolischen Epos gewesen, seien um 700 v. Chr., als die Stadt ionisch wurde, nach Chios ausgewandert, hätten dort die epische Sprache ʽin ganz äußerlicher Weiseʼ ionisiert und in dieser ʽäußerlich ionisierten Aeolisʼ ihre Erweiterungen und Fortsetzungen der alten Epen gedichtet. Wenn man erwägt, daß die Dichter der chorischen Lyrik, auch wenn sie ionischen Stammes waren wie Simonides und Bakchylides, den dorischen Dialekt festhielten, offenbar weil er ihnen von dem Stil dieser Dichtungsgattung unzertrennlich schien, so müßte man erwarten, daß auch das Epos, wenn es seine Ausprägung als literarisches εἶδοϲ ganz und ausschließlich den Aiolern verdankte, seinen ursprünglichen aiolischen Dialekt besser bewahrt hätte. Also wird der Anteil der Ionier an der Ausbildung des Epos weit größer gewesen sein, als Fick annimmt: die Versuche, den aiolischen Grundstock von Ilias und Odyssee wiederherzustellen, sind vergeblich, weil es einen solchen nie gegeben hat. Wahrscheinlich haben es die Aioler nur zu kürzeren Heldenliedern gebracht

und erst die Ionier die großen Epen geschaffen, die allein schriftlich aufgezeichnet wurden und uns erhalten sind. Bemerkenswert ist, daß die meisten aiolischen Elemente mit den entsprechenden ionischen Formen metrisch nicht gleichwertig sind und daher durch sie nicht ersetzt werden können, zweitens, daß die Aiolismen häufig in stehenden Verbindungen und an bestimmten Versstellen vorkommen, z. B. Τελαμώνιος υἱός, ἐριαύχενες ἵπποι, die Gen. Pl. auf -άων am Versschluß. Schon in vorhomerischer Zeit haben also ionische Aoiden aus älterer dichterischer Überlieferung aiolische Wörter und Formeln übernommen und so einen aiolisch-ionischen Kunstdialekt geschaffen, und die Ilias sowie die Odyssee sind von Anfang an in diesem Mischdialekt gedichtet worden. Für den Übergang der aiolischen Dichtung zu den Ioniern ist an eine jüngere Parallele zu erinnern, die | Verpflanzung des aiolischen Liedes durch lesbische Musiker und Sänger — Terpander und seine Nachfolger, Arion von Methymna — unter die Dorier. Ähnlich mögen die aiolischen Sänger der vorhomerischen Zeit unter den Ioniern gewirkt und bei ihnen das Heldenlied heimisch gemacht haben.

Ältere Hauptschrift über die homerischen Aiolismen: GHinrichs, De homericae elocutionis vestigiis aeolicis, Jena 1875. Seine Theorie über die aiolische Urform von Il. und Od. hat AFick zuerst BeitrBezz. VII (1883) 139ff. ausgesprochen, dann weiter ausgeführt in den Werken: Die homerische Odyssee in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt, Götting. 1883. Die homerische Ilias nach ihrer Entstehung betrachtet und in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt, Götting. 1889. Vgl. BeitrBezz. XVI (1892) 1. XXI (1897) 1. XXIV (1900) 1. XXVI (1902) 1ff. — FBechtel, Die Vocalcontraction bei Homer, Halle 1908, S. 11, hat seine Rekonstruktion der aiolischen Urilias (in ERoberts Studien zur Ilias, Berl. 1901, 258ff.) widerrufen. Als Experimente hatten diese Wiederherstellungsversuche manches Lehrreiche. — Zuletzt haben die Frage behandelt PCauer, Grundfragen der Homerkritik, [3] 148ff., AMeillet, Gesch. d. Griech. 169ff. (Aperçu d'une histoire d. l. langue gr. [2] 120ff.), OHoffmann, Gesch. d. gr. Spr. [2] 70ff., KMeister, Hom. Kunstsprache 235ff. — Merkwürdig ist, daß der den Anfang eines Epos bildende Hexameter, den eine Papyrusrolle in der Schulszene auf der Durisvase aufweist (PKretschmer, Griech. Vaseninschr., Gütersloh 1894, 104ff.), in aiolischem Dialekt abgefaßt ist (Μοῖcά μοι ἀ[μ]φὶ Cκάμανδρον ἐύρ[ρ]ων ἄρχομαι ἀ[εί]δειν). Freilich ist der Vers aus zwei verschiedenen Gedichtanfängen kontaminiert und somit von etwas fragwürdigem Wert.

Ein Kapitel für sich bildet die homerische Digammafrage. Ϝ ist in den Epen nicht überliefert, wird aber, wie zuerst Bentley (1732) erkannte, durch das Metrum an vielen Stellen, über 3000, vorausgesetzt, z. B. durch den Hiat Ω 778 ξύλα (Ϝ)άcτυδε, durch die Positionslänge in dem Versschluß Α 606 ἔβαν (Ϝ)οἶκόνδε ἕκαcτοc. In andern Fällen dagegen, über 600, ist die Einsetzung des Ϝ durch das Metrum ausgeschlossen, z. B. in dem Verse Γ 224

οὐ τότε γ' ὧδ' 'Οδυcῆοc ἀγάccαμεθ' εἶδοc ἰδόντεc

wo Ϝεῖδοc Ϝιδόντεc unmöglich wäre. Auch οὐ statt οὐχ vor οἱ, ἑ aus (c)Ϝοι, (c)Ϝε setzt Ϝ- voraus. Die Verse und Versteile, in denen Ϝ berücksichtigt ist, sind offenbar aus einer Zeit vererbt, in der Ϝ noch gesprochen wurde, und wurden beibehalten, als in der lebendigen Sprache der Laut schon geschwunden war und daher auch in den epischen Versen weggelassen wurde. Man schwankt, ob die Digammawirkungen als Aeolismen oder als urionisch anzusehen sind. Die Entscheidung hängt von der ungelösten Frage ab, in welcher Zeit dem ionischen Dialekt das Ϝ verloren gegangen ist, ob es ihm in der Periode, in der die aiolische Dichtung zu den Ioniern überging, schon fehlte. — Bemerkenswert ist, daß der Ersatz von Ϝ- durch υ- und ο-, den das Ionische und danach die jüngere Gräzität mehrfach in Lehn- und Fremdwörtern anwendete, auch in drei homerischen Wörtern schon vorkommt: ὑάκινθοc (ὑακίνθινοc) = dor. Ϝάκινθοc, 'Οιλεύc = Ϝιλεύc, 'Οιλιάδηc etr. *Vilatas* und Οἴτυλοc

B 585, später Βείτυλος di. i. Ϝείτυλος oder Ϝίτυλος. So haben die Phokäer den lucanischen Stadt- und Flußnamen *Velia* (Steph. Byz. Βελέα) mit Ὑελέη, Ὑελῆ, auf Münzen Ϝελητέων, Ὑελητέων, wiedergegeben; später nur Ἐλέα mit der sonst üblichen Vernachlässigung des *w*-Lautes. Vgl. ferner Ὕαγνις und *Agnis* = Ϝάγνις, Ὄαξος in der Koine = kret. Ϝάξος, υέργων = kret. Ϝέργων u. a.

Die Literatur über die Digammafrage verzeichnet GMeyer, Griech. Gramm., [3] S. 316. Dazu Cauer, Grundfragen, [3] 86, 151 ff., Solmsen, Untersuchungen zur griech. Laut- u. Verslehre, 133 ff., Danielsson, Idg. Forsch. XXV (1909), 265 ff. — Über eine sehr unsichere Spur von Ϝ in einem antiken Homertext werde ich an anderer Stelle handeln. Hom. ὑάκινθος, Ὀιλεύς, Οἴτυλος habe ich Wiener Eranos (Wien 1909) 118 ff. erörtert. Unrichtig urteilt darüber KMeister, Hom. Kunstsprache, 196 ff.

Wie in der Dialektmischung zeigt die epische Sprache auch in zahlreichen anderen Erscheinungen ihren künstlichen, durch eine lange Überlieferung ausgebildeten Charakter, | vor allem in dem Einfluß des Metrums auf die Sprachform. Dem Hexameter widersprechen Wortformen mit Quantitätenfolgen wie ◡◡◡, –◡–, ◡––◡. Die epischen Dichter wandten hier zwei Mittel an: 1. ein lautliches, die sogen. metrische Dehnung. Die Aioler verdoppelten d. h. dehnten in solchen Fällen eine auf die unbequeme Kürze folgende Liquida oder Nasalis (θερράπονος, πέρρυσι), die Ionier dehnten den kurzen Vokal. Der aiolischen Weise entspricht hom. ἐννοσίγαιος gegenüber ion. εἰνοσίφυλλος für ἐνοσι-, σύννεχες, ἔννεπε neben ἐνέπων, ἐννεσίῃσι neben ἐνετῇσι. Viel häufiger ist die Vokaldehnung: ἀ̄θάνατος, ἀ̄πονέεσθαι; εἰνάλιος, εἰν ἀγορῇ, ὑπείροχος, ὑπεὶρ ἅλα, Πειρίθοος = περίθοος, ἀπειρέσιος und ἀπερείσιος = ἀπερέσιος zu πέρας, οὐλόμενος, οὔνομα, Οὐλύμποιο, Πρῑαμίδης usw. 2. ersetzte die epische Technik unbequeme Wortformen durch metrisch passende Neubildungen, die sie zu diesem Zweck auf dem Wege der Analogie schuf. So wurden ἐσόμεθα, μαχόμεθα, γενόμεθα usw. wegen ihrer vier Kürzen durch ἐσόμεσθα, μαχόμεσθα, γενόμεσθα ersetzt, deren -σθ- aus der 2. Pl. ἔσεσθε bezogen wurde. Vor der bukolischen Diärese, wo Daktylen beliebt waren, finden sich auffällig viele solcher künstlichen Bildungen, z. B. Δ 399

τοῖος ἔην Τυδεὺς Αἰτώλιος· ἀλλὰ τὸν υἱὸν

sonst nur Αἰτωλός. Ebenso ἀέθλια statt ἄεθλα, ἐλώρια Α 4 statt ἕλωρ oder ἕλωρα, ἀνόστιμον δ 182 statt ἄνοστον nach νόστιμος, δαφοινεόν statt δαφοινόν, εὐρέα statt εὐρύν, διώκετο, ἀκούετο, νοήσατο und andere Media statt des Aktivs.

Über den teilweise künstlichen Charakter der epischen Sprache AMeillet, Du caractère artificiel de la langue homérique, Mem. Soc. Lingu. XV (1908) 165 ff. Aperçu [3] 127 ff. und zuletzt besonders KMeister, Hom. Kunstsprache, 1 ff. 226 ff. — Die metrische Dehnung ist sehr gründlich in WilhSchulzes Questiones epicae (Gütersloh 1892) behandelt. Einzelnes berichtigen OADanielsson, Zur metrischen Dehnung im älteren griech. Epos, Upsala 1897. Idg. Forsch. XXV (1909) 264 ff. und FSolmsen, Untersuchungen zur griech. Laut- und Verslehre, Straßb. 1901. Vgl. ferner KMeister a. a. O. 34 ff. — Den Einfluß des Metrums auf die Wortbildung haben zuerst ImmBekker, Monatsber. Berl. Akad. 1859, 265 ff. und Ellendt, Über den Einfluß des Metrums auf Wortbildung und Wortverbindung bei Homer (Progr. Königsberg 1861) erkannt. Über die Endung -μεσθα PKretschmer, KZ. 33 (1895) 570 Anm. 2. Dann hat KWitte, Singular und Plural (Lpz. 1907) und in vielen Aufsätzen Glotta I (1909) 132. II (1910) 8. III (1912) 105 ff. IV (1913) 1. 209. V (1914) 8 ff. RE. VIII 2213 ff. diesen metrischen Gesichtspunkt ausgeführt und energisch betont, aber auch etwas überspannt. Vgl. PKretschmer, Glotta VI (1915) 280 ff. und die neuen Darlegungen von KMeister a. a. O., 1 ff., der Wittes Voraussetzung bestreitet, daß die epischen Dichter sich bemüht hätten, den Hexameter möglichst daktylisch zu gestalten und daher in schlechthin allen Füßen außer dem 6. den Daktylus bevorzugt hätten.

Wie sich in der Mischung aiolischer und ionischer Elemente zwei verschiedene Stufen der epischen Entwicklung spiegeln, so enthält die homerische Sprache auch

sonst ältere und jüngere Formen neben und übereinander. Der Versschluß ἐμείναμεν ἠῶ δῖαν, die durchgehende Stellung des -ῶ in der Senkung lassen auf ehemaliges ἠόα schließen, das, nachdem die lebendige Sprache zur Kontraktion übergegangen war, durch ἠῶ ersetzt wurde. Überall ist hier die Zeitfrage aufzuwerfen: wann ist ἠῶ in den homerischen Text gekommen? Früher war man geneigt, die Änderungen für verhältnismäßig jung, für Fehler der Abschreiber zu halten: sie sind indessen zum großen Teil viel älter und fallen noch in die epische Zeit selbst. Dies gilt besonders auch von den viel umstrittenen epischen Zerdehnungen. Auch ihnen liegen offene Formen zugrunde, an deren Stelle kontrahierte treten, denen metri causa die entsprechende Kürze vorgeschlagen wurde. Also ὁρόω ὁρόωcα ὁρόῳτε ὁράᾳc ὁράαcθαι sind für ὁράω ὁράουcα ὁράοιτε ὁράειc ὁράεcθαι eingesetzt worden, als diese Formen in der lebendigen Volkssprache zu ὁρῶ ὁρῶcα ὁρῷτε ὁρᾷc ὁρᾶcθαι kontrahiert worden waren. Die Kühnheit, die sich die epischen Dichter bei dieser Zerdehnung gestatteten, erklärt sich entweder musikalisch d. h. wie die Verteilung eines Vokals beim Gesang auf zwei Noten (vgl. Γαλαταᾶν, Τριτωωνίδοc in den delphischen Hymnen BCH. XVIII [1893] 574. 576) oder sprachlich aus der zweigipfligen Aussprache der aus zwei Vokalen zusammengezogenen ᾱ und ω, vgl. falisk. *vootum*. Zweifellos fällt aber die Entstehung dieser zerdehnten Formen noch in die epische Zeit; Archilochos Κρηήτη = Κρήτη, Simonides πυυρ = πῦρ sind anscheinend ähnlicher Natur. — Wie mit dem Ersatz offener Formen durch kontrahierte, wird es mit der Verdrängung der Aeolismen durch ionische Formen gegangen sein. Wenn πάρδαλιc, κεκοπώc früher aiol. πόρδαλιc, κεκοπών gelautet haben, dann kann auch cτρατόc an die Stelle von älterem cτροτόc, βεβαώc an die Stelle von βεβαών getreten sein, und es ist an sich denkbar, daß auch Aeolismen wie Μοῖcα = Μοῦcα einst der homerischen Sprache angehörten und die aiolischen Elemente erst im Laufe der epischen Entwicklung auf die metrisch geschützten Fälle beschränkt wurden. — In nachhomerische Zeit dagegen dürften Beseitigungen von Digammawirkungen fallen, die in den ältesten Handschriften noch bewahrt sind. Z. B. Ω 320 beginnt in fast allen Handschriften δεξιὸc ἀίξαc ὑπὲρ ἄcτεοc, aber der Papyrus Bankes hat διὰ ἄcτεοc; Φ 399 bietet der Ambrosianus und ein Laurentianus ὅcca ἔοργαc für das sonstige ὅcca μ' ἔοργαc. Annäherungen an die lebendige Sprache und anderen Entstellungen ist der homerische Text auch in dieser Periode nicht entgangen: ich greife ein Beispiel heraus. Od. ο 244. 253 bieten die meisten Handschriften Ἀμφιάραον; aber Zenodot schrieb Ἀμφιάρηον, das auch der Harleianus, Palatinus und andere Handschriften bewahrt haben. Mit η wird der Name auch auf den ältesten korinthischen und attischen Vasen geschrieben, mit α erst auf den rotfigurigen. Die Form Ἀμφιάραοc ist also wahrscheinlich erst im 5. Jahrh. v. Chr. aufgekommen und nicht früher in den Homertext gelangt.

An JWackernagels Theorie über die epische Zerdehnung BeitrBezz. IV (1880) 259ff. war richtig die Erkenntnis, daß den zerdehnten offene Formen zugrunde liegen, unrichtig die Verlegung des Vorgangs in die nachepische Zeit. Der homerischen Zeit wies die zerdehnten Formen zuerst zu PKretschmer, Griech. Vaseninschr. (1894) 121. Verschiedene Erklärungsversuche bei OADanielsson, Zur metr. Dehnung (1897) 64ff. KEulenburg, Idg. Forsch. XV (1903/4) 177ff. RThurneysen, Idg. Anz. XXII (1908) 65. AFick, BeitrBezz. XXX (1906) 279ff. HEhrlich, RhMus. 63 (1908) 107ff. HJacobsohn, KZ. 42 (1909) 285. EdHermann, KZ. 46 (1914) 241ff. PCauer, Grundfragen, [3] 91ff. KMeister, Hom. Kunstsprache, 62—80. — Attische Färbung der homerischen Sprache hat besonders PCauer a. a. O. 111ff. im Zusammenhange mit seiner Ansicht, daß die Epen zuerst in Athen zur Zeit des Peisistratos niedergeschrieben worden seien, betont. Ausführlich erörterte die Attizismenfrage JWackernagel in einer eigenen Schrift Sprachliche Untersuchungen zu Homer (Götting. 1916) = Glotta VII 161ff. Einspruch dagegen erhoben UvWilamowitz, Die Ilias und Homer (Berl.

1916) 506ff. und KMeister, Hom. Kunstspr., 169. 204. 249f. — Bis zum Überdruß erörtert ist die Streitfrage des μεταχαρακτηριcμός, d. h. die Annahme, daß manche Entstellungen des homerischen Textes durch seine Umschrift aus einem archaischen (altionischen oder altattischen) Alphabet ins moderne ionische entstanden seien. Bekämpft wurde diese Ansicht von UvWilamowitz, Homer. Untersuchungen (Berl. 1884) 286ff., S. Ber.Berl.Ak. 1910, 306. ALudwich, Aristarchs homerische Textkritik II (Lpz. 1885) 420. PKretschmer, Glotta III (1912) 307ff V (1914) 261. VI (1915) 282ff. Dafür traten namentlich ein PCauer, Grundfragen, [3] 99ff. RudHerzog, Die Umschrift der älteren griech. Literatur in das ion. Alphabet (Basel 1912). JWackernagel, Glotta VII (1916) 243ff.

Das ionische Epos hatte ein ausgeprägtes literarisches Idiom geschaffen, das auch von Dichtern nichtionischer Herkunft verwendet wurde und seine konventionelle Form durch alle Zeiten bewahrte. Wie die verschiedenen Verfasser der sogenannten Homerischen Hymnen braucht auch der Boioter Hesiod diese aiolisch-ionische Sprache des Epos. Er hat jedoch einige Aeolismen mehr als Ilias und Odyssee: ἀρώμεναι (WT. 22), αἴνημι (683), den Gen. Plur. τριηκόντων (696), den Akk. ἄψιν = ἁψῖδα (426). Auffälliger sind gewisse Dorismen bei ihm: τέτορ(α) (WT. 698), der Akk. Pl. der ᾱ-Stämme auf -ᾰς (κουρᾰς Th. 60 u. a.), ferner zwei Erscheinungen, die entweder aus einem dorischen Dialekt oder aus dem Aiolischen herrühren können, die Apokope von περί (περοίχεται Th. 733, περίαχε 678), die im Thessalischen, Phokischen, Lokrischen, Elischen, Lakonischen und im Aiolischen vertreten ist, und der Gen. Pl. auf -ᾶν (μελιᾶν WT. 145, θεᾶν Th. 41). Woher sie stammen, ist noch nicht aufgeklärt.

HLAhrens (Kleine Schriften, Hannover 1891, I 174f.) führt die aiolischen Elemente der 'Werke und Tage' auf die Abkunft des Vaters Hesiods aus dem aiolischen Kyme, die Dorismen auf den Einfluß der hieratischen delphischen Poesie zurück. AFick (Hesiods Gedichte, Götting. 1887) wendet auch auf Hesiod seine bekannten Grundsätze an und läßt die Ἔργα in ursprünglich rein aiolischem Dialekt abgefaßt sein. — Die Ἀcπὶc Ἡρακλέουc v. 302 weist sogar einen Akk. Pl. auf -οc (ὠκύποδαc λαγὸc ἥρευν) auf. Vgl. zu Hesiod HJacobsohn, Phil. LXVII (1908) 325ff. 481ff. passim.

Die epische Dichtung hatte den Hellenen die erste Literatursprache gegeben: der von ihr geschaffene Sprachstil übte naturgemäß auch auf die in der Folgezeit entstehenden Gattungen der poetischen Literatur seinen Einfluß aus. Am stärksten äußerte sich diese Wirkung begreiflicherweise in den Dichtungsgattungen, die mit dem Epos das daktylische Metrum gemein hatten, der Elegie und dem Epigramm. Die Sprache der Epigramme können wir sicherer als die anderer literarischer εἴδη beurteilen, weil sie uns nicht nur in Handschriften vorliegt, wo sie durch die Abschreiber entstellt sein kann, sondern auch aus antiker Zeit selbst auf Stein und Bronze, also in authentischer Form überliefert ist. Wir können aus diesem Material für die ältere Zeit die Regel ableiten: der Epigrammdichter verwendet in erster Linie seine eigene Mundart, gebraucht aber epische Dialektformen, wenn sie ihm metrisch bequemer, d. h. denen des eigenen Dialekts metrisch nicht gleichwertig sind, und entnimmt außerdem dem Epos einzelne Ausdrücke und Wendungen. So wird, da das daktylische Metrum viel Kürzen fordert, oft die homerische Genetivendung -οιο dem epichorischen -ου oder -ω vorgezogen. Z. B. schreibt man in Korkyra (IGA. 346, 6):

cὺν δάμωι τόδε cᾶμα καcιγνήτοιο πονήθη.

Es fällt dem Dichter nicht ein, das korkyr. δάμωι, cᾶμα durch homerisches δήμωι, cῆμα zu ersetzen, aber die epische Endung -οιο, die eine Kürze vor -ου voraus hat, verwendet er. Aus demselben Grunde erscheint homer. ἔην statt ἦν (in Chios, EHoffmann, Sylloge epigr. graec., Halle 1893, 63, 4), ἐνί statt ἐν (Elateia, EHoffmann 189, Paros n. 302 usw.); umgekehrt augmentlose Verbalformen, wo eine Silbe weniger be-

nötigt wurde: θάνε statt ἀπέθανε (Pherai, EHoffmann 193 u. o.), νίκασε (Kephallenia, Hoffmann 388). Das Augmentum temporale fehlt, wo eine Kürze statt einer Länge erforderlich war (ὄλετο Pharsalos, EHoffmann 55). Der Athener braucht im Epigramm aus metrischer Bequemlichkeit γαῖα für γῆ (EHoffmann 69. 90. 133), ἠελίου für ἡλίου (n. 73), φιλέων für φιλῶν (n. 108), ἐών für ὤν (n. 73), νηός, Κεφαλῆος für νεώς, Κεφαλέως (n. 108. 268), am Versschluß Ἀθήνη statt Ἀθηναία. Um einen Hiatus zu vermeiden, erscheint das paragogische ν auch in Gegenden, die es in Prosa nicht kennen (z. B. θῆκεν ἀποφθίμενος Thespiai, EHoffmann 56). Zu demselben Zweck oder, um Positionslänge zu erzeugen, wird τοῦ, τόν usw. in relativer Funktion verwendet: auf Chios (EHoffmann 63)

αὐτῇ ἐπέστησεν, τοῦ παράκοιτις ἔην.

Den stilistischen Einfluß der homerischen Sprache bezeugen die zahlreichen dem Epos entlehnten Ausdrücke und Formeln wie κασίγνητος für ἀδελφεός, παράκοιτις für γυνή (Chios, EHoffmann 63), ἀποφθίμενος statt ἀποθανών, πινυτός (17), ὄρχαμος (252), Διὸς γλαυκώπιδι κούρῃ, τὸ γὰρ γέρας ἐστὶ θανόντων, ἐνὶ μεγάροις ἐγένοντο usw. Ein besonderer Fall ist es, wenn Heimat des Verfassers und Aufstellungsort der Inschrift verschieden sind. Dann wird entweder der Dialekt des Aufstellungsortes gewählt — so in Athen in dem Grabepigramm des Aigineten IG. II 2753, des Gortyniers II 2867, der Herakleotin II 2920 — oder es wird der Heimatsdialekt beibehalten, z. B. von den Ioniern in Athen (AKirchhoff, Herm. V [1870] 48 ff.); auch Dialektmischung konnte dann eintreten.

Diese aufgestellte Regel erleidet nun zwar schon in älterer Zeit gewisse Ausnahmen, aber sie können die Regel nicht umstoßen. So begegnen wir auf der Grabschrift des Pythagoras von Salybria (EHoffmann 32) Πυθαγόρην neben προξενίας, δημοσίᾳ, Σαλυβρίαν, und andererseits auf einer Weihinschrift aus Athen dorischem ᾱ: Ἀθάνα neben πολιήοχε, μνῆμ', ἧδε (EHoffmann 242), Ἀθαναίᾳ neben ἀπαρχήν (EHoffmann 214). In jüngerer Zeit häufen sich solche Fälle: ein Nebeneinander von ion. att. η und dor. ᾱ | ist hier nichts Seltenes; sogar aiol. Μοισᾶν begegnet gelegentlich auf einer attischen Grabschrift des 4.—2. Jahrh. v. Chr. (GKaibel 845). Hier hat der Einfluß der epischen Sprache, der dorischen und der aiolischen Lyrik die Regel durchbrochen oder, wenn man will, aufgehoben, wofür in einzelnen Fällen noch besondere Anlässe bestanden. In einem vereinzelten Fall, dem Epigramm | des Antigenes, AP XIII 28, äußert sich die Einwirkung der dorischen Chorlyrik schon im Metrum. In dieser Weihinschrift eines Dreifußes für einen choregischen Sieg hat der Dichter dem Anlaß entsprechend gegen die Sitte ein dithyrambisches Versmaß gewählt und demgemäß am Schlusse des Epigrammes dorisch-aiolische Formen gebraucht: νίκαν, ἕκατι, θεᾶν, Μοισᾶν.

Vgl. RWagner, Quaestiones de epigrammatis graecis gramm., Lpz. 1883. AvMeß, Quaestiones de epigrammate attico et tragoedia antiquiore dialecticae, Bonn 1898, ergänzt und berichtigt AKirchhoffs Ausführungen Herm. V s. o. — Ein Beispiel der Dialektmischung bietet die Weihinschrift des Theräers Archedamos EHoffmann 270 mit dor. ἐξηργάξατο neben att. Ἀρχέδημος (auf anderen Inschriften schreibt er sich Ἀρχέδαμος), Νυμφῶν, φραδαῖσι. BernhKock, De epigrammatum graecorum dialectis Diss. v. Münster (Gött. 1910) teilt obige Ansichten, leitet aber unrichtig das ᾱ von Ἀθάνᾱ, λᾱός, ἕκᾱσι, νᾶμα in att. Epigrammen und in den iambischen Teilen (Dialogen) der Tragödie aus dem Urattischen ab. Über Antigenes UvWilamowitz, Herm. XX (1885) 62ff., über Simonides' Epigramme ders. GGN. 1897, 306ff.

Da das Epigramm nur eine bestimmte Anwendung der Elegie darstellt, so erwarten wir in dieser dieselben Sprachverhältnisse. Indessen zeigt die Überlieferung der elegischen Kunstdichtung einen viel engeren Anschluß an die epische Sprache

als die volkstümliche epigrammatische Dichtung der älteren Zeit. Wieweit hier überall im einzelnen die echte Form erhalten oder entstellt ist, muß dahingestellt bleiben. Dagegen entzieht sich die iambische Dichtung, soweit sie uns vorliegt, als ein selbständiges Gewächs der ionischen Poesie dem Einfluß der epischen Kunstsprache und bedient sich des reinen Volksdialekts. Ähnlich steht es mit der melischen Dichtung: die lesbischen Aioler, die das Einzellied auf eine künstlerische Stufe erhoben, für uns vertreten durch Alkaios und Sappho, verwendeten für die literarische Gattung, die sie schufen, naturgemäß ihren Heimatsdialekt, verstatteten jedoch der epischen Sprache einigen, wenn auch keinen großen Einfluß. Dasselbe gilt von der boiotischen Dichterin Korinna, von der uns in letzter Zeit durch Papyrusfunde neue Bruchstücke geschenkt worden sind. Auf dorischem Boden war es das Chorlied, das die eifrigste Pflege fand und dadurch zu einem eigenen poetischen εἶδοϲ gestaltet wurde. Die Sprache dieser chorischen Dichtung bietet eine auffälligere Erscheinung als die der anderen lyrischen Gattungen. Ihre Grundlage bildet zwar ein — örtlicher Besonderheiten mehr oder weniger entkleideter — Dorismus, aber daneben begegnen aiolische Elemente, und der gewohnte homerische Einschlag fehlt nicht. So finden wir bei Alkman neben den Merkmalen dorischer Mundart (ἡτί, Μῶϲα, ὠρανόν, τὼϲ ἀρίϲτωϲ, πωλύϲ, ὅκα, πόκα) in den femininen Partizipien das lesbische οι (ἔχοιϲα, φέροιϲα, λιποῖϲα usw.) und außerdem Homerismen wie das Fehlen des Augments (τέκε, κέντο, δῦϲαν), die Form εὕδουϲιν, in einem freilich verderbten Verse den Kasus auf -φι (ὠρανίαφι). In den Fragmenten des Ibykos und Stesichoros treten die aiolischen Formen ganz zurück und die epischen Bestandteile (Ὠκεανοῖο, ὄχεϲφι, θρέψαν, κτάνον, παμφανόωντα, γεγαῶταϲ) um so mehr hervor, besonders auch im Stilistischen (κουριδίαν ἄλοχον, εὔϲελμοϲ, ὀνομάκλυτοϲ, ἐέλδωρ, ἀπειρεϲίου κυνυλαγμοῦ). Das aiolische Element in der chorischen Lyrik ist offenbar dem Einfluß der lesbischen Lieder zuzuschreiben, von denen das Chorlied nur eine auf dorischem Boden entwickelte Abart darstellt. In dem in Sparta wirkenden Kitharoden Terpandros von Antissa tritt uns der Typus des unter Doriern wirkenden lesbischen Sängers entgegen, von dem der sapphische Vers gilt: πέρροχοϲ ὡϲ ὅτ᾽ ἄοιδοϲ ὁ Λέϲβιοϲ ἀλλοδάποιϲιν. Er und seine Nachfolger machten die aiolische Gesangeskunst in Lakonien heimisch, die sich dort nunmehr selbständig weiter entwickelte. Nachdem aber die dorische Chorlyrik einmal ihren eigenen Stil ausgebildet hat, bleibt er von ihr auch auf nichtdorischem Boden unzertrennlich, und so verwenden auch die Ionier Simonides und Bakchylides, der Boioter Pindar diese künstliche Mischsprache. Aeolismen sind bei Simonides und Bakchylides nicht sehr zahlreich: κλεεννόϲ, ἔλλαθι, bei Bakchylides einmal λαχοῖϲα, Μοῖϲα neben häufigem Μοῦϲα, ἐπαίνημι, das schon im hesiodischen αἴνημι ein Vorbild hat, also nebst ἔμμεν und ἄμμι aus dem Epos stammen kann. Episch ist weiter der Mangel des Augments in βάλλε, κίχε, ἄναϲϲεν und vieles im Wortschatz. Die Doris der beiden keischen Dichter wird von den antiken Grammatikern als ἀνειμένη καὶ χθαμαλή gekennzeichnet, die Überlieferung bietet sogar vereinzelt ionisches -ϲι bei Bakchylides, ἴϲχουϲι, οἰκεῦϲι neben καρύζοντι, πτάϲϲοντι, ϲεύοντι, andererseits aber weniger gewöhnliche Dorismen wie die Infinitivformen auf -εν (ἴϲχεν, ἐρύκεν, θύεν, φυλάϲϲεν). Besonders auffällig ist ionisches η vereinzelt im Wortinnern: φήμα (neben φᾱμί), ἐπίζηλοϲ, πολύζηλοϲ. In der Sprache des größten griechischen Chorlyrikers, Pindars, erkennen wir dieselben Komponenten. Die aiolischen ι-Diphthonge vor ϲ erscheinen bei ihm nicht nur in den Femininen auf -οιϲα (κλέπτοιϲα, διαγγέλλοιϲα, ἔχοιϲα), sondern auch in den maskulinen Partizipien (ὀρθώϲαιϲ, ὀμόϲϲαιϲ), in der 3. Plur. Praes. ἀριϲτεύοιϲι und im Akk. Plur. δίϲκοιϲ, αἰχμαίϲ; ferner begegnet

das aiolische νν (κλεεννός, κελαδεννός, φαεννός) und αἴτημι, und von homerischen Aeolismen ἄμμε, ὔμμε, ἔμμεναι, von epischen Formen überhaupt der Gen. Sg. auf -οιο (βωμοῖο, νόστοιο) und augmentlose Praeterita (cύτο, πέφνε, ἕπετο, ὄλεcce). Wie bei Bakchylides bietet stellenweise die Überlieferung, und zwar aller oder der besten Handschriften ionisches η: Γηρυόνα, 'Αθηναία, Εὔφημος, ἡμέραις, προcηύδα, cιδηρίταν, Μυκηνᾶν u. v. a. Dazu tritt bei Pindar noch ein Element, das er mit Hesiod gemein hat: die Apokope des ι in πέροδος für περίοδος und ein weiteres, das wie die Apokope von περί im delphischen, lokrischen, thessalischen Dialekt erscheint, die Verbindung von ἐν mit dem Akkusativ.

Wir können nicht in jedem einzelnen Fall entscheiden, ob die Überlieferung zuverlässig ist oder nicht, zumal wenn die Handschriften schwanken, aber daß diese ganze bunte Dialektmischung nicht bloß auf die Ungenauigkeit der Abschreiber zurückgeht, kann heute kaum noch bezweifelt werden. Wir haben Analogien schon in den Steininschriften gefunden, und der aus dem 4. Jahrh. stammende Papyrus mit den 'Persern' des Timotheos bietet in diesem Nomos in ziemlich bunter Mischung dor. ᾱ neben attischem η: νᾶες, μάτηρ, cίδαρος, ἁμέρα, πλαγά, Ἕλλαν, Καλλιόπα — cκηνάς, cτολή, κηρύκων, ἤγαγες, im Gen. Plur. durchweg dor.-aiol. -ᾶν, im Dat. Sg. -αι. Für eine jüngere Zeit, das 2. Jahrh. v. Chr., beweist der epidaurische Stein mit dem Hymnus des Isyllos, der den epidaurischen Dialekt (dor. ᾱ, ὅκα, τύγα, ποcτείχοντι, ποι) mit epischer Sprache (ion.-att. η, cοι neben τοι, Infin. auf -ειν und -εν) verbindet. Wir müssen wohl den Vorgang mehr als eine Vermischung der poetischen Stile denn als eine Dialektmischung auffassen: man wählte die epische Sprache, wenn man den epischen Erzählungston anschlagen wollte, die aiolischen Formen, wo man sich im melischen Stil bewegte. Daß hier aber doch eine gewisse Willkür herrschte, läßt sich kaum bestreiten.

Über die Sprache der lyrischen Poesie haben die Ansichten lange geschwankt. AFührer, Die Sprache und die Entwicklung der griech. Lyrik, Münster 1885, wendete die Ficksche Methode auch auf die Lyriker an, denen er, von epischen Elementen abgesehen, reinen Dialekt beigelegt wissen wollte. Die richtige Anschauung bahnte HLAhrens, Über die Mischung der Dialekte in der griech. Lyrik (Götting. 1852 = Kleine Schriften I, Hannover 1891, 157 ff.) an. S. sodann UvWilamowitz, Über die Entstehung der griechischen Schriftsprachen, Vh. 32. PhilVers. 1878, 36ff. Isyllos v. Epidauros (Phil.Unters. IX) Berl. 1886, 25f.; Textgeschichte der griech. Lyriker, AbhGG. IV 3, Berl. 1900. Timotheos Perser, Lpz. 1903. Textgeschichte der griech. Bukoliker (Phil.Unters. XVIII) Berl. 1906. Berl. Klassikertexte V 2 (Berl. 1907). Vgl. ferner EdZarncke, Die Entstehung der griech. Literatursprachen, Lpz. 1890, und AThumb, Handbuch der griech. Dialekte passim, wo weitere Literatur angegeben ist. — Über Pindars Sprache OSchröder im Vorwort seiner Ausgabe, Lpz. 1900, 21ff. Über Bakchylides JSchöne, De dialecto Bacchylidea, Leipz. Stud. XIX (1899) 181 ff.

Das attische Drama, erwachsen aus der Verbindung chorischer Lyrik mit iambisch-trochäischer Poesie, zeigt sich naturgemäß auch in seiner Sprachform mit diesen Dichtungsgattungen verwandt. Die Chorlieder sind in einer allerdings sehr gemilderten Doris abgefaßt, deren Merkmal meist nur noch im dorischen ᾱ besteht, der Dialog in attischem Dialekt. Hier wie da äußert sich der Einfluß der epischen Sprache besonders im Wortschatz, aber auch in den Formen (Gen. auf -οιο, Fehlen des Augments: ἄμμι, ὔμμι, τεόc u. a.).

Material bei BGerth, Quaestiones de graecae tragoediae dialecto, Curt. Stud. I 2, 191ff. AvMeß a. a. O. 30ff. Vgl. ferner WAly, De Aeschyli copia verborum, Diss. Berl. 1904.

Prosaische Aufzeichnungen sind bei den Griechen gewiß so alt wie der Gebrauch der Schrift überhaupt, und wie die Inschriften lehren, bediente sich dabei jeder Stamm seines eigenen Dialektes. Eine wirkliche Prosaliteratur entwickelte sich aber erst, als die wissenschaftliche Forschung, Historiographie, Philosophie, Geo-

graphie, Astronomie, Medizin, soweit gediehen war, zu schriftlicher Aufzeichnung ihrer Ergebnisse zu schreiten. Darin gingen die Ionier voran, und so entstand bei ihnen zuerst eine Prosaliteratur, die den ionischen Dialekt zu einer allgemein brauchbaren Schriftsprache gestaltete. Daß sie ihre Ausdrucksmittel zum Teil der epischen Sprache entlehnte, ist um so natürlicher, als die älteren Forscher und noch Empedokles im 5. Jahrh. für ihre Schriften die epische Form verwendet hatten. Diese ionische Schriftsprache kam bald zu solcher Geltung, daß sie auch von nichtionischen Autoren angenommen wurde wie dem Halikarnassier Herodot, in dessen Vaterstadt sie allgemein eingeführt war, dem Lesbier Hellanikos, dem Koer Hippokrates, dem Syrakusaner Antiochos. Sie war also auf dem Wege, zur gemeingriechischen Schriftsprache zu werden, und die literarische Entwicklung hätte gewiß dahin geführt, wenn nicht die in Attika aufblühende Prosa der ionischen den Rang abgelaufen hätte. Die politische und geistige Entwicklung, die Athen im 5. Jahrh. zum πρυτανεῖον τῆϲ Ἑλλάδοϲ erhob, machte es auch zum literarischen Vorort. Anfangs wendeten die attischen Autoren ihren Dialekt noch mit einer gewissen Schüchternheit an und vermieden daher teilweise den örtlich beschränkten Idiotismus ττ für ionisches und sonstiges ϲϲ, wählten auch ion. ἤν für att. ἐάν: so Antiphon, Thukydides, während schon Andokides κηρύττειν, κρείττων geschrieben zu haben scheint. Bald aber drang der reine Dialekt durch, und diese attische Schriftsprache machte der ionischen so erfolgreich Konkurrenz, daß nun auch sie von fremden Schriftstellern wie dem Syrakusaner Philistos (um 375 v. Chr.), dem Stymphalier Aineias (um 358) angewendet wurde, hatte doch schon der Ionier Gorgias sich ihrer bedient und durch seine Stilistik die attische Kunstprosa begründet.

Zur ionischen Schriftsprache vgl. EdZarncke, Entstehung der griech. Literatursprachen, 11 ff. Über die stilistische Entwicklung der attischen Prosa, auf die hier nicht eingegangen werden kann, s. das große Werk von ENorden, Die antike Kunstprosa I, Lpz. 1898, [2]1909; ferner GThiele, Herm. XXXVI (1901) 218ff., der für Gorgias' Sprache das att. ττ erschließt. KReich, Der Einfluß der griech. Poesie auf Gorgias, Progr. Ludwigshafen 1907—1909.

Die griechische Gemeinsprache

Das Verschwinden der örtlichen griechischen Dialekte ist bedingt durch die Entstehung einer griechischen Gemeinsprache im Zeitalter des Hellenismus. Ganz deutlich läßt sich diese Entwicklung zur Einheit zunächst auf dem Gebiete der Literatur und Schriftsprache erkennen. Hier hatte schon vor Alexander die attische Prosa einen derart maßgebenden Einfluß gewonnen, daß immer mehr nichtattische | Schriftsteller sich ihrer bedienten und schließlich die literarische Verwendung anderer Dialekte außerhalb der Dichtung — wie die Doris des Mathematikers Archimedes im 3. Jahrh. — zur seltenen Ausnahme wurde. Die seit Alexander über den ganzen Orient sich ausbreitende hellenistische Kultur machte den attischen Dialekt, den schon Philipp in die makedonische Staatskanzlei eingeführt hatte, nach und nach auch zur allgemeinen Schriftsprache. Die Prosa der hellenistischen und der Kaiserzeit enthält jedoch in größerer oder geringerer Zahl gewisse Elemente, die dem Attisch der klassischen Epoche fremd sind, auch wenn wir von allen rein stilistischen Unterschieden absehen, wie sie durch den zeitlichen Abstand, die literarische Entwicklung, die individuellen Verschiedenheiten der einzelnen schriftstellerischen Persönlichkeiten bedingt sind. Diese Merkmale der jüngeren Gräzität gehören allen Gebieten der Grammatik an. Lautliche Beispiele, die sich in einer Schriftsprache naturgemäß als orthographische darstellen, sind die Verwechslungen von αι mit ϵ und η, von οι mit υ, die auf dem Wandel dieser Diphthonge in Monophthonge beruhen

(χῆρε = χαῖρε, χέρυ = χαίροι, ὗκος = οἶκος u. dgl.), die Vertauschung von η mit ι und ει (ἵρως = ἥρως, ἐτίμειcεν = ἐτίμηcεν), der Ersatz der Mediae durch Spiranten (ῥαυδους = ῥάβδους, Cαραπιγήωι = Cαραπιείῳ), die Erweichung der Tenues nach Nasalen. Flexivische Fälle sind der Akkusativ Sing. der konsonantischen Stämme auf -αν (γυνεκαν = γυναῖκα), der Akk. Pl. derselben Stämme auf -εc (τοὺc λέγοντεc), die Übertragung dieser Endung auch auf die femininen ᾱ-Stämme (ἡμέρεc), die Aoriststämme mit ξ von Dentalstämmen (κατεcκεύαξε), der Übertritt der Verba auf -μι in die Flexion der Verba auf -ω (δίδω = δίδωμι) u. a. In der Syntax fällt das Schwinden des Dativs auf, daher der Ersatz der Präposition ἐν c. dat. durch εἰc c. acc., ferner der Untergang des Optativs und der Zusammenfall des Konjunktivs mit dem Indikativ. Zahllos sind endlich die lexikalischen Unterschiede der hellenistischen Schriftsprache vom klassischen Attisch einschließlich der Wortbildung, auch wenn wir hier das Stilistische wieder in Abzug bringen.

Es kann keine Frage sein und wird auch von niemandem bezweifelt, daß diese in ihrer Summe sehr zahlreichen Elemente, die der späteren Gräzität ihr eigentliches Gepräge geben, aus der Umgangssprache der hellenistischen Zeit stammen. Je mehr ein Schriftsteller oder Schreiber dem Einflusse der Sprache, die er im Leben sprach und hörte, nachgab, desto stärker sind in seiner Prosa jene dem klassischen Attisch fremden Elemente vertreten. Die Fachliteratur und die rhetorische Prosa bieten verhältnismäßig das reinste Attisch und unterliegen hauptsächlich im Wortschatz, weniger in der Formenwahl und der Syntax den Einwirkungen der lebendigen Sprache. Dasselbe gilt von der Kanzleisprache, soweit nicht einzelne ungebildete Schreiber oder Steinmetzen vulgäre Formen in die von ihnen kopierten Texte einfließen ließen. Ebenso schrieb natürlich jeder gebildete Mann auch im Privatverkehr. Wäre die Entwicklung der Schriftsprache auf diesem Wege fortgefahren, so hätte sie sich wahrscheinlich immer mehr der Volkssprache genähert. Allein die energische Reaktion, die in der römischen Periode gegen diese Annäherung an die lebende Sprache eintrat und die Rückkehr zu den klassischen Vorbildern predigte, der 'Attizismus', hat die Literatursprache wieder auf die Bahn des reinen Attisch zurückgelenkt und die Hellenen für lange Zeit zur 'Diglossie' verurteilt. Nur die sich mehr an die niederen Volksklassen wendende Literatur, die Septuaginta-Übersetzung des Alten Testaments, das Neue Testament und ein Teil der frühchristlichen Literatur, hielt sich von der streng attizistischen Richtung fern und machte der Sprache des Volkes nicht ganz unbedeutende Konzessionen. Noch | weiter geht darin, aber unabsichtlich, eine dritte Klasse von Texten, die privaten Aufzeichnungen der minder Gebildeten, Briefe, Eingaben an Behörden, Rechnungen, Entwürfe, Schreibübungen, wie sie uns jetzt so massenhaft auf Papyri vorliegen, dazu die meist etwas sorgfältiger abgefaßten privaten Inschriften. Auch diese Leute wollen die herrschende Schriftsprache, d. h. attisch schreiben und verfallen nur aus Unkenntnis derselben in die Sprache des täglichen Lebens, die sie zuweilen annähernd getreu, doch fast nie ganz rein wiedergeben.

Das reiche Material, das uns die Inschriften- und Papyrusfunde der letzten Jahrzehnte geliefert haben, gestattet uns jetzt ein ganz anderes Urteil als früher über die Sprachverhältnisse der jüngeren Gräzität. Die Fülle der Gesichtspunkte und Aufgaben, die sich auf diesem lange Zeit wenig bestellten Felde der Forschung darbieten, läßt sich freilich in unserer kurzen Skizze nicht einmal andeuten. Zur Belehrung über den ganzen Gegenstand dient das Buch von AThumb, Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus, Straßbg. 1901. Weitere Literatur ist außer in den Berichten der Glotta in StWitkowskis Bericht über die Literatur zur Koine aus den Jahren 1898—1902, Bursian 120 Bd. I (1904) und für 1903—1906 159. Bd. III (1912) verzeichnet. Aus der Literatur über die Sprache

hellenistischer Autoren erwähne ich FKaelker, De elocutione polybiana, Lpz.Stud. III (1889) 229ff. WilhJerusalem, Die Inschr. von Sestos und Polybios, WienSt. I (1879) 32ff. Zum Attizismus vgl. UvWilamowitz, Herm. XXXV (1900) 1ff. Über die Sprache der einzelnen Attizisten bietet Sammlungen WSchmid, Der Atticismus in seinen Hauptvertretern, Stuttg. 1887ff. — Die Ansicht von einer spezifischen Eigenart der biblischen Gräzität ist jetzt aufgegeben. Der weitaus größte Teil der Erscheinungen, die man als Hebraismen, als Merkmale des Judengriechisch angesehen hat, kehrt in profanen hellenistischen Texten wieder: dies hat zuerst AdDeißmann, Bibelstudien, Marb. 1895 und Neue Bibelstudien, 1897, durch Vergleich mit der Sprache der Papyri nachgewiesen. Weiter ausgeführt hat er seine Gedanken in Licht vom Osten. Das NT. und die neuentdeckten Texte der hellenistisch-römischen Welt. 4Tübingen 1913. Zur LXX s. RHelbing, Grammatik der Septuaginta, Götting. 1907. Henry Thackeray, AGrammar of the Old Testament in Greck according to the Septuagint. I. Cambridge 1909. RichMeister, Prolegomena zu einer Grammatik der LXX. Wiener Stud. XXIX (1908) 228ff. Karl Huber, Untersuchungen über den Sprachcharakter des griech. Leviticus. Gießen 1916. MJohannessohn, Der Gebrauch der Kasus und der Präpositionen in der Septuaginta. I. Diss. Berlin 1910. Die Tatsachen der neutestamentlichen Gräzität verzeichnen Winers Gramm. des neutestamentl. Sprachidioms8, bearb. von PWSchmiedel, Götting. 1894ff., FBlaß, Gramm. des neutestamentl. Griechisch, 5. durchges. neugearbeitete Aufl. von ADebrunner. Göttingen 1921. LRadermacher, Neutestamentliche Grammatik. Handbuch zum N.T. Tübingen 1911. (Nicht zu empfehlen ist Robertsons kurzgefaßte Grammatik des Neutestamentlichen Griechisch). Prolegomena dazu gibt WFMoulton, Einleitung in die Sprache des Neuen Testaments, Heidelb. 1911. Zur Sprache der altchristlichen Literatur s. HReinhold, De graecitate patrum apostolicorum librorumque apocryphorum N. T. quaest. gramm., Halle 1898. — Die Sprache hellenistischer Inschriften untersuchen ESchweizer, Gramm. d. pergam. Inschriften, Berl. 1898, ENachmanson, Laute und Formen der magnetischen Inschr., Upsala 1903, KHauser, Grammatik der griech. Inschriften Lykiens. Diss. v. Zürich. Basel 1916. JWaldis, Sprache und Stil der großen griech. Inschrift vom Nemrud-Dagh in Kommagene. Diss. v. Zürich. Heidelb. 1920, APMMeuwese, De rerum gestarum Divi Augusti versione graeca. Diss. v. Amsterdam 1920. Nützlich ist die Sammlung Antike Fluchtafeln herausg. u. erkl. von RichWünsch2 (Kleine Texte 20) Bonn 1912. In derselben Weise sind natürlich alle Inschriften hellenistischer und römischer Zeit auszubeuten, sobald sie in übersichtlichen Sammlungen vorliegen. — Die reiche Fundgrube der Papyri ist noch am wenigsten ausgeschöpft. Den älteren Texten ist EMaysers Gramm. der griech. Papyri der Ptolemäerzeit, Lpz. 1906, gewidmet. Sehr reichhaltig ist WCrönerts Memoria graeca Herculanensis cum titulorum, Aegypti papyrorum, codicum denique testimoniis comparata, Lpz. 1903. KDieterichs Untersuchungen zur Geschichte der griech. Sprache, Lpz. 1898, bieten viel Material, sind aber wegen der zahlreichen Versehen mit Vorsicht zu benutzen.

Die 'Diglossie', die, im Zeitalter des Hellenismus entstanden, durch die attizistische Richtung erst recht stark ausgeprägt worden war, geht durch die ganze weitere Geschichte der griechischen Sprache bis in die Gegenwart hindurch. Auch im byzantinischen Mittelalter stand neben der im wesentlichen attischen Kunstsprache der großen Literatur die Umgangs- oder Volkssprache, die freilich nur in verhältnismäßig wenigen literarischen Denkmälern, wie den Heiligenleben des Kyrill, des Leontios von Neapolis u. a., in den Chroniken des Malalas und des Theophanes Confessor, außerdem in Urkunden zu Worte kommt. Erst etwa vom 12. Jahrh. ab gelangt sie in einer Reihe dichterischer Denkmäler wie dem Spaneas, den Gedichten des Prodromos, der Chronik von Morea, dem Physiologos, verschiedenen Romanen stärker zur Geltung. Diese 'vulgärgriechischen' Dichtungen sind die ersten Proben der neugriechischen Volkssprache, wie sie heute in Griechenland und den griechischen Gegenden des türkischen Reiches gesprochen wird. Auch in der Gegenwart aber ist von dieser dialektisch differenzierten Sprache, der δημοτική γλῶσσα, die herrschende Schriftsprache, die sogen. καθαρεύουσα, durchaus verschieden. | Diese nimmt in der Gestalt, die sie um die Wende des 18. Jahrh. erhalten hat, die Überlieferungen der alten Literatursprache wieder auf, die in der Zeit der Komnenen und Paläologen (11.—15. Jahrh.) eine neue archaisierende Ära durchlaufen hatte:

sie ist im wesentlichen altgriechisch mit einigen wenigen Konzessionen an die Sprache des Tages.

Über die neuere Geschichte der griechischen Sprache orientieren KKrumbacher, Das Problem der neugriech. Schriftsprache, Münch. 1903. GHatzidakis, Die Sprachfrage in Griechenland, Athen 1905, 49ff. Ἀ. Σκιάς, Ὁ ἀληθὴς χαρακτὴρ τοῦ λεγομένου γλωσσικοῦ ζητήματος im Wissensch. Jahrbuch der Univ. Athen 1902–3, Athen 1904, 131ff. Von dem Streit um die moderne griechische Schriftsprache ist hier nicht der Ort zu handeln.

Wie man sieht, entspricht die heutige Zweisprachigkeit demselben bereits antiken Zustand, sie ist ein Erbe aus dem Zeitalter des Hellenismus, und es ergibt sich ferner aus der historischen Grammatik, daß die neugriechische Volkssprache die Fortsetzung der hellenistischen bildet. Fast alle jene aus der Umgangssprache stammenden Elemente der hellenistischen Schriftsprache finden sich im heutigen Neugriechisch wieder, und umgekehrt erweisen sich sehr viele Merkmale des Neugriechischen als bereits antik. Daraus folgt, daß die neugriechische Volkssprache ungemein wichtig für die richtige Beurteilung der Sprachverhältnisse in der Epoche des Hellenismus ist: sie erweist, verglichen mit der antiken Schriftsprache, was an dieser volkstümlich ist und was nicht, sie hilft uns also die hellenistische Umgangssprache wieder erschließen. Wenn wir beispielsweise bei hellenistischen Schriftstellern ναός und λαός lesen statt att. νεώς und λεώς, so ergibt sich aus dem Neugriechischen, das allein ναός und λαός kennt, daß dies in der Tat die volkssprachlichen Formen waren. — Wir haben also für die hellenistische Epoche zwei Gemeinsprachen zu unterscheiden, eine mündliche Κοινή, die Umgangssprache oder Volkssprache, das dem Vulgärlatein entsprechende Vulgärgriechisch und eine von dieser mehr oder weniger beeinflußte, im Prinzip aber attische Literatursprache, die schriftliche Κοινή.

Wegen der Wichtigkeit des Neugriechischen für die Erforschung der hellenistischen Sprache seien hier einige Literaturnachweise gegeben (vgl. GMeyer, Ngr.Stud. I, Wien 1894. AThumb, Idg. Anz. I [1892] 38. 146. VI [1897] 210. IX [1900] 17). Als Einführung zu empfehlen ist AThumbs Handbuch der ngr. Volkssprache,[2] Straßb. 1910, als Wörterbuch Βλάχος, Λεξικὸν Ἑλληνογαλλικόν, Athen 1897. Zur ngr. Grammatik vgl. GHatzidakis, Einleitung in die ngr. Grammatik, Lpz. 1892. Γλωσσολογικαὶ μελέται I., Athen 1901. Μεσαιωνικὰ καὶ Νέα Ἑλληνικά I. II. Athen 1905–7. JPsichari, Études de philologie néo-grecque, Paris 1892. PKretschmer, Der heutige lesbische Dialekt verglichen mit den übrigen nordgriech. Mundarten (= Schriften der Balkankommission d. Wien. Akad., Wien 1905). KDieterich, Sprache und Volksüberlieferungen der südl. Sporaden (ebd. 1908). HPernot, Études de linguistique néo-hellénique. I. Paris 1907. GMorosi, Studi sui dialetti greci della Terra d'Otranto. Lecce 1870. — Über die Unterscheidung einer mündlichen und schriftlichen Κοινή s. PKretschmer, Entstehung der Koine, S.Ber.Wien.Akad. CXLIII 36; auf ähnlichem Standpunkt steht AThumb, Die griech. Sprache, Straßbg. 1901, 6ff.

Fragen wir nach dem Wesen und Ursprung der auf die bezeichnete Weise erschlossenen mündlichen Κοινή, so muß vor allem betont werden, daß sie nicht unbedingt einheitlich ist, sondern, wie dies bei einer weit ausgebreiteten mündlichen Gemeinsprache natürlich ist, dialektische Unterschiede zeigt. Wenn z. B. η teils mit ε, teils mit ι vertauscht wird, so weist dies auf zwei sich gegenseitig ausschließende Entwicklungen des η. Oder der akkusativische Gebrauch des Nom. Pl. auf -ες (τοὺς λέγοντες) kann auch in der Volkssprache nicht ganz allgemein gewesen sein, da der Akk. Pl. auf -ας heute noch auf Ikaros vorkommt und hier gerade als 'rustik' empfunden wird. Und während die Schriftsprache im wesentlichen attisch ist und bleibt, ist die Volkssprache im Prinzip indifferent gegen dialektische Reinheit und | trägt einen ausgesprochenen Mischcharakter. Sie enthält außer einem wichtigen Merkmal, der bekannten Verteilung von ᾱ und η, auffallend wenige Erscheinungen von eigentlich attischem Charakter, aber viele geradezu unattische Merkmale. Nament-

lich im Lautlichen, für das ja auch eine Schriftsprache mit ihren durchaus nicht eindeutigen Zeichen einen gewissen Spielraum läßt, siegten mehrfach die unattischen Tendenzen. Statt att. ττ hat die Volkssprache σσ und, während die Attiker gerade für δασυντικοί galten, ist die Psilosis in ihr durchgedrungen. Unattisch ist auch die für das Neugriechische so charakteristische Monophthongierung von αι und οι, die der boiotischen Behandlung dieser Diphthonge entspricht. Vor Vokalen wird der Unterschied besonders deutlich: hier hat das Attische αι zu ᾱ gewandelt, eine Entwicklung, die von dem Wandel αι > *e* so verschieden ist wie etwa die oberdeutsche von der niederdeutschen Behandlung des Diphthongen *ai*. Attischem Ἀθηνάᾱ, ἐλᾶα, κάω, κλάω aus Ἀθηναία, ἐλαία, καίω, κλαίω steht vulgäres *eléa, kéo, kléo* = ngr. ἐλιά, καίγω, κλαίγω (mit *e*) gegenüber. Unbestritten sind die zahlreichen Ionismen der mündlichen Κοινή, aber auch die übrigen Dialekte haben, was man mit Unrecht in Zweifel gezogen hat, nicht ganz wenig beigesteuert. So wird man die hellenistischen und neugriechischen Aoriste mit ξ statt σ (κατεσκεύαξε, σχίξας, ngr. ἐξέταξα, ἐχαιρέτιξα) kaum von der entsprechenden dorischen Bildungsweise trennen können. Vielfach handelt es sich hier um Einzelheiten, um lexikalische Fälle, die mehr durch ihre große Zahl als einzeln genommen durch ihre Bedeutung ins Gewicht fallen.

Über die Entstehung dieser Vulgärsprache können wir nur Vermutungen aufstellen. Was wir deutlicher erkennen, ist nur das endgültige Ergebnis der Entwicklung, das uns schließlich im Neugriechischen unmittelbar vorliegt. Es läßt sich z. B. nicht sagen, ob zuerst die attische Schriftsprache auch als mündliche Gemeinsprache gebraucht wurde und nach und nach Elemente anderer Dialekte in sich aufnahm oder ob etwa die Basis von vornherein eine im östlichen Mittelmeerbecken herrschende ionisch-attische Verkehrssprache war. Wahrscheinlich ist jedenfalls, daß die hellenistischen Großstädte und Hafenorte mit ihrer aus allen griechischen Stämmen gemischten Bevölkerung, in erster Linie Alexandreia, daneben etwa auch Antiocheia, der Boden waren, auf dem sich aus und über den Dialekten jener Mischcharakter entwickelte, der der mündlichen Gemeinsprache ihr Gepräge gibt.

Meine Ansichten über die Κοινή habe ich in den S.Ber.Wien.Akad. CXLIIII Nr. X (Die Entstehung der Koine, Wien 1900) dargelegt und halte daran fest trotz des Widerspruches von AThumb, Die griech. Sprache, Straßbg. 1901, VI, und anderen, die zu einseitig die attische Grundlage betonen und den Mischcharakter der mündlichen Koine verkennen. Auf die Streitfragen genauer einzugehen fehlt es hier an Raum.

3. Die lateinische Sprache

Die Geschichte der lateinischen Sprache unterscheidet sich von der der griechischen darin, daß wir sie zeitlich nicht so weit zurückverfolgen können wie diese und es in ihr auch nur mit einem einzigen Dialekt zu tun haben. Indessen können wir die Urgeschichte des Lateinischen nicht darstellen, ohne daß wir auch den übrigen Sprachen und Völkern der Appenninhalbinsel Beachtung schenken, der Umwelt, aus der das Lateinische hervorgegangen ist. Es sind dies namentlich die umbrisch-sabellischen Stämme und die Etrusker.

Einen kurzen Abriß des Gegenstandes hat FStolz, Geschichte der lat. Sprache (Lpz. 1910) in der Sammlung Göschen geliefert.

Die italische Dialektgruppe

Der indogermanische Sprachzweig, zu dem das Lateinische gehört, der italische im engeren Sinne, bestehend aus dem Umbrischen, den sabellischen Dialekten und dem Lateinisch-Faliskischen, ist in historischer Zeit über ganz Mittel- und Unter-

italien mit Ausschluß Etruriens verbreitet. Daß die Träger dieser Sprache in ihre historischen Sitze eingewandert sind wie die Hellenen auf der Balkanhalbinsel, ergibt sich aus ihrer Verwandtschaft mit den übrigen Indogermanen. Aber diese Vorgänge liegen zeitlich so weit zurück, daß die geschichtliche Überlieferung hierüber nichts berichtet, und sie versagt uns auch sonstigen Aufschluß über die älteste Geschichte dieser Völker. So sind wir ganz auf zwei andere Quellen angewiesen, die sprachlichen und die archäologischen Tatsachen.

Nach der Sprache unterscheiden wir unter diesen Völkern zwei Gruppen von sehr ungleichem Umfange, die umbrisch-sabellische und die latinisch-faliskische. Das Umbrische ist fast ausschließlich durch die Tafeln von Iguvium vertreten und daher von seiner etwaigen dialektischen Differenzierung sehr wenig bekannt. Von der südlichen Gruppe der italischen Mundarten, die die heutige Wissenschaft mit Erweiterung einer antiken Benennung als sabellische bezeichnet, kennen wir am genauesten die oskische, von der uns die meisten Denkmäler die samnitische Bevölkerung Campaniens, einige auch Samnium, Lucanien und Bruttium hinterlassen hat. Es ist eine Streitfrage, ob das Oskische die Sprache der vorsamnitischen Bevölkerung Campaniens war, die die Griechen 'Οπικοί nennen, und von den Samniten, als sie im 5. Jahrh. Campanien erobert hatten, als Schriftsprache angenommen und weiter verbreitet wurde, oder ob das Oskische von Haus aus vielmehr die Sprache der Samniten war und nur von den Römern ungenau nach der mit den Samniten nicht näher verwandten älteren Bevölkerung von Campanien benannt worden ist. Die nächstliegende Annahme ist wohl, daß die *lingua Osca* wirklich die Sprache der Osker war, das Samnitische aber zwar zu derselben Dialektgruppe wie das Oskische gehörte, jedoch mundartlich von ihm verschieden war. Auf das Vorhandensein solcher dialektischen Unterschiede weisen die Abweichungen der Sprache des Stadtrechtes von Bantia in Lucanien von dem Idiom der oskischen Inschriften Campaniens. Während in letzterem *i̯* nach Konsonanten erhalten blieb, wurde in Bantia *li̯* zu *ll* (*allo* = *alia*), *ti̯* zu *s* (*Bansa* = *Bantia*), *di̯* zu *z* (*zicolom* Akk.Sg. = **diēculum*). Diese Behandlung von Dental + *i̯* läßt sich aber auch im Stammlande der Samniten, bei den Sabinern nachweisen (sabin. *Clausus* = *Claudius*), ferner bei den zwischen Sabinern und Samnium wohnenden Marsern in ihrem Volksnamen *Marsi* (auf einer mars. Inschrift *Martses*) = *Martii*, bei ihren paelignischen Nachbaren *Musesa* = *Musedia* und in dem von Lykophron überlieferten Μαμέρσα unbekannter Herkunft = *Mamertia* (campan. *Mamerttiais*). Wenn also sonst auf Inschriften Süditaliens und Samniums derselbe Dialekt wie in Campanien geschrieben wird, so sind hier wohl die dialektischen Unterschiede zugunsten der oskischen Schriftsprache unterdrückt worden. Dagegen treten uns bei den übrigen Stämmen Mittelitaliens auf den wenigen Inschriften, die wir von ihnen besitzen, vom Oskischen abweichende selbständige Mundarten entgegen.

Über die umbrisch-sabellischen Dialekte belehren jetzt am besten die Werke von RvPlanta, Grammatik d. osk.-umbr. Dial., Straßbg. 1892—97. RSConway, The Italic Dialects, Cambridge 1897 und CDBuck, Elementarbuch der oskisch-umbrischen Dialekte, deutsch von EProkosch, Heidelbg. 1905. Bahnbrechend für diese Studien waren ThMommens Unterital. Dialekte, Lpz. 1850 (vergriffen), ferner ThAufrecht und AKirchhoff, Die umbr. Sprachdenkmäler, Berl. 1849—51. FBücheler, Umbrica, Bonn 1883.

Für die Dialektverhältnisse innerhalb des italischen Sprachzweiges ist es zunächst bezeichnend, daß der Abstand zwischen der umbrisch-sabellischen und latinisch-faliskischen Gruppe ein verhältnismäßig sehr bedeutender ist, viel größer z. B. als zwischen | den griechischen Mundarten. Lautliche Unterschiede sind unter anderen auf umbrisch-sabellischer Seite *p*, *b* für lat.-fal. *qu*, (*g*)*u*, Angleichung von *nd* zu *nn*,

von *x* zu *ss*, Wandel von *ns* zu *f*, von *kt*, *pt* zu Spirans + *t*, ausgedehnte Synkope kurzer Vokale (z. B. osk. *factud*, *húrz* = lat. *facito*, *hortus*), Labialisierung von auslautendem *-ā* in *-ō*, auf lateinischer Seite die weitgehende Vokalschwächung in Mittelsilben (lat. *integer*: umbr. *antakres*). Zu den flexivischen Differenzen gehört der Nom. Pl. auf *-ae*, *-i* im Lat. gegenüber osk. umbr. *-ās*, *-ōs*, bei den konsonantischen Stämmen auf *-ēs* für osk. *-(ĕ)s*, der osk.-umbr. Gen. Sg der *o*- und konsonantischen Stämme auf *-eis* für lat. *ī* und *-is* (*-us*). Zahlreich sind die Unterschiede in der Konjugation: dem lat. Futurum *amabo*, fal. *pipafo* stehen osk. *deivast*, umbr. *prupehast* gegenüber, dem lat. *dixerit*, *venerit* osk. *dicust*, umbr. *benust*; starke Abweichungen zeigen die Perfektbildungen, der Infinitiv geht im Umbr. und Osk. auf *-om* aus; dieselbe Dialektgruppe kennt einen mit *-m-* gebildeten Imperativ Pass. osk. *censamur*, umbr. *persnihmu* usw. Syntaktisch bemerkenswert ist die Bewahrung des Lokativs und die Häufigkeit der Postpositionen im Umbrischen und Oskischen. Zu diesen zahlreichen Abweichungen gesellt sich nun eine merkwürdig große Verschiedenheit des Wortschatzes. Für die gewöhnlichsten Begriffe, wie Feuer, Mann, Gemeinde, Sache, Geld, Recht, Tür, gut, wollen, wohnen, ferner für die demonstrativen Pronomina bestehen in beiden Dialektgruppen verschiedene Ausdrücke. In der Benennung des Feuers geht das Umbrische (*pir*) mit dem Griechischen (πῦρ), Armenischen, Tocharischen (*por*) und Germanischen zusammen, das Lateinische (*ignis*) mit dem Litauischen (*ugnìs*), Slawischen (*ognĭ*) und Indoiranischen (*agnis*). Vergleicht man den Text des Gesetzes von Gortyn hinsichtlich seines Wortschatzes mit dem Attischen, so kommen auf 100 Wörter etwa 10—15 verschiedene; prüft man in derselben Weise die Iguvinischen Tafeln, so weichen unter 100 Wörtern 60—70 vom Lateinischen ab.

Wir müßten die beiden Dialektgruppen als zwei verschiedene Sprachen ansehen, wenn nicht diesen Abweichungen doch sehr viele und wichtige Übereinstimmungen gegenüberstünden. Z. B. der Zusammenfall von *eu* und *ou* in *ou*, der Wandel der Aspiraten in tonlose Spiranten (*f* oder *h*), der teilweise Abfall auslautender Vokale (lat. osk. umb. *est* = ἔστι), die große Rolle, die der Ablativ spielt, seine Ausdehnung auf sämtliche Stammklassen, die Bildung des Dat. Sing. des Personalpronomens (*mihi*, *tibi*: umbr. *mehe*, *tefe* usw.), der Gebrauch des Interrogativs als Relativum, die gleichen Konjugationstypen, die Bildung des Ind. und Konj. Imperfecti Act. (lat. *amabam*, osk. *fufans*; lat. *foret*, osk. *fusíd*), die Verschmelzung von Aorist und Perfect, von Konjunktiv und Optativ, die Passivform auf *-r*, Supinum und Gerundivum, die Konstruktion des Acc. cum Infin. Diese Berührungen sind doch so zahlreich und bedeutend, daß wir von einer einzigen Sprache reden dürfen.

Auffällig ist weiter der sehr verschiedene Umfang der beiden Dialektgruppen, deren eine nur zwei kleine Landschaften umfaßt. EMeyer II 493ff. hat zwar behauptet, daß Opiker, Ausoner (später Aurunker aus **Ausonci* genannt) und Oenotrer, die alte Bevölkerung Unteritaliens, den Latinern aufs nächste verwandt waren, und die Möglichkeit bleibt erwägenswert, aber zum vollen Beweise reichen seine Gründe nicht hin, und wir müssen daher die Richtigkeit dieser Ansicht dahingestellt lassen.

Zu der tiefen Kluft, die zwischen den beiden Gruppen italischer Mundarten besteht, stimmt nun die Beobachtung, daß einerseits das Lateinische mit einem Zweige der keltischen Sprachen, dem Gälischen oder Irischen, anderseits die umbrisch-sabellischen Dialekte mit dem andern Zweige der keltischen Sprachen, dem Britannischen, gewisse Erscheinungen gemein haben, die der andern Gruppe fehlen:

1. In der Verwendung der medialen und passiven Verbalformen auf *-r* stimmen Lateinisch und Gälisch insofern überein, als allein diese beiden Sprachen die Deponentialflexion

auf *-r* (*sequor* = ir. *sechur*, *sequitur* = ir. *sechithir*, *sequimur* = ir. *sechimmir*, *sequontur* = ir. *sechitir*) teilen. Anderseits kennen nur das Umbrisch-Sabellische und das Britannische die passivische 3. Sg. auf bloßes *-r* ohne vorgehendes *-t-*, z. B. umbr. *ferar* für lat. *feratur*, *ier* '*itum sit*', osk. *sakrafír* '*sacratum sit*' — altcymr. *celir* 'verbirgt sich'. 2. Lateinisch und Irisch haben das *b*-Futurum gemein, und zwar beide Sprachen bei Stämmen auf *-ā* und *-ī* (*amābo fīnībo*, fal. *pipafo*: ir. *carub* 'ich werde lieben'), während das Umbrische und Oskische ein *s*-Futurum (u. *ferest* 'er wird tragen', o. *deivast* 'er wird schwören'), das Britannische das Präsens verwenden. 3. Im Lateinischen und Irischen ist die sogen. Nasalis sonans vor Konsonanten durch *en* vertreten (lat. *centum*: ir. *cēt* aus **cent*), im Umbrisch-Oskischen im Anlaut durch *an* (u. *antakres* 'integris', o. *amprufid* 'improbe') und ebenso im Britannischen (cymr. *an-* 'un-'). 4. Der Gegensatz zwischen lat. *qu* und o.-u. *p* besteht auch zwischen dem Gälischen, das *q*, später *c* hat (z. B. ir. *maqqi*, später *maci*), und dem Britannischen, in dem *p* entspricht (altcymr. *map* 'Sohn'). Aus diesen Übereinstimmungen und Gegensätzen zieht AWalde (Über älteste sprachliche Beziehungen zwischen Kelten und Italikern. Innsbruck 1917) den Schluß, daß Latinisch und Gälisch früher eine Spracheinheit gebildet haben, die der urkeltischen und uritalischen voraufging, nimmt aber an, daß die Beziehungen des Britannischen zum Sabellischen zwar enge waren, aber doch keine eigentliche Einheit zwischen diesen beiden Sprachen bestand, da ihnen gemeinsame Neuschöpfungen fehlen. Richtig dürfte so viel sein, daß Urlatinisch und Ursabellisch in der Zeit, in der die Träger dieser Sprachen noch nicht die Appenninhalbinsel erreicht hatten, sondern noch weiter nördlich saßen, durchaus keine Einheit bildeten. Im übrigen kommen wir mit diesem viel angewendeten Begriff der Spracheinheit nicht aus: wir haben mit viel mannigfaltigeren Vorgängen zu rechnen, z. B. dem der Überschichtung und Verschmelzung; d. h. die Übereinstimmungen zwischen Urgälisch und Urlatinisch können darauf beruhen, daß ein Teil des eines Volkes mit dem andern Volk durch Unterwerfung oder Einwanderung verschmolz und ihm seine Sprachmerkmale zubrachte. Außerdem haben die italischen Sprachen, wie in letzter Zeit wieder HHirt (Zeitschr. f. deutsche Phil. 29 [1897] 289 ff. Gesch. d. deutschen Sprache [1919] 65 ff.) betont hat, auch zu den germanischen Sprachen enge Beziehungen.

Wahrscheinlich ist jedenfalls, daß die latinisch-faliskische und die umbrisch-sabellische Gruppe sich ursprünglich nicht so nahe standen wie später, daß ihre gegenseitige Annäherung hauptsächlich erst in ihren italischen Sitzen erfolgt ist. — Innerhalb der umbrisch-sabellischen Gruppe stehen sich Umbrisch und Oskisch am fernsten. Die Unterschiede sind zum Teil durch sekundäre lautliche Veränderungen; wie die Monophthongierung der Diphthonge, die Assibilation von *k* vor *e* und *i* im Umbrischen, die Vokalentfaltung im Oskischen (Μαμερεκιες = *Mamercius*) bedingt. Die zwischen Umbrien und Campanien wohnenden Stämme, wie die Paeligner, Marser, Marruciner, Volsker, scheinen, nach den spärlichen Überresten ihrer Sprache zu urteilen, dialektisch eine Mittelstellung eingenommen zu haben, sie berühren sich teils | mit den Umbrern, teils mit den Oskern. Auffällig ist, daß das Volskische trotz seiner südlichen Lage dem Umbrischen besonders nahe steht.

Das Problem, aus welchen geschichtlichen Vorgängen sich diese ganzen Dialektverhältnisse erklären, ist noch ungelöst. Aus der historischen Überlieferung ergibt sich nur, daß das umbrische Gebiet einst nach Norden und Westen weiter ausgedehnt war, vermutlich früher auch Etrurien umfaßte, und daß die sabellischen Gebirgsstämme vom Zentralkamm des Appennin aus sich nach Osten und Süden ausgebreitet und schließlich auch Campanien und Unteritalien eingenommen haben: der letzte Akt der Eroberung Italiens durch die indogermanischen Italiker. Die Sage ferner, daß die Hirpiner, die Picenter und die Samniter oder Sabeller aus Auswanderungen von Sabinern hervorgegangen sind, hat nichts Unglaubwürdiges und wird für letzteren Stamm auch durch die Verwandtschaft der Namen wahrscheinlich, denn *Sabīni* sowie *Sabellus* aus **Sabenlos*, **Sabnolos* und *Samnium*, osk. *Safinim* aus **Safniom* = gr. Σαύνιον sind Ableitungen von einem osk. *Saf-* = lat. *Sab-* bezw. einem davon gebildeten *n*-Stamme. — Der Gedanke von Conway, die Bildung der

Ethnika zu weiteren Schlüssen zu benutzen, ist gewiß beachtenswert: aber wenn er allein daraufhin zwei Bevölkerungsschichten unterscheidet, von denen die ältere Völkernamen auf *-ci* (*Osci, Aurunci, Volsci, Hernici, Falisci*), die jüngere auf *-ni* (*Sabini, Hirpini, Campani, Lucani, Frentani* usw.) bildete, so muß diese Grundlage vorläufig als unzureichend gelten. Ganz von der Archäologie geht die Theorie von Modestov aus, die zum erstenmal die Bodenfunde energisch für die älteste Geschichte der italischen Stämme verwertete. Die ältesten Reste des Menschen aus der Steinzeit schreibt Modestov mit italienischen Forschern einer vorindogermanischen, den Iberern verwandten Bevölkerung zu, die er als Ligurer bezeichnet. Im Anfange der Bronzezeit seien dann die ersten indogermanischen Stämme, die Vorfahren der Latiner von Norden über die Alpen in Oberitalien eingewandert und hätten die Pfahlbauten des Gardasees und der Poebene errichtet. Diese protolatinischen Terramarebewohner, charakterisiert durch Bronzekultur, Pfahlbauten, Anlage ihrer Niederlassungen nach der Himmelsrichtung sowie Leichenverbrennung, wurden nun von einer zweiten indogermanischen Völkerwelle, die über die Alpen drang, den Umbrern, aus ihren Sitzen vertrieben und wanderten über Picenum längs der Ostküste nach Süden, nach Latium, sowie nach Unteritalien, wo die Terramare von Quagliati bei Tarent für sie zeugt. Die Umbrer, nach Modestov die Schöpfer jener Eisenkultur, welche in Italien Villanovakultur genannt wird, drängten den Latinern nach und bevölkerten das nördliche Italien von den Alpen bis zum südlichen Etrurien, aus dem sie später durch die aus Kleinasien eingewanderten Etrusker wieder vertrieben wurden. Auf diese Weise erklärt Modestov die bedeutenden Unterschiede des latinischen vom umbrischen Dialekt. Einzuwenden ist gegen seine Theorie hauptsächlich, daß sie von einer Voraussetzung ausgeht, die zwar richtig sein könnte, aber doch durchaus erst bewiesen werden müßte, daß nämlich verschiedene Kulturstufen, wie die Terramare- und Villanovakultur, auf Verschiedenheit der Bevölkerung, nicht auf innerer Entwicklung und Einflüssen von außen beruhen. EMeyer I 2², 792 (auch Zeitschr. f. Ethnol. 41 [1909] 290) macht weiter gegen diese archäologischen Folgerungen geltend, daß sich in der Poebene vor der Kelteneinwanderung keine Spur von Indogermanen finde; es sei unwahrscheinlich, daß eine ins Poland eingedrungene indogermanische Bevölkerung es geräumt habe, ohne einen Bruchteil von sich daselbst zurückzulassen. Er stellt daher die neue Hypothese auf, die Vorfahren der Latiner, Umbrer und Sabeller seien — wie später die Illyrier — von Illyrien aus und | vermutlich von den Illyriern gedrängt über das Adriatische Meer nach Italien gekommen, wofür auch die Schichtung der italischen Stämme von Ost nach West, nicht von Norden nach Süden spreche. Schlechthin zwingend sind wohl weder diese Gründe noch diese Einwände. Denn konnte nicht jener vorauszusetzende zurückgebliebene Bruchteil in den Kelten spurlos aufgehen? Und müßte man nicht, wenn man für die alte Theorie Spuren einer vorkeltischen indogermanischen Bevölkerung der Poebene fordert, für die neue vorillyrische Reste der Italiker in Illyrien nachweisen? — Es bleibt die dritte Möglichkeit, die am wenigsten gegen sich hat, daß sie nicht über die Alpen, sondern von der Nordostecke Italiens längs dem Adriatischen Meer über die Mündung des Po in Italien eingedrungen sind, vermutlich in mindestens zwei Schichten, auf denen die beiden Hauptgruppen der italischen Dialekte beruhen.

Zur Gleichheit von Sabelli und Samnites vgl. Liv. VIII 1, 7. Plin. III 12, 107. Varr. Sat. Men. 17 (EASonnenschein, ClassRev. XI [1897] 339f. XII [1898] 305), zur etymologischen Erklärung von Sabini, Sabelli zuletzt FSolmsen, KZ. XLIV (1911) 220f., 2. — RSConway hat seine Theorie auf dem Historikerkongreß in Rom vorgetragen (Atti del Congresso internazionale di scienze storiche 1903, I 9ff.). Vgl. auch Athenaeum, 4. Mai 1907. —

BModestov, Introduction à l'histoire romaine, Paris 1907: das russische Original hat MHoernes, Globus 1902, 5 ff., einer Kritik unterzogen.

Die etruskische Sprache

Die Rolle, die die Etrusker in der ältesten Geschichte Italiens gespielt haben, ist lange Zeit unterschätzt worden. Wir sind nunmehr zu der Erkenntnis gekommen, daß wir eine etruskische Periode der italischen Geschichte, d. h. eine Epoche der Hegemonie dieses Volkes in Italien an der Schwelle der historischen Zeit anzunehmen haben. Die soviel erörterte Frage nach der Herkunft dieses Volkes ist noch immer umstritten. Von den beiden Ansichten, die sich hier bekanntlich gegenüberstehen, der von Herodot I 94 ausgehenden, wonach die Etrusker von Lydien aus, jedenfalls aus dem Osten in das früher ganz den Umbrern gehörige Mittelitalien eingewandert seien, und der auf Dionysios von Halikarnass I 30 fußenden Theorie, die die Etrusker als autochthon in Italien ansieht, ist die erste in neuerer Zeit immer mehr in den Vordergrund getreten. Jetzt erhält sie durch die oben S. 71ff. besprochenen Tatsachen und die daraus zu ziehenden Folgerungen neues Licht. Es spricht für sie zunächst eine ganze Reihe von Wahrscheinlichkeitsgründen. Die *Turuša*, die nach aegyptischen Berichten im 13. und 12. Jahrh. mit anderen 'Nordvölkern' oder 'Völkern von den Ländern des Meeres' in Ägypten einfielen, aber zurückgeschlagen wurden und wohl richtig mit den Tyrsenern der Griechen gleichgesetzt werden, sind gewiß eher von den Küsten des Aegaeischen Meeres als von dem fernen Etrurien gekommen. Denn bei dem zweiten Einfall unter Ramses III. zogen diese Völker zu Lande durch Syrien von Schiffen an der Küste begleitet bis zur aegyptischen Grenze. Dazu kommen die Zeugnisse der griechischen Historiker über Tyrrhener an den Küsten des Aegaeischen Meeres sowie die alte lemnische Inschrift, deren Sprache so auffällige Berührungen mit der etruskischen zeigt. Der Name Τυρϲᾱνοί, Τυρρανοί, att. Τυρρηνοί, zeigt eine Bildung, die für ethnisch verwendete adjektivische Ableitungen von Ortsnamen in der ganzen nördlichen Hälfte Kleinasiens verbreitet ist: Πλακιᾱνοί, Μυρλεανοί, Ϲκυλακηνοί, Κολοηνοί, von *o*-Stämmen Παριᾱνοί, Κυζικηνοί, Λαμψακηνοί (aiol. Λαμψακᾱνοί), Περγαμηνοί, Ὀλυμπηνοί, Ἀδραμυττηνοί, Δινδυμηνόϲ usw. Sie kommt ferner in allen von Phrygern eingenommenen Gebieten sowie auch bei den Thrakern vor (Ἀθυπαρηνόϲ, Βιζυηνόϲ, Ζινδρουμηνόϲ, Μοριϲηνοί, Ϲαρϲητηνή, Ϲκελεντηνή, Μεϲημβριᾱνοί, Ϲηλυμβριᾱνοί); vgl. ΑκενανολαϜοϲ auf der Midasinschrift mit Ἀκενᾶϲ auf einer griechischen Inschrift Phrygiens. Dieser Sachverhalt weist darauf hin, daß die Tyrrhener ein kleinasiatischer Stamm waren, der seinen Namen von einem Ort *Τύρϲα, Τύρρα erhielt, wie ein solcher für das südliche Lydien bezeugt wird. Die Identität aber der Tyrrhener mit den italischen Etruskern, die für das ganze Altertum feststeht, sollte nicht, wie es geschieht, bestritten werden. Die Umbrer haben die Endung *-āno-* durch die ihnen geläufige *-co-* (vgl. umbr. *iapusco*, *naharcom*) ersetzt und so Τυρϲᾱνο- zu *Tursco* umgeformt: umbr. *Turskum*, *Tuscom* (lat. *Tuscus*). Erstere Form liegt auf italischem Boden nach einer Vermutung BGNiebuhrs in dem Namen des Rutulers *Turnus* vor, der dann auf der etruskischen Lautform **Tursna* beruhen müßte.

Über die Etrusker und ihre Herkunft orientiert nach dem älteren Hauptwerk von KOMüller, Die Etrusker, [2] von WDeecke, Stuttg. 1877, jetzt am besten der Artikel von GKörte in RE. u. Etrusker, der für ihre kleinasiatische Heimat eintritt. Über die etruskische Frage außerdem BModestov, Introduct. 341 ff. — Zu den griechischen Nachrichten über Tyrrhener im Aegaeischen Meere s. EMeyer, Forsch. z. alten Gesch. I, Halle 1892, 1 ff. — Die beliebte Deutung der Τυρϲηνοί von τύρϲιϲ turris als 'Turmerbauer', 'Turmmänner' wird

der oben hervorgehobenen Tatsache nicht gerecht, daß die Endung -ᾱνό- für adjektivische Ableitungen von Ortsnamen verwendet wird, während für die in jener Deutung angenommene Funktion eine Parallele erst nachgewiesen werden soll. Auffällig ist die Form *Etrusci.* Das vorgetretene *e-* ist wahrscheinlich auf etruskische Vokalprothese zurückzuführen; vgl. etr. *eprϑne* = *purϑne* u. a. (s. ELattes Rendiconti d. Accad. dei Lincei II [1893] 796). Die Umstellung des *r* wie in *Trasumennus* neben *Tarsumennus lacus* Quintil. I 5, 13, πρύτανις = *purϑne* (Hammarström Glotta XI 214). Merkwürdig ist aber die Länge des *u* in *Etrūria* aus **Etrūsiā*, die auch für *Etrūscus* vorauszusetzen ist: sie hängt vielleicht mit der in der Nachbarschaft von *r* öfter eintretenden Vokaldehnung zusammen; vgl. die slawische Liquidametathese (Vondrak Vgl. slaw. Gramm. I 295). Die Vermutung von WCorssen, die KBrugmann, Indogerm. Forsch. VI (1896) 88 Anm. XXVIII (1911) 297 f. wieder aufnimmt, daß umbr. *etro-* 'alter' darin stecke, setzt zufällige Ähnlichkeit der beiden Namen voraus und ist daher wenig wahrscheinlich. — Über das *n*-Suffix s. meine Bemerkungen Glotta XI 277[1].

Weitere Anzeichen für die östliche Herkunft der Etrusker ergeben sich aus ihren Berührungen mit der orientalischen und hellenischen Kultur. Dazu gehört namentlich die Verwandtschaft der in Etrurien eine so große Rolle spielenden Haruspizin mit der babylonischen Eingeweideschau, die durch die mit Götternamen auf 16 Feldern beschriebene Bronzeleber von Piacenza und ähnliche in Babylonien gefundene Lebern veranschaulicht wird.

Die größte Überraschung bildet aber die Entdeckung, daß das früher allein aus dem etruskischen Alphabet bekannte Zeichen für *f*, 8, auch dem lydischen Alphabet eignete. Da es den griechischen Alphabeten wie der Laut *f* selbst fehlte, so können es die Etrusker nur aus Lydien mitgenommen oder nachträglich bezogen haben. Allerdings weicht das etruskische Alphabet im übrigen vom lydischen ab und ähnelt dem chalkidisch-cumanischen, aus dem es Mommsen und Kirchhoff abgeleitet haben. Am einfachsten wird diese Schwierigkeit wohl durch die Annahme gelöst, daß die Etrusker ihr altes Alphabet, das sie aus ihrer lydischen Heimat mitgebracht hatten, später mit dem chalkidischen der campanischen Griechen vertauscht, aber das Zeichen 8 = *f* aus ihrem alten Alphabet beibehalten haben.

Über archäologische Beweise für Beziehungen der Etrusker zum Osten GKörte RE. unter Etrusker Sp. 744 ff. GKaro AthMitt. XXXXV (1920), 106 ff. 145. Zur Bronzeleber von Piacenza s. GKörte, RömMitt. XX (1905) 374 ff. Die Ableitung des | ersten Teiles von *haruspex* aus einem babylonischen Wort HAR 'Leber' ist sehr fragwürdig, da die Lesung des keilschriftlichen Wortes, wie ich von assyriologischer Seite höre, nicht feststeht. — Die erste lydische Inschrift, die das Zeichen 8 enthielt, veröffentlichten JKeil und AvPremerstein Denkschr. d. Wien. Ak. LIII (1908) 2, 99. Dazu PKretschmer ebenda S. 100 ff. Der Lautwert *f* wurde durch die weiteren Funde gesichert: ELittmann Sardis S. 11 f. Vgl. OADanielsson Zu den lyd. Inschr. S. 29 ff. Die Annahme von MHammarström, Beiträge zur Gesch. des etrusk., lat. u. griech. Alphabets (Helsingfors 1920) S. 5, die Etrusker hätten den Buchstaben von den Phokäern, die Massalia gründeten, bezogen, ist gar zu weit hergeholt.

Aber auch die andere Möglichkeit, die Ansicht des Dionysios, daß die Etrusker die vorindogermanische Urbevölkerung Italiens darstellen, hat in neuerer Zeit Vertreter gefunden. Sie wenden gegen die Einwanderung der Etrusker aus dem Osten ein, daß der lydische Historiker Xanthos nach dem Zeugnis des Dionysios I 28 davon nichts wußte, daß die Überführung größerer Volksmassen zur See mit den damaligen kleinen Schiffen nicht denkbar sei und daß man nicht recht sehe, von welcher Basis aus die Tyrsener die Besiedlung eines so großen Landes wie Etrurien betrieben haben, da die lydische Küste schon am Ende des II. Jahrtausends v. Chr. in den Händen der Griechen war und Lemnos, Imbros und die Nachbarinseln und -küsten ein zu kleines Gebiet darstellen, als daß von dort aus Etrurien kolonisiert worden sein könnte. Die Vertreter dieser Bedenken nehmen an, daß die Etrusker

entweder autochthon waren oder von Norden her zu Lande wie die indogermanischen Italiker in die Apenninhalbinsel einwanderten und die Raeter und andere Alpenstämme, die nach Livius (V 33, 6 ff.) etruskischer Abstammung und Sprache waren, zurückgebliebene Reste der Einwanderer darstellen.

Die ganze Frage ist nun in ein neues Stadium getreten, aber auch fast noch verwickelter geworden durch die Beobachtung, daß die vorgriechische Urbevölkerung von Hellas mit den Etruskern verwandt gewesen zu sein scheint. Es liegt nunmehr die Annahme nahe, daß Italien dieselbe autochthone Urbevölkerung kleinasiatischen Stammes gehabt hat wie Griechenland. Gegen diese Annahme spricht aber der verschiedene Charakter der Ortsnamen: die Griechenland mit Kleinasien gemeinsamen Bildungen mit -νθ- und -ccoc fehlen in Etrurien fast ganz, obwohl die etruskische Sprache bei Appellativen und Personennamen das *nϑ*-Suffix kennt (*leinϑ*, *aminϑ*, *arnϑ*, *arunϑ*, *tarχnteś* u. a.); nur einige wenige Ortsnamen wie *Ferentum*, *Visentum* gehören vielleicht hierher. Bezeichnend ist, daß gerade da, wo die Etrusker nie hingekommen sind, im äußersten Süden, an der Westspitze Siziliens sich die mit c(c) gebildeten Ortsnamen Ἑρβηccόc, Τελμιccόc, Κρίμιcoc finden, wahrscheinlich von den Elymern stammend, die man im Altertum aus der Troas ableitete. Diese Verschiedenheit der Ortsnamen muß doch wohl daraus erklärt werden, daß Etrurien von den Etruskern erst in einer jüngeren Periode besiedelt worden ist, wo jene Bildungsweise für Ortsnamen bei ihnen nicht mehr üblich war.

Nun ist aber auf Steinen von der Küste Umbriens (Novilara bei Pesaro und Fano) eine sonst unbekannte Sprache zu Tage gekommen, die mit der etruskischen verwandt scheint, ohne sich mit ihr zu decken. Dies deutet auf eine doppelte Schicht der unindogermanischen Bevölkerung Mittelitaliens. Auch Herodot (I 57 f.) unterscheidet von den Tyrrhenern, die er aus Lydien zu den Umbriern kommen läßt (I 94), die Pelasger von Κροτώνη (Cortona) in Etrurien, die mit niemandem von ihren Nachbarn gleichsprachig seien, wohl aber mit den Pelasgern von Plakia und Skylake und die früher die Thessaliotis bewohnt hätten. Hellanikos (bei Dion. v. Hal. I 28) erzählte, daß die Pelasger unter ihrem König Nanas (ein kleinasiatischer, insbesondere lydischer Name) von den Hellenen vertrieben zu Schiffe an die Mündung des Po (Cπινὴc ποταμόc) am Ionischen Meer gekommen und von dort aus Cortona erobert und Tyrsenien (d. i. Etrurien) besiedelt hätten; ihren jetzigen Namen hätten sie erst in Italien erhalten. Kann man auch diese Berichte nicht einfach als geschichtliche Wahrheit hinnehmen, so scheint doch den bestimmten Angaben über Cortona und seine Sprache irgend etwas zugrunde zu liegen. Wir haben also damit zu rechnen, daß mindestens eine doppelte Einwanderung (vielleicht gab es noch mehr Wellen) jener ägäischen Bevölkerung in Mittelitalien stattgefunden hat: eine ältere vom griechischen Festland aus, sei es über das Ionische Meer, sei es zu Lande, und eine jüngere des tyrrenischen Seefahrervolkes, das von den Küsten des Ägäischen Meeres aus (ἔθνεα πολλὰ παραμειψαμένουc) nach Mittelitalien gelangte und dort bereits eine stammverwandte Bevölkerung vorfand. Es ist möglich, daß die doppelte Benennung des etruskischen Volkes, Ῥαcέναι, wie sie sich nach Dionysios (I 30) selbst nannten, und *Etrusci*, ein Name, der wegen seines prothetischen *e* gleichfalls etruskischen Ursprungs sein muß — von dieser zweifachen Schichtung herrührt; sie könnte sich freilich auch anders erklären. Durch diese Auffassung der Tatsachen werden die meisten Schwierigkeiten, die bei den verschiedenen bisherigen Annahmen bestehen, beseitigt, namentlich der Einwand, daß die Tyrrhener nicht imstande gewesen wären, vom Ägäischen Meer aus Etrurien zu besiedeln und ganz Mittelitalien zu unterwerfen und mit ihrer Kultur zu durchdringen.

Wie verschieden auch die Historiker in der Etruskerfrage urteilen, zeigen die sich widersprechenden Äußerungen von Lackeit und HPhilipp in demselben Artikel 'Italia' der RE. Suppl.-Bd. III Sp. 1270 und 1290. — Über die Ortsnamen der Elymer vgl. WSchulze, Zur Gesch. lateinischer Eigennamen S. 596. Die Münzaufschriften von Segesta und Eryx Cεγεσταζιβ und Ἰρυκαζιβ (Literatur bei OHoffmann, Samml. d. griech. Dial.-Inschr. III S. 226) sind wohl aus der Sprache der Elymer herzuleiten; -αζι- erinnert an die lyk. Ethnika *Sppartazi* 'Spartaner', *Pttarazi* 'Patarаeer', das schließende -β an die Pluralbildung des Elamischen (*sunki-p* 'Könige'), Georgischen und anderer kaukasischer Sprachen (*cule-b* 'Beile') und vielleicht auch mancher kleinasiatischen Völkernamen wie lyd. Τόρ(ρ)ηβοι. — Die Inschriften von Novilara bei Lattes, Rendic. d. Accad. dei Lincei II 775 ff. 855 ff. 1017 ff. III 25 ff. 94 ff., Planta, Gramm. d. osk.-umbr. Dial. II 554, die von Fano bei Lattes Glotta II 265 ff. — Bei Herodot I 57 ist in allen Handschriften Κρηστῶνα, Κρηστωνιῆται überliefert, aber Dionysios von Halikarnaß I 29 las das richtige allgemein anerkannte Κροτωνιῆται: ein für die Geschichte des Herodottextes lehrreicher Fall. — Nannaś Νανναϲ auf der lydisch-griechischen Bilinguis von Sardes, ELittmann, Sardis VI, Lydian Inscr. 1 S. 33; Ναναϲ Νανναϲ auf Inschriften von Pisidien, Isaurien und Phrygien PKretschmer, Einl. in d. Gesch. d. gr. Spr. 342. Vgl. AFick, Vorgriech. Ortsnamen 101. ARosenberg, RhMus. 69 (1914) 615 ff. stellt kühne Vermutungen über die Grundlagen von Herodots Erzählungen auf.

Mit dem Problem des Ursprungs der Etrusker hängt die Sprachfrage eng zusammen, d. h. die viel umstrittene Frage, ob das Etruskische indogermanisch ist oder nicht. Sie wird durch die neuen Erkenntnisse mit dem gleichen für die kleinasiatischen Sprachen sowie für das Kanisische und Luvische bestehenden Problem verknüpft. Auf keinen Fall kann das Etruskische als eine indogermanische Sprache im gewöhnlichen Sinne angesehen werden. Das Fehlen zahlreicher stichhaltiger Übereinstimmungen mit dem Indogermanischen auf der einen Seite, die Abweichungen vom indogermanischen Sprachtypus z. B. in den Zahlwörtern auf der anderen führen zu diesem Ergebnis. Die neuen Funde lydischer Inschriften haben einige Berührungen dieser Sprache mit der etruskischen ergeben. Ähnlichkeiten von etruskischen Eigennamen mit kleinasiatischen überhaupt sind auch früher beobachtet worden.

Eine zusammenfassende und fördernde Darstellung dessen, was wir von der etruskischen Sprache sicher wissen, gibt FSkutsch in RE. VI 770 ff. Gut orientiert auch GHerbig, Zum heutigen Stand der etrusk. Frage, Beilage z. Allgem. Ztg. 1907 Nr. 92 f. Idg. Forsch. XXVI (1909) 360 ff. Der nichtindogermanische Charakter des Etruskischen ist heute von den meisten Forschern anerkannt. Mit den kaukasischen Sprachen hat VThomsen, Bull. de l'Acad. Kopenhagen 1899 Nr. 4 das Etruskische verglichen, mit den altaischen BCarra de Vaux in seinem wissenschaftlich unzulänglichen Buche La langue étrusque. Sa place parmi les langues (Paris 1911), mit den finnisch-ugrischen JMartha, La langue étrusque (Paris 1913). — Für die Verwandtschaft des Etruskischen mit dem Lykisch-Karischen ist geltend gemacht worden die Übereinstimmung der Eigennamen etrusk. Tarχu, Tarχna Τάρκων Tarquinius — kilik. Ταρκόν-δημος, Ταρκυν-δβέρρας, lyk. Trqqñta (vgl. etr. Tarχnteś), Τροκόνδας, kar. Ταρκόν-δαρα (auf der 3. Inschrift von Praisos Ταρκομν . .). Die Form Ταρπίνιος, Ταρπινία mit osk. p = lat. qu macht den etrusk. Ursprung des Namens nicht unmöglich (vgl. GHerbig, Indogerm. Forsch. XXVI [1909] 380).

Was uns aber an diesem merkwürdigen Volk hier in erster Linie angeht, ist die Bedeutung, die es für die italischen Stämme, insbesondere für Rom und die lateinische Sprache gehabt hat. Ist die herodotische Tradition im Recht, wonach die Tyrsener zur See ἐϲ Ὀμβρικούϲ gelangt seien, so haben wir mit der Möglichkeit zu rechnen, daß sie die umbrische Bevölkerung, die sie in dem späteren Etrurien vorfanden, nicht völlig vertrieben, sondern zum Teil unterworfen, etruskisiert und mit sich verschmolzen haben. Nachdem sie hier festen Fuß gefaßt hatten, haben sie, offenbar kraft der höheren Kultur, die sie mitgebracht hatten, ihre Herrschaft im Norden über den Appennin bis in die Poebene ausgedehnt, im Süden sich bis nach Campanien ausgebreitet und auch diese Landschaft sich unterworfen. So

scheinen die Etrusker im 6. und 5. Jahrh. v. Chr. die Herrschaft über einen großen Teil Italiens ausgeübt zu haben. Diese historisch überlieferten und durch Funde bestätigten Nachrichten werden nun durch sprachliche Tatsachen in bedeutsamer Weise ergänzt. WilhSchulzes systematische Untersuchung der italischen Eigennamen hat überraschend enge Beziehungen und Zusammenhänge zwischen den etruskischen und italischen Namen ergeben, und zwar haben sowohl die italischen Stämme von den Etruskern, wie diese von ihnen fertige Namen oder Namenelemente entlehnt. Die Verbreitung der etruskischen Eigennamen gestattet uns die Ausdehnung der etruskischen Herrschaft zu erschließen, und es zeigt sich, daß diese Latium nicht weniger als Campanien umfaßt, sich also ohne Unterbrechung längs fast der ganzen Westküste der Halbinsel erstreckt hat. Schon Varro (l. l. V 55) weiß, daß die angeblich ältesten römischen Tribusnamen *Ramnes, Tities, Luceres* tuskischen Ursprungs sind, und Schulze erklärt auch *Roma* selbst für die Ansiedlung eines etruskischen Geschlechtes *ruma* und leitet die Namen der römischen Tore *Porta Capena* und *Ratumenna* von etruskischen Geschlechtern der *capna* und *ratumsna* her. Außerhalb Roms ist Tusculum immer ein Beweis tuskischer Ansiedlung auf latinischem Boden gewesen, und die Rutuler von Ardea gelten für Tyrrhener.

Schon EHommel (bei ROberhummer und HZimmerer, Durch Syrien und Kleinasien, Berl. 1891, 433 und Grundriß d. Geogr. u. Gesch. des alten Orients,[2] München 1904, 64) hat den etruskischen Ursprung eines Teiles der römischen Personen- und Geschlechtsnamen behauptet mit Berufung darauf, daß gerade die römischen Namen sich am meisten vom Typus der indogermanischen entfernen. Den Beweis für diese These hat erst WilhSchulze, Zur Geschichte lateinischer Eigennamen (AbhGG. NF. V 2 Berl. 1904) erbracht. Im einzelnen Falle ist zuweilen die Entscheidung, ob die Etrusker einen italischen Namen etruskisiert haben oder die Italiker einen etruskischen entlehnt haben, oder ob endlich eine spontane Übereinstimmung vorliegt, schwer.

Es fragt sich, wieweit Wirkungen des etruskischen Einschlages sich auch in der Sprachgeschichte geäußert haben. Zunächst auf dem Gebiet der Eigennamen vielleicht nicht nur in dem Eindringen zahlreicher einzelner Namen, sondern auch im ganzen System. Das italische Namensystem ist ausgezeichnet durch das Hervortreten des Geschlechtsnamens, der aus dem alten Patronymikon auf *-ios* erwachsen — wie es auch im achäischen Zweige des Griechischen (aiol. Ποιάντιος), bei den Messapiern und Kelten besteht — zum Hauptnamen, zum eigentlichen *nomen* wird, während der ursprüngliche Hauptname, der Individualname zum *praenomen* herabsinkt. Diese Entwicklung kann nicht älter als das 6. Jahrh., eher jünger sein, da die aus dieser Zeit stammende Inschrift der Fibula von Praeneste (*Manios med vhevhaked Numasioi*) noch die bloßen Individualnamen zeigt. Auch die verschiedene Stellung des Gentilnamens — bei Römern und sabellischen Stämmen vor dem Genitiv des Vaternamens, bei Umbrern und Volskern hinter demselben — spricht gegen ein hohes Alter jener Entwicklung. Bedingt ist diese aber durch eine Geschlechterherrschaft, durch aristokratische Verhältnisse. Der Geschlechtsname konnte zu solcher Bedeutung nur gelangen, wenn man auf die Geschlechtszugehörigkeit großes Gewicht legte. So hat sich auch im Mittelalter der Familienname da zuerst entwickelt, wo vornehme Geschlechter eine Rolle spielten, in den italienischen Städterepubliken und in Byzanz. Die Tyrrhener nun, die die umbrische Bevölkerung westlich des Appennin unterworfen hatten, bildeten hier die herrschende Klasse, die vermutlich den Grundbesitz des Landes unter sich aufgeteilt hatte. Hier waren also die Bedingungen für die Ausbildung des Geschlechtsnamensystems gegeben, und in der Tat zeigen die Etrusker ein sehr reich entwickeltes Gentilnamensystem; sie sind sogar, wie Schulze ausführt, in den Familiencognomina den Römern voraus, die

vielleicht von ihnen den Gebrauch solcher Cognomina zur Unterscheidung der Zweige eines Geschlechts empfangen haben. Die Ausdehnung der etruskischen Herrschaft über Latium und Campanien und vielleicht noch weiter südlich bis in Apulien hinein dürfen wir uns gewiß nicht als eine Überflutung dieser Landschaften mit etruskischer Bevölkerung denken, sondern die Etrusker werden vor allem den Grundbesitz genommen, diese Grundbesitzer aber nur eine dünne Schicht über der einheimischen italischen Bevölkerung gebildet haben. Denn während sie diese in ihrem Stammland völlig etruskiert haben, sind doch die Spuren der etruskischen Herrschaft in den übrigen italischen Landschaften in historischer Zeit verhältnismäßig geringe, die wichtigsten sind eben die Geschlechtsnamen. Die Latiner wie die Sabeller Campaniens haben im wesentlichen ihre Sprache und Nationalität bewahrt, und schon im 6. Jahrh. v. Chr. herrscht in Rom, wie der Cippus vom Forum Romanum be|weist, die lateinische Sprache. Aber zur Entwicklung des italischen Gentilnamensystems mag allerdings die Herrschaft der etruskischen Geschlechter nicht wenig beigetragen haben.

Auf die Abhängigkeit des Gentilnamensystems von der 'Geschlechtsidee', dem Aufkommen eines Großgrundbesitzes und Adelsstandes hat schon EMeyer II 516f., hingewiesen. Daß aber die Beschränkung der Individualnamen, der späteren Praenomina, auf eine kleine Zahl mehr eine Folge als eine Ursache jenes Systems war, wird schon durch die moderne Parallele wahrscheinlich gemacht. Allerdings kann bei dieser Verringerung auch die geringe Neigung der italischen Sprachen für Composita und füglich auch für die zusammengesetzten idg. Personennamen mitgewirkt haben.

Daß die Römer ferner von den Etruskern manche Kulturwörter entlehnt haben, ist bei der Überlegenheit der etruskischen Kultur über die latinische sehr begreiflich. So werden von den Alten *histrio, lanista, idus, mantisa, balteum, atrium* u. a. aus dem Etruskischen abgeleitet. *Persona* 'Maske' hat FrSkutsch auf inschriftliches etr. *φersu* zurückgeführt. Das von Laberius gebrauchte *levenna* 'von angeborenem Leichtsinn' zeigt die etruskische Endung *-enna* gar an ein lateinisches Wort gehängt. Wichtig ist, daß auch griechisches Sprach- und Kulturgut Römern und anderen italischen Stämmen durch etruskische Vermittlung zugekommen ist. Die Umbrer haben bekanntlich ihre Schrift zunächst von den Etruskern empfangen, und bei den Römern scheint wenigstens der Gebrauch des Gamma C für die gutturale Tenuis auf etruskischem Einfluß zu beruhen. Lat. *sporta* = σπυρίδα weist durch sein *t* = δ auf etruskische Vermittlung, und *gruma* = γνῶμα erinnert durch sein abnormes *r* für ν an etr. *Memrun Aχmemrun* = Μέμνων, Ἀγαμέμνων; die Landesvermessung bildete einen Teil der Etrusca disciplina. So erklärt sich nun auch das bisher rätselhafte lautliche Verhältnis von *triumpus, triumphus* zu θρίαμβος: der im Etruskischen erklärliche Ersatz von β durch *p* (etr. *φuipa* = Φοίβη), sowie die Aspiration in der Form *triumphus* weisen auf etruskische Vermittlung; und vortrefflich stimmt dazu die Überlieferung, die die Triumphalinsignien aus Etrurien herleitet (Strab. V 220. Flor. I 5, 5f.). Lat. *Catamitus* = Γανυμήδης zeigt die unregelmäßigen Lautersetzungen von etr. *Catmite* (Beischrift auf einem etr. Spiegel). Wenn der Dioskurenkult, wie Wissowa vermutet, aus dem ehemals etruskischen Tusculum nach Rom gekommen ist, so kann auch die Synkope in *Pollux*, älter *Pol(l)ouces* aus **Poldoucēs* = Πολυδεύκης aus dem Etruskischen (*Pultuke*) stammen.

Zu lat. *persona* s. FrSkutsch, Arch.l.Lex. XV (1908) 145f., zu *levenna* WilhSchulze, Z. Gesch. lat. Eigennamen 298. — Über *laniare* 'zerfleischen', *lanista, laniena* usw. GHerbig, Idg. Forsch. XXXVII (1916/17). 165ff. 179ff. — Auch in röm. *quinquatrus* Minervafest am 5. Tage nach den Idus, falisk. *decimatrus*, tusculan. *triatrus, sexatrus, septematrus* erkennt WDeecke, Die Falisker, 90 (bei COMüller, Etrusker II, Stuttg. 1877, 47) eine etruskische Endung (anders FStolz, Hist. Gramm. I, Lpz. 1894, 549). Zu *gruma* s. COMüller-WDeecke,

Etrusker II 155f. CThulin in RE. unter 'Etrusca disciplina'. — Über *triumphus* kaum richtig WilhSchulze, GGA. CLVIII (1896) 240. Zur Herkunft des Triumphzuges aus Etrurien s. GWissowa, Religion der Römer, München 1902, 36. 384, 5.

Wie der griechische, enthält auch der lateinische Wortschatz ziemlich viele Wörter, die bisher aus dem Indogermanischen nicht abgeleitet werden konnten: auch für sie kommt etruskischer Ursprung in Betracht. Aber bestimmte Gründe müssen jedesmal dazutreten, um die Annahme zu rechtfertigen. Zu diesen Wörtern gehört *amo* 'ich liebe': auf einem etruskischen Spiegel steht bei der Gestalt des Amor die Beischrift *aminϑ*, eine echt etruskische Bildung auf *-nϑ* wie *leinϑ* der Todesgenius von *leine* 'er starb'; also *aminϑ* bedeutet den Genius der Liebe, Amor und erweist auch *amare* 'lieben' als etruskisch. Bei *pulcher* spricht die dem Lateinischen fremde Aspiration für etruskische Herkunft; es wäre sehr bezeichnend, wenn die Römer die Ausdrücke für die beiden Begriffe 'schön' und 'lieben' diesem sinnlichen Volk verdankten. *Populus* umbr. *poplos*, dessen Ableitung von *pleo* schon wegen der auffälligen Reduplikation sehr fragwürdig ist, klingt an den etruskischen Ortsnamen *Populonia*, etr. *Pupluna* an. Ebenso *fenestra* 'Fenster' an den Eigennamen *Fenestella* und etr. *fnesci, fnescial* (GHerbig, Idg. Forsch. XXXVII [1916/17], 172ff.). Aber der bloße Anklang ist natürlich nur ein schwacher Beweisgrund.

Es kommt nun weiter in Frage, ob der Einfluß des Etruskischen auf das Lateinische so tief ging, daß er sich auch auf das lautliche Gebiet erstreckte. Deutlich ist dies in der Tat in Praeneste der Fall; auf Cisten und Spiegeln aus diesem Ort begegnet ein Ersatz der Media durch die Tenuis (*Alixentros, Casentera* = *Cassandra, Acmemeno* = *Agamemnon*), wie er für das Etruskische kennzeichnend ist. Dasselbe scheint von der lateinischen Aspiration in Worten nichtgriechischer Herkunft zu gelten; denn im Etruskischen ist die Aspiration von Tenues (z. B. *Φerse* und *Perse* = Περϲεύϲ) eine gewöhnliche Erscheinung. Von *triumphus* und *pulcher* war | schon die Rede. Für die Cognomina *Gracchus, Cethegus, Thalna, Thermus, Matho, Otho* macht WilhSchulze etruskischen Ursprung wahrscheinlich, auch für *Caepio*, das nach Cicero (Orator 48 § 160) auch aspiriert gesprochen wurde. So mag auch die fehlerhafte Aspiration, z. B. in *chommoda*, die Catull in einem bekannten Gedicht 84 an Arrius tadelt, in *choronae chenturiones praechones*, das Quintilian I 5, 20 auf Inschriften las, auf etruskisierender Aussprache beruhen. — Von noch viel größerer Bedeutung wäre es aber, wenn die präliterarische Betonung der ersten Wortsilbe im Lateinischen auf etruskischen Einfluß zurückgehen sollte, was sich freilich nicht streng beweisen läßt, aber doch wahrscheinlich ist und jedenfalls chronologisch möglich erscheint. Im Lateinischen bestand diese an die Stelle des indogermanischen freien Wortakzentes getretene Anfangsbetonung in der Zeit der älteren Entlehnungen aus dem Griechischen, wie wir aus den Vokalschwächungen und -unterdrückungen in den auf die erste folgenden Silben griechischer Lehnwörter (*Agrigentum* = Ἀκράγαντα, *talentum* = τάλαντον, *Massilia* = Μαϲϲαλία, *cupressus* = κυπάριϲϲοϲ), schließen können. Daß aber auch die Etrusker die erste Wortsilbe betonten, folgt erstens aus dem Zeugnis Quintilians I 5, 23 für die Betonung *Cámillus, Céthegus*, wenn diese Cognomina (wie WSchulze, Zur Geschichte lat. Eigennamen 522 vermutet) etruskischen Ursprunges sind, sodann daraus, daß das Etruskische ähnliche Synkopen oder Vokalschwächungen in nichterster Silbe aufweist wie das Lateinische, z. B. *Clútmsta* = Κλυταιμήϲτρα, *Cáśntra* = Καϲϲάνδρα, *Atlenta, Atlnta* = Ἀταλάντη, *Ménle* = Μενέλαοϲ, *Lamtan* = Λαομέδων, *Aϑrpa* = Ἄτροποϲ, *prumftś* aus lat. *pronepos*. Aber nicht nur die Betonung der ersten Wortsilbe, son-

dern auch die durch sie bewirkten Vokalausstoßungen und -schwächungen der folgenden Silben im Lateinischen gehen den etruskischen Vorgängen so parallel, daß auch hier an einen geschichtlichen Zusammenhang gedacht werden darf. Man vergleiche z. B. Πολυδεύκης = etr. *Pultuke*: lat. *Polouces* aus **Poldouces*; Ἀταλάντη = etr. *Atlenta* mit τάλαντον: lat. *talentum*, *scando*: *conscendo*. Diese Vokalausfälle oder -umfärbungen, die alle Silben außer der ersten ergriffen, haben aber das ganze lautliche Gepräge der lateinischen Sprache verändert. Noch mehr, sie haben einen schweren Mangel der lateinischen Sprache verschuldet, ihre geringe Fähigkeit, nominale Zusammensetzungen zu bilden. Denn die Anfangsbetonung verursachte so entstellende Verstümmelungen aller nichtersten Wortsilben, daß lange Komposita sich mit ihr nicht vertrugen. Die noch erhaltenen Komposita sind meist ganz verdunkelt, z. B. *pauper* aus **pau-paris*, *vīpera* aus **vīvo-parā*, *praeco* aus **prai-dicō*, *praes* aus **prae-vas* (Pl. *praevides* CIL I 200 46), *hospes* aus **hosti-potis*. Auch die etruskische Sprache hat außer unter den Zahlwörtern wenige deutliche Zusammensetzungen. Dieser weitgehende, später nach griechischen Vorbildern nur wenig wieder ausgeglichene Verlust einer wertvollen Eigenschaft des Indogermanischen war sehr folgenschwer, da er sich bis auf die Erben des Lateinischen, die romanischen Sprachen, fortsetzte, die alle an diesem Mangel leiden. — Schon die angeführten Tatsachen zeigen, daß der Einfluß des Etruskischen auf das Lateinische in älterer Zeit sehr bedeutend war; er würde sich aber vielleicht in noch größerem Umfange erkennen lassen, wenn unsere Kenntnis der etruskischen Sprache nicht so ungenügend wäre.

Die Etrusker besaßen nur eine Gattung von Explosivae, die sich weder mit der Media noch der Tenuis des Griechischen und Lateinischen deckte, sondern eine Mittelstellung (stimmlose Lenis?) eingenommen zu haben scheint. Sie wählten zu ihrer Bezeichnung die griechischen Tenuiszeichen, nur für die Gutturalis neben älterem K auch das Zeichen der Media C, das schließlich durchdrang, letzteres vermutlich weil die etr. Gutturalis ihrer Artikulationsstelle nach dem griech. γ näher als dem κ stand. Römer und Griechen umschrieben die etr. Explosivae meist mit ihren Tenues, öfter aber auch mit ihren Mediae: z. B. *Vibenna, Ogulnius* neben *Oculnius, Tages,* Τάγης, *idus* neben *itis* 'Tag', Ἀδρίας *Adria, Hadriaticum* neben *Atria, Atriaticum*. Andererseits wechseln Tenues anscheinend willkürlich in denselben Wortformen mit Aspiraten, z. B. *larϑ* : *lart*, *huϑ* : *hut* (vgl. Ὑττηνία) *Aϑrpa* = Ἄτροπος, *seχ* : *sec*, *φerse* = Περσεύς; vgl. SPCortsen, Lyd og Skrift i Etruskisk, I. Kopenhagen 1908. Vermutlich war der etruskische Laut nicht so stark aspiriert wie gr. ϑ, χ, φ, so daß die Schreibung schwankte. Wir gewinnen daraus den Eindruck, daß das Etruskische sich mitten in einer Lautverschiebung befand, die die Mediae nach den Tenues hin, die Tenues zu Aspiraten verschob. — Über den Parallelismus der lateinischen und etruskischen Vokalreduktionen haben zuletzt gehandelt FSkutsch, Glotta IV (1913), 187ff. und GHerbig, Idg. Anz. 37 (1917), 22ff. Skutsch nimmt auf Grund von Ἀταλάντα > etr. *Atlnta* > *Atlenta* und Ἄδρασιος > etr. *Atrste* > *Atresϑe* an, daß auch lat. **cónscando*, **éxcarpo* erst zu **conscn̥do*, **excr̥po* mit Nasalis und Liquida sonans, dann mit Vokalentfaltung *conscendo*, *excerpo* geworden seien. Gegen den etruskischen Einfluß äußert sich FMuller Idg. Forsch. XXXVII (1917) 188 [1], aber mit unzutreffenden Gründen. Er übersieht, daß die Bevölkerung Latiums doch geradezu auf einer Verschmelzung eines indogermanischen Stammes mit Etruskern zu beruhen scheint.

Das Lateinische in der historischen Zeit

Das Lateinische ist der frühzeitig zur Gemeinsprache der Landschaft Latium gewordene Dialekt von Rom. Er unterschied sich von anderen latinischen Mundarten, auch dem Faliskischen, durch die Erweichung von inlautendem *f* zu *b*: *libertas*: fal. *loferta*; in Praeneste *nefrones* (Lanuvium *nebrundines*), *Ūfens* (*tribus Oufentina*); auch durch das Festhalten der Diphthonge: in Latio rure edus, <qui> in urbe,

ut in multis A addito aedus' Varro l. l. V 97; 'rustici pappum Mesium, non Maesium' VII 96. Die städtische Bevölkerung nahm wohl schon früh durch Zuzug von außen fremde Elemente in sich auf, die auch manche dialektische Erscheinungen in die römische Sprache hineinbrachten: so das unrömische *f* in *rufus* (umbr. *rofu*) neben *ruber*, *vafer* (neben *vabrum* Corp. Gloss. IV, 188, 15), *scrōfa*, *bufo*, das *p* in *popīna* = lat. *coquīna*, die Angleichung von *nd* zu *nn* in *grunnio* aus *grundio* wie im Oskischen. Sehr auffällig ist *bōs* = βοῦς, skr. *gáus*, für das man im Lateinischen **vōs* erwartet (vgl. *vorāre*: gr. βορά). Daß die Römer die Bezeichnung eines ihnen so vertrauten Haustieres von nichtlatinischen Bevölkerungselementen entlehnt hätten, wäre nur denkbar, wenn diese fremden Elemente sehr bedeutend gewesen wären, was wir sonst keineswegs bestätigt finden. Ebenso verhält es sich mit *lupus*, wenn es für ein lat. **luquos* = λύκος steht: hier könnte allenfalls die Häufigkeit des Wolfes in den Wäldern des Sabinergebirges, auf die Horazens *silva lupus in Sabina* hindeutet, die Entlehnung aus dem sabinischen Dialekt erklären. Auch die Wörter mit *l* aus *d* wie *lacruma* = *dacruma* (δάκρυ), *oleo olefacio* neben *odor odefacio*, *calamitas* neben *cadamitas*, *Melica* = *Medica* (Varro r. r. III 9, 19), *novensiles* aus *novensides* führt man wohl mit Recht auf fremde (sabinische?) Bevölkerungselemente zurück: nur sollte man sich dafür nicht auf die Tatiussage berufen, sondern auf Zuzüge, wie die geschichtlich bezeugte Einwanderung des Geschlechtes der Claudier, das im Anfange der republikanischen Zeit mit seiner ganzen zahlreichen Clientel aus dem Sabinischen nach Rom übersiedelte.

Neuerdings hat AErnout, Les éléments dialectaux du vocabulaire latin, Paris 1909, über solche Dialektworte im Lateinischen gehandelt.

Auch die monophthonge Aussprache von *au* und *ai* (*ae*) drang vom Lande in die Stadt ein: *Olipor* = *Auli puer*, *Lorentius* = *Laurentius*, *olla* = *aulla*, *Polla* = *Paulla*, *pollulum*, *oricla* = *auricula*, *coles* = *caules*, *clostra* = *claustra* (*Cato*), *Cecilius* = *Caecilius*. Die Verbreitung dieser Aussprache läßt sich an der Unsicherheit ermessen, die namentlich in Fremdwörtern eintrat und hyperrömische Wortformen erzeugte. Wir können heute nur mit Mühe feststellen, ob *cauda* oder *coda*, *caudex* oder *codex*, *plaudo* oder *plodo*, *faeles* oder *feles* das Ursprüngliche darstellt. *plaustrum* scheint hyperurban für *plostrum* (CIL. I 206), was durch die interessante Anekdote von Vespasian und Florus bei Sueton Vesp. 22 illustriert wird. So erklärt sich auch *scaina* (CIL. I 1280), *scaena* (*proscaenium* usw.) für σκηνή und *scaeptrum* für σκῆπτρον (Varro l. l. VII 96): es sind hyperrömische Formen des griechischen Lehnwortes wie *scauria* 'Schlacke' in der Lex metalli Vipascensis für σκωρία. Manche griechischen Worte sind vermutlich den Römern nicht unmittelbar zugegangen. Von etruskischer Vermittlung war schon die Rede. *Rosa*, wenn über **rodia* aus gr. ῥοδέα entstanden, verrät sabinische Vermittlung. *Cādūceus* = κᾱρύκειον erklärt sich wohl weniger durch eine begrifflich nicht recht verständliche Anlehnung an *cădūcus* als aus Umkehrung des dialektischen Lautwechsels *d* > *r* (*peres* = *pedes* 'in usu cotidie loquentium', *Larinum* = *Ladinum*?).

Die weitere Entwicklung des Lateinischen war hauptsächlich durch die Entstehung einer Schriftsprache bedingt, deren Anfänge uns durch den Cippus vom Forum Romanum schon für das 5. Jahrh. bezeugt werden. In der älteren Zeit wurde freilich von der Schrift offenbar noch ein so bescheidener Gebrauch gemacht, daß sich ein fester Sprachtypus nicht ausbildete. Es ist auffällig, welchen Mangel an Einheitlichkeit und Regelung, namentlich in orthographischer, aber auch in grammatischer Beziehung, noch die öffentlichen Inschriften des 2. Jahrh. v. Chr. zeigen. Die Lex Acilia repetundarum vom Jahre 122. v. Chr. bietet nebeneinander *arvor-*

sario und *advorsarium, avorsum* und *aversum, quai* und *quae, slis, lis, litis* und *leitis, soveis* und *suai, quoiei* und *quei,* bildet den Nom. Pl. *virei* und *vireis, ceiveis, ioudicis* und *ioudices.* Die Sententia Minuciorum vom Jahre 117 schreibt *controvorsieis* und *controversis, conflovont* und *comfluont, suso susum sursum,* die Lex agraria vom Jahre 111 *oina* und *unum, ious* und *ius, poplicus* und *publicus, tableis* und *tabuleis.* Seit dem 3. Jahrh. bemühten sich Beamte, Schulmeister, Schriftsteller Regel und Ordnung in die Willkür zu bringen. So beseitigte Appius Claudius Caecus, der berühmte Censor des Jahres 312, angeblich das Schwanken zwischen intervokalischem *s* und *r* z. B. in *Valesios — Valerios, Fousios — Fourios,* dem die Schriftsprache offenbar nach Eintritt des Rhotazismus verfallen war, indem er das *-r-* der lebendigen Sprache durchführte (eine ungeschickte Grammatikernotiz läßt ihn den Buchstaben R 'erfinden'). Vermutlich wurden solche Reformen bald, wie noch heute, in den Schulen begonnen. Darauf weist die Nachricht, die dem Freigelassenen Sp. Carvilius, der im 3. Jahrh. in Rom die erste Elementarschule (γραμματοδιδασκαλεῖον) eröffnete, die Differenzierung des Buchstabens G von C (C. = Gaius) beilegt. Der Dichter Ennius soll die Konsonantenverdopplung in die lateinische Orthographie eingeführt haben, die sich auf Inschriften erst seit 189 findet, also ganze drei Jahrhunderte, nachdem sie in Attika durchgeführt worden, und auch später als Osker und Messapier die Neuerung angenommen hatten.

Auch in grammatischer Richtung ist die klassische Literatursprache das Ergebnis eingreifender Normalisierung, die das Schwanken der lebendigen Sprache zwischen verschiedenen Formen beseitigte. Auslautende *-m* und *-s* wurden, wahrscheinlich unter gewissen Bedingungen, in der Aussprache stark reduziert, *-m* fiel vor Vokalen ganz aus. Die älteren Inschriften lassen daher *-s* und *-m* bald weg (*Cornelio = Cornelios, oino = unum, duonoro = bonorum*), bald schreiben sie die Laute: die klassische Zeit jedoch führt sie der Deutlichkeit und Gleichmäßigkeit halber überall durch; eine Ausnahme bilden nur *non* aus *noenum, nihil* aus *nihilum* und *animadverto* aus *animum adverto.* Aus der plautinischen Prosodie ergibt sich, wie Skutsch gezeigt hat, daß die Umgangssprache in zweisilbigen Wörtern wie *ille, iste, unde, inde, nempe* den Vokal der auslautenden Silbe vielfach synkopierte, und die bekannte Crassus-Anekdote Cic. de div. II 84 lehrt, daß *cave ne eas* wie *cauneas* gesprochen wurde: die Schriftsprache ignoriert solche Schwankungen mit wenigen Ausnahmen wie *nec: neque, ac: atque, neu: neve, seu: sīve.* Ähnlich wechselten in der Umgangssprache unter unbekannten Bedingungen *calidus, aridus, avidus* und *caldus, ardus, audus*: die Schriftsprache kennt bloß die volleren Formen (was Augustus nach Quint. I 6, 19 als *odiosum* und περίεργον 'pedantisch, gekünstelt' tadelte): nur das Adverb *valde* neben *validus* hat sie in seiner synkopierten Form aufgenommen, vielleicht weil sie es in einer volkstümlichen Bedeutung 'sehr' verwendete, die an die volkstümliche Form gebunden war. *Vo-* ging vor Dentalen (*t, s, r*) im Laufe des 2. Jahrh. v. Chr. in *ve-* über: *vorto* > *verto, voster* > *vester.* Scipio Africanus (minor) hat nach Quintilian I 7, 25 *vortex, vorsus* in die Schriftsprache eingeführt. In der lebendigen Sprache scheint unbetontes *ov* zu *av* geworden, betontes bewahrt zu sein: *cóvos, cous* 'hohl', aber *cavåre, cavérna.* Die Volkssprache bewahrte *covos,* wie port. *covo,* span. *cueva* lehren: die Literatursprache führte das *a* durch (*cavus*). Der Umlaut *ĕ* zu *ŏ* hing von einem *o* der folgenden Silbe ab: *duenos* > *duonos* > *bonus,* aber **duene* > *bene* behielt *e.* Bei den neutralen *s*-Stämmen wie *helos* mußte demnach *e* in der Paenultima mit *o* wechseln: *holus: heleris, glomus: *glemeris.* Während nun die Literatursprache nur *holus, glomus* kennt, bewahrte die Volkssprache nach Ausweis von rumän. *ghem* aromun. *gl'em,*

ital. dial. *džemo* neben *ghiomo*, cors. *grembulu* neben *grombulu* die *e*-Form neben der *o*-Form.

Diese Ausgleichung und Normalisierung der Sprache ist in der höheren Literatur schon am Ende der Republik, zur Zeit Ciceros, allgemeiner aber erst in der Kaiserzeit durchgeführt worden. Sie war ein Werk der Grammatiker (iudicium suum grammaticus interponat his omnibus; nam hoc valere plurimum debet' sagt Quintilian I 7, 30) und der Schriftsteller, auch der Redner und erstreckte sich daher nicht nur auf die Orthographie, sondern auch auf die Aussprache: 'Plus exigunt subtilitatis quae accidunt in dicendo vitia, quia exempla tradi scripto non possunt' (Quint. I 5, 17). In Ciceros Zeit kam für dieses Hochlatein die Bezeichnung 'urbanitas' auf. Varro (r. r. I 2, 1) redet von den neuen urbani, die *aedituus* für das ältere *aeditimus* sagen. Quintilian (VI 3, 17) definiert sie: 'qua quidem significari video sermonem praeferentem in verbis et sono et usu proprium quendam gustum urbis et sumptam ex conversatione doctorum tacitam eruditionem, denique cui contraria sit rusticitas'. Also die Umgangssprache der Gebildeten in der Hauptstadt galt als Maßstab der Sprachrichtigkeit, eine Sprache, der alles Übelklingende ('absonum'), Bäuerische, Regellose, Unrömische fremd sein mußte (Quint. VI 3, 107).

Das Vulgärlatein

Der Begriff des Hochlateins fordert als Gegensatz den eines niederen Lateins, einer Volkssprache, des Vulgärlateins, von Cicero mit 'plebeius sermo' bezeichnet. Seine Definition bildet ein nicht ganz leicht zu lösendes umstrittenes Problem. Gegenüber der Neigung, das Vulgärlatein als ein eigenes Idiom scharf abgegrenzt gegen das Hochlatein aufzufassen, ist in neuerer Zeit betont worden, daß das Lateinische immer eine Einheit gebildet hat, die sich von der Umgangssprache der gebildeten Kreise, der 'consuetudo', dem 'cotidianus sermo' allmählich bis zur Sprache des niedersten Volkes abstufte. Auch von der Anschauung, als ob das Vulgärlatein nur der Spätzeit angehöre, wo es zur Grundlage der romanischen Sprachen wurde, ist man zurückgekommen, weil man gefunden hat, daß sich Merkmale des jüngeren Vulgärlateins schon recht früh finden, wie ja auch bereits Plautus (Mil. glor. 752) vom 'proletarius sermo' redete. So hat FrSkutsch in seinem Buche Plautinisches und Romanisches (Lpz. 1892) Vorläufer romanischer Erscheinungen schon im plautinischen Latein nachgewiesen; die Formen der Artikel ital. *lo la*, frz. *le* (älter *li*) *la les*, span. *los las* gehen auf proklitische endbetonte Formen von *ille, illé, illá, illós illás* zurück, die die Metrik für Plautus voraussetzt. Die romanischen Formen der Zehner *viginti triginta quadraginta* usw. mit Unterdrückung des *-gi-*, it. *venti trenta quaranta* usw., frz. *vingt, trente, quarante* haben Vorläufer nicht nur in den inschriftlichen Zeugnissen *vinti trinta quarranta sexanta*, sondern schon in der Betonung *víginti tríginta quadráginta*, die durch den Versiktus bei Plautus erwiesen wird. Auf den Weihinschriften der röm. Kolonie von Pisaurum treten, wie KMeister (Idg. Forsch. XXVI [1909] 69ff.) gezeigt hat, schon viele spätlateinisch-romanische Lautmerkmale auf, wie die Monophthongierung von *ae, au* (*Cesula, Diane, Pola*), die Synkope (*Lebro* = *Leibero, dedrot* = *dederunt*), der Abfall auslautender Konsonanten (*donu* = *donum, dede dedro* = *dedit dederunt* u. a.). Wir haben es also beim Vulgärlatein mit der sich lebendig fortentwickelnden, grammatisch nicht geregelten gesprochenen Latinität zu tun, von der zu allen Zeiten sich die Literatursprache, die Kunstprosa abhob.

Quintilian (VI 3, 107) deutet als Unterschiede der beiden Sprachtypen an das *absonum, agreste, inconditum* und *peregrinum*. Unter absonum mögen alle begrifflich wie lautlich übelklingenden Wörter, das Vulgäre im engeren Sinne zu verstehen sein, z. B. *testa* für 'Kopf', *bucca* für *mala* 'Backe', Schimpfwörter wie *matella* (Petron. 45) für ein gemeines Weib. Mit agreste ist ein Merkmal gemeint, das schon von Lucilius' Zeiten an als ein Hauptunterschied der Volkssprache vom Hochlatein empfunden wurde, die ja eben deshalb als rusticitas und urbanitas bezeichnet wurden. Die Sprache der hauptstädtischen gebildeten Kreise bewahrte z. B. den Diphthong *ai, ae*, das Land sprach *e*; daher verspottete Lucilius (Fr. 1130 M) C. Caecilius Metellus, den Praetor des Jahres 115 v. Chr., mit den Worten 'Cecilius pretor ne rusticus fiat'. War die rusticitas in diesem Punkte fortschrittlicher, so war sie doch in andern altertümlicher als die urbanitas, so daß Cicero (De orat. III 11, 42) sagen konnte: 'rustica vox et agrestis quosdam delectat, quo magis antiquitatem, si ita sonet, eorum sermo retinere videatur'. Der Ausdruck inconditum bezieht sich auf den Mangel grammatischer Regelung, wie ihn selbst die Kanzleisprache des 2. Jahrh. v. Chr. noch zeigt, peregrinum auf die Unempfindlichkeit gegen Fremdwörter, die die Literatursprache nur in einer gewissen Beschränkung zuließ. Schon bei Plautus fällt die Menge sonst seltener griechischer Wörter auf, wie *bolus* βολός, *dapsilis* δαψιλής, *drapeta* δραπέτης, *badissare* βαδίζειν, *comissari* κωμάζειν, *malacissare* μαλακίζειν. In Petronius' Satiren begegnen Gräzismen wie *frigori laecasin* (*λαίκασιν von λαικάζω) *dico, tengomenas* (τεγγομένας) *faciamus, Trimalchionis topanta est* (τὰ πάντα), *excatarissasti* (καθαρίζειν) *me, saplutus* ζάπλουτος. So enthalten auch die romanischen Sprachen zahlreiche griechische Wörter für nicht fachliche Begriffe, z. B. *camba* 'Bein', ital. *gamba*, sard. *kamba*, prov. *camba*, frz. *jambe* aus καμπή 'Biegung, Sprunggelenk der Pferde' (Phil. 60 [1901] 277 ff.); ital *cera, ciera* Gesicht, Miene, altfrz. *chiere*, neufrz. *faire bonne chère*, span. *cara* aus κάρα; altital. *cadauno*, prov. *cadaun*, span. *cada* 'jeder' aus κατά (*unum*); ital. *parola*, frz. *parole*, span. *palabra* aus παραβολή.

Während die Literatursprache infolge künstlicher Regelung einheitlich ist und im wesentlichen, besonders in Lauten und Flexion, sich immer gleich bleibt, zeigt das Vulgärlatein eine große Mannigfaltigkeit und viele örtliche und zeitliche Unterschiede: als eine lebendige Sprache entwickelt es sich weiter. Seine geschichtliche Bedeutung besteht darin, daß aus ihm die romanischen Sprachen, also die Kultursprachen Westeuropas erwachsen sind. In den Provinzen des römischen Reiches fand das gesprochene Latein neben der Schriftsprache durch die römischen Beamten, Soldaten und Kaufleute Verbreitung und besonders in den Militärkolonien überall feste Stützpunkte. Die Form, die das Vulgärlatein hier in der Spätzeit, am Ausgange des Altertums annahm, bildet die Grundlage der romanischen Sprachen. In lautlicher Beziehung war ihr Hauptzug die Aufhebung des Unterschiedes der Vokalquantitäten, also der Zusammenfall von Längen und Kürzen, und da alle kurzen Vokale schon vorher zu offener, alle langen zu geschlossener Aussprache übergegangen waren, so ergab sich später ein Zusammenfall von ĭ und ē, ŭ und ō. Auf konsonantischem Gebiet war die Palatalisierung der Gutturalen und Dentalen vor hellen Vokalen (ἀκτζιο = *actio*) der hervorstechendste Vorgang. In der Deklination gingen die meisten Kasusformen unter und wurden durch Umschreibung mit Präpositionen ersetzt. Auch in der Konjugation zeigt sich der Übergang vom synthetischen zum analytischen Sprachtypus einerseits in dem schon früh eintretenden Gebrauch von Hilfsverben, anderseits in dem Untergang des Futurums und des Passivs. Für die Wortbildung ist bezeichnend das Aufkommen von Deminutiven an

Stelle der Stammwörter, z. B. *oricula* (daraus ital. *orecchia*, frz. *oreille*) statt *auris*, das der Verfasser der Rhetorik ad Herennium IV 10, 14 als Beispiel für das *genus adtenuatum* im Gegensatz zum *genus grave* anführt, bei den Verben Frequentativa, Inchoativa u. dgl. für die Simplicia.

Vgl. PKretschmer KZ. XXX (1890) 497ff. XXXIX (1906) 275. JMarouzeau, Notes sur la fixation du latin classique, Mém. Soc. Lingu. XVII (1911/12) 266ff. XVIII (1913) 146ff. — Die Entwicklung der Literatursprache, die wesentlich Stilgeschichte ist, verfolgen wir hier nicht. Es sei auf ENordens Antike Kunstprosa, Lpz. 1898. [2]1909, sowie auf die anziehende Darstellung in FrSkutschs Abriß Die lat. Sprache, Kultur der Gegenwart I 8, [2]Leipzig 1907, 455ff., verwiesen. |

Zur Einführung in die Erforschung des Vulgärlateins dient der von WilhMeyer-Lübke bearbeitete Abschnitt in GGröbers Grundriß d. roman. Philol. I, [2] Straßbg. 1888, 451ff., auch desselben Einführung in das Studium der roman. Sprachwiss., Heidelbg. 1901, c. V; ferner CHGrandgent, An Introduction to Vulgar Latin, Boston 1910. Als lexikalisches Hilfsbuch auch für das Vulgärlatein kann das Romanische etymologische Wörterbuch von WMeyer-Lübke (Heidelbg. 1911ff.) dienen, durch das GKörtings Lateinisch-romanisches Wörterbuch [3]Paderborn 1907, ersetzt ist.

Eine Geschichte der Erforschung des Vulgärlateins bietet KvEttmayer in der Gesch. der idg. Sprachwiss. II 1, Straßbg. 1916 S. 231ff., der S. 256 ein 'Hilfsbüchlein zum Studium der Grammatik des Vulgärlateins' ankündigt. Aus der älteren Literatur ist von zusammenfassenden Arbeiten das grundlegende Werk von HugoSchuchardt, Der Vokalismus des Vulgärlateins, 3 Bde, Lpz. 1866—68 hervorzuheben, aus der neueren FGMohl, Introduction à la chronologie du latin vulgaire, Paris 1899. Unsere Quellen sind 1) die vereinzelten Bemerkungen von Schriftstellern wie Cicero, Quintilian, später Gellius, Isidor, dann namentlich die Angaben der lateinischen Grammatiker, Abschnitte de barbarismis, de soloecismis u. dgl. Vgl. Lambert, La grammaire latine selon les grammairiens latins, Paris 1908. Das wichtigste Denkmal dieser Art ist die sogen. Appendix Probi, ein Verzeichnis vulgärer Formen und ihrer Berichtigungen, herausgegeben von WendelinFörster, Wien. Stud. XIV (1892) 294ff., WilhHeraeus, Lpz. 1899, z. B. vetulus non veclus, cultellum non cuntellum, frigida non fricda, pegma non peuma, aqua non acqua, grundio non grunnio, vapulo non baplo. 2) Die Glossare vereinigt im Corpus glossariorum latinorum, die ältere Ausdrücke mit spätlateinischen Wörtern erklären, z. B. nurus bruta. Literatur bei Ettmayer a. a. O 247. 3) Die Inschriften: solche vulgärlateinischen Charakters hat EDiehl in Lietzmanns Kleinen Texten Nr. 62, Bonn 1910 vereinigt, spätlateinische derselbe, Lat. altchristliche Inschriften, [2] Nr. 26—28, 1913, die Fluchtafeln AAudollent, Defixiorum tabellae, Paris 1904. Das Provinziallatein hat mehrere Einzeluntersuchungen erfahren: JPirson, La langue des inscriptions de la Gaule, Brüssel 1901, Carnoy, Le Latin d'Espagne d'après les inscriptions, Löwen 1902/03 u. a. 4) Die Papyri (BGrenfell and AHunt, Greek Papyri, Series 2., Oxford 1897, 156ff.) und Urkunden. Auch den Abschreibern hochlateinischer Texte kamen zuweilen vulgäre Formen in die Feder, z. B. *padule* statt *palude* mit der Metathesis wie in ital. *padule*. 5) Die die Umgangssprache wiedergebende Literatur, Plautus, Terenz, später Petronius (Guericke, De linguae vulgaris reliquiis apud Petronium 1875, WHeraeus, Die Sprache des Petron und die Glossen, Progr. Offenbach 1899), dann die spätlateinischen Schriftsteller, wie die berühmte Peregrinatio Aetheriae, der ELöfstedt einen sehr wertvollen philologischen Kommentar (Upsala 1911) gewidmet hat, Chirons Mulomedicina, Mustios Gynaecia, eine Übersetzung von Soranus Hebammenkunde, Anthimus, die Übersetzungen des Oribasius und Dioskurides (s. dazu MNiedermann, NJahrb. 29 [1912] 313). Ein besonderes Kapitel bildet das Bibellatein. 6) Die lateinischen Lehnwörter im Griechischen und anderen Sprachen. Z. B. ngr. μούσκουλα 'Moos' erweist mit ital. *muschio* ein sonst nicht belegtes vl. *musculus* 'Moos'. Vgl. noch Ettmayer a. a. O. 248f. 7) Die Rückschlüsse aus den romanischen Sprachen, wofür auf die ganze romanistische Literatur zu verweisen ist.

Periode des Zusammengehens der griechischen und lateinischen Sprache

Die Einwirkung der griechischen Sprache auf die lateinische hat das ganze Altertum hindurch nicht aufgehört. Seit der Einverleibung Griechenlands und des griechisch redenden Orients trat ihr aber eine nicht viel weniger nachdrückliche

Beeinflussung des Griechischen durch das Lateinische an die Seite. Sie bestand in erster Linie in der Entlehnung lateinischer Wörter, dann auch in der Übernahme lateinischer Suffixe: *-ārius*, *-āris* in ἀρχάρις, διακονάρις, *-ātus* in ἀψινθᾶτον, ἀμυγδαλᾶτον, κιτρᾶτον, γομᾶτος zu γόμος 'gefüllt, voll', *-ūra* in κλεισοῦρα = *clausura*, κομματοῦρα. Umgekehrt werden lat. Verba mit griechischen Suffixen versehen: ἀκουμπίζω *accumbo*, ἀπλικεύω *applico*, δηφενδεύω *defendo*. Seinen Höhepunkt erreichte der Einfluß des Lateinischen auf das Griechische in der 1. Hälfte des 3. Jahrh., unter Konstantin dem Großen, der Byzanz zu seiner Residenz und zur Hauptstadt des römischen Reiches, zu einer Νέα Ῥώμη, machte. Das Lateinische verbreitete sich damals zugleich als Hofsprache, als Beamten- und Verwaltungssprache, als Rechts- und Heeressprache auf der Balkanhalbinsel. Damals bestand die Gefahr, daß die griechische Sprache der Romanisierung unterlag wie die Sprachen der eingeborenen Bevölkerungen der anderen römischen Provinzen. Aber das Griechische siegte schließlich in diesem Kampf; der Einfluß des Lateinischen flaute nach Konstantin, schon unter Justinian I. merklich ab. Doch die Narben, die das Griechische aus diesem Kampfe davontrug, sind noch zu erkennen in den zahlreichen lateinischen Lehnwörtern des Mittel- und Neugriechischen. Der merkwürdigste Überrest aus dieser Epoche der Romanisierung ist der Name, mit dem noch der heutige Grieche sich selbst nennt, Ῥωμιός d. i. Ῥωμαῖος 'Römer,' und seine Sprache Ῥωμαΐκα (Ntr. Plur.) d. i. 'römisch', eine Benennung, auf der auch arab. türk. *Rum* für das byzantinische Reich und seine Bewohner (*Rumelien*, türk. *Rumili*) beruht.

Die ältere Literatur über den Einfluß des Lateinischen auf das Griechische verzeichnet GMeyer, Ngr. Studien III, S. Ber. Wien. Ak. 132 (1895), 3. Abh., wichtig besonders Lafoscade in den Études de philologie néo-grecque (1892) 83ff. Ferner LHahn, Rom und Romanismus im griechisch-römischen Osten. Lpz. 1906. Zum Sprachenkampf. Philol. 10. Suppl.-Bd. (1907) 677ff. MTriandaphyllidis, Die Lehnwörter der mittelgriech. Vulgärliteratur, Straßbg. 1909.

Diese gegenseitige Durchdringung der beiden Sprachen erzeugte Parallelerscheinungen, bei denen es zweifelhaft bleibt, wer der gebende Teil war oder ob ein spontanes Zusammentreffen vorliegt. Dieser Zweifel besteht z. B. in vielen Fällen, wo Bedeutungsentlehnung in Frage kommt, wie ὀψία im N. Test. = *sera* 'Abend' bei Aetheria (ital. *sera*, frz. *soir* usw.), eigentlich 'späte Stunde': da δείλη ὀψία 'Spätnachmittag' im Gegensatz zu δείλη πρωία schon alt ist, liegt kaum auf griechischer Seite ein Latinismus vor. Ἧπαρ συκωτόν 'die Leber eines mit Feigen gemästeten Tieres, besonders der Gans oder des Schweines', ngr. συκώτι 'Leber' = lat. *ficatum* (vgl. Hor. Sat. II 8, 88 ficis pastum iecur anseris albae), ital. *fégato* span. *hígado*, frz. *foie* ist vielleicht vom Griechischen ausgegangen, weil dieses Anomala (ἧπαρ ἥπατος) regelmäßig durch Neuschöpfungen ersetzt hat und der Vokalismus von ital. *fégato* auf Einfluß von συκωτόν weist: es scheint sich also συκωτόν **secotum* mit der lateinischen Übersetzung *ficatum* gekreuzt zu haben. Fraglich ist, ob die Entwicklung von *ille* zum bestimmten Artikel im Spätlatein und in den romanischen Sprachen irgendwie durch das griechische Vorbild gefördert worden und ob die Entstehung des unbestimmten Artikels εἷς = *unus* in beiden Sprachen geschichtlich zusammenhängt. Im Lateinischen wie im Griechischen sind Deminutiva (ohne deminutive Bedeutung) an die Stelle der Stammwörter getreten, im Griechischen häufig zum Ersatz von Anomala, z. B. hellenist. ὠτίον (Moiris), ngr. αὐτί 'Ohr' für οὖς, ὀμμάτιον, ngr. μάτι 'Auge' für ὄμμα — vulgärlat. *oricula* für *auris, cultellus* ital. *coltello* frz. *couteau* für *culter*. Besonders bemerkenswert ist die Gleichartigkeit der seit dem 2. Jahrh. n. Chr. aufkommenden sog. Signa, d. h. Übernamen auf *-ius* = -ιος, abgeleitet von Adjektiven und Partizipien wie *Concordius Constantius*

Gaudentius Lactantius, Ἡσύχιος Μακάριος Γεώργιος Συνέσιος Φιλάγριος Εὐσέβιος Θεοδόσιος Ὀρειβάσιος Νεστόριος Auch begrifflich entsprechen sich Γρηγόριος *Vigilius*, Εὐστάθιος *Constantius*, Ἱμέριος *Desiderius*, Κυνηγέσιος *Venantius*, Νικάσιος *Vincentius*: eine Freigelassene Julia führte den doppelten Übernamen *Aphrodisia Veneria*, ein *M. Ippius* hatte das Signum *Equitius* (Glotta IV 79). Den Anstoß zur Schöpfung der Signa gab offenbar die Häufung der Cognomina im Lateinischen, die seit der Kaiserzeit einriß und zuweilen bis in die Dutzende ging. In der Folge wurden diese Bildungen die herrschenden Personennamen, die als Heiligennamen sich bis auf unsere Zeit vererbten (*Georg, Gregor, Vinzenz, Pankraz, Crescentia, Emerentia, Eulalia, Eusebia, Theodosia*).

Wir haben offenbar in weitem Umfang geradezu mit Zweisprachigkeit zu rechnen, die naturgemäß vielfach zu parallelen Neuerungen führte. Es ist merkwürdig, daß die Geschichte der griechischen und lateinischen Sprache im Altertum mit einer solchen Periode der Verbrüderung schließt, um alsbald seit der Begründung des oströmischen und weströmischen Reichs für längere Zeit völlig getrennte Wege zu gehen.

Einiges über diese Periode bei WSchulze, Graeca Latina, Progr. Göttingen 1901. OImmisch, Sprach- und stilgeschichtliche Parallelen zwischen Griechisch und Lateinisch, NJahrb. 29 (1912) 27ff. FPfister, Vulgärlatein und Vulgärgriechisch, RhMus. 67 (1912) 195ff. — Über die Entwicklung von *ille* zum bestimmten Artikel GWolterstorff, Glotta X (1920) 62ff. Über das Supernomen oder Signum MLambertz, Glotta IV (1913) 78ff., V (1914) 99ff. und die dort sowie oben S. 46 verzeichnete Literatur.